This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

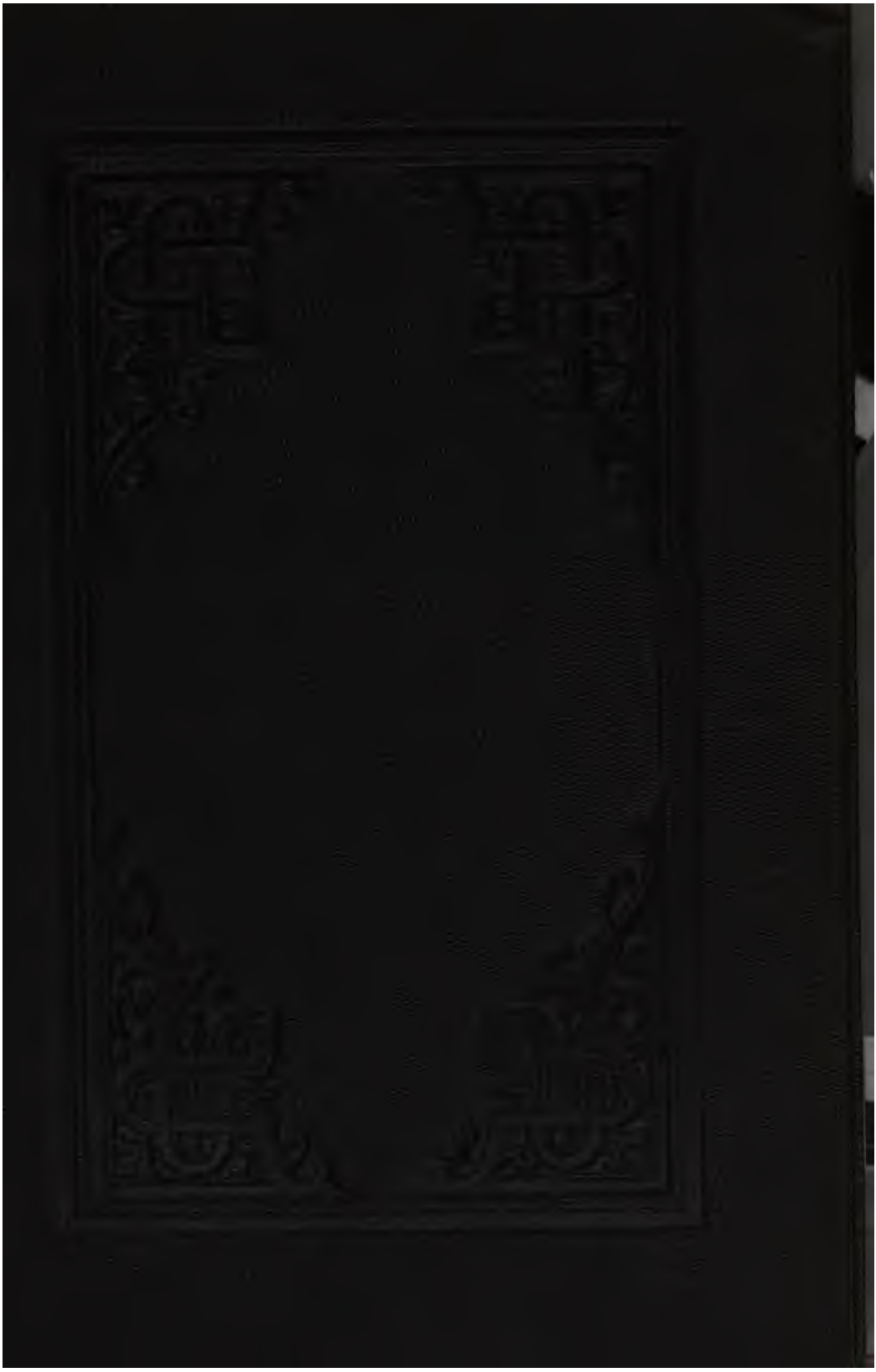
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

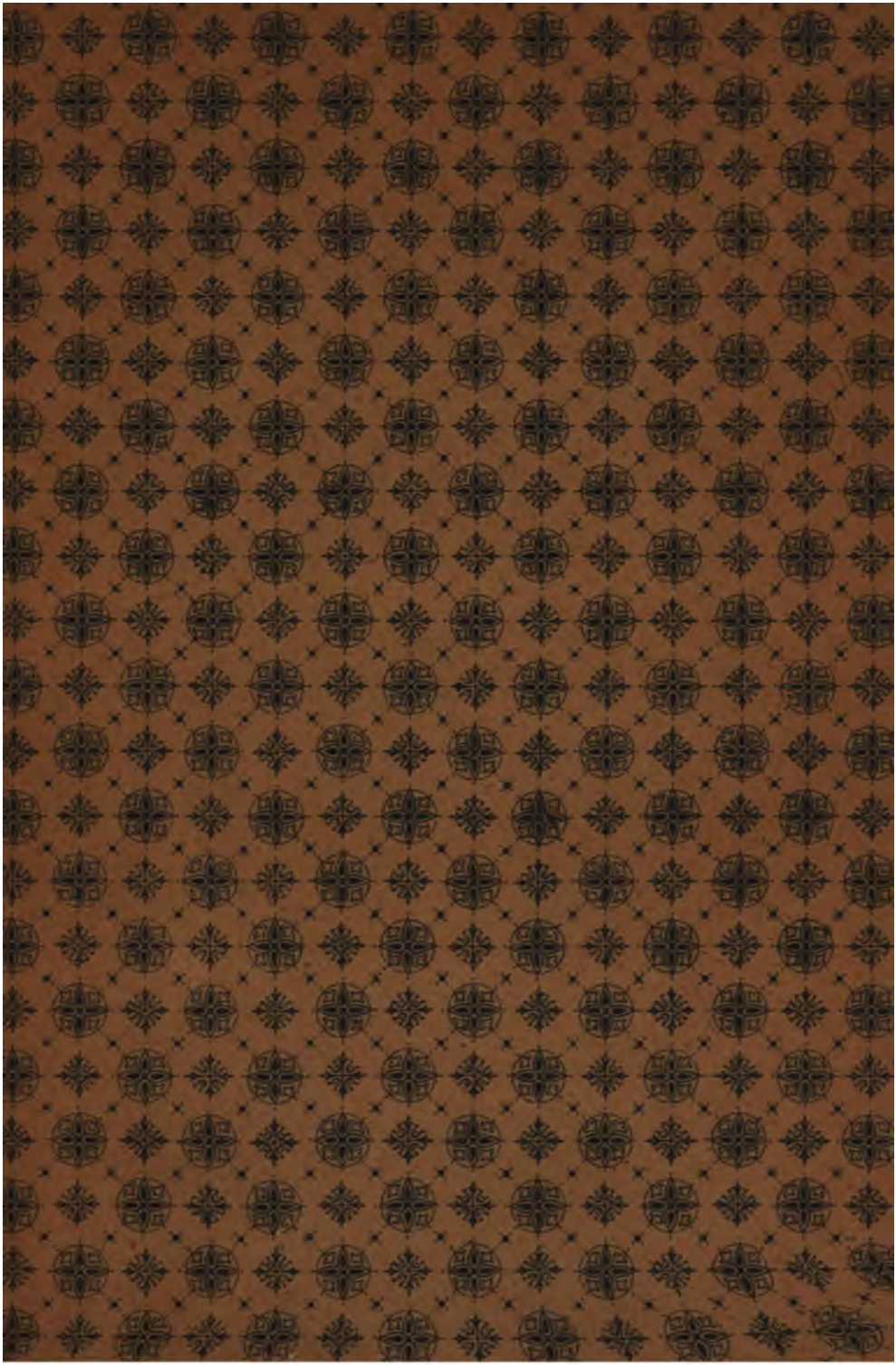
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Nr 4197.

Stanford University Libraries



Nr. 4197.

K 3776

Tegetthoff, Wilhelm von

AUS

WILHELM VON TEGETTHOFF'S NACHLASS.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF BEER.

WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1882.

TME

DS90
T4A3

Vorwort.

Der handschriftliche Nachlass Wilhelm von Tegetthoff's wurde mir vor geraumer Zeit durch Vermittlung eines Jugendfreundes von dem abgeschiedenen Feldmarschall-Lieutenant Carl von Tegetthoff übergeben. Sorgfältige Prüfung festigte in mir die Ueberzeugung, dass eine Veröffentlichung der wichtigeren Papiere jedenfalls dazu beitragen würde, den Helden von Helgoland und Lissa von einer neuen Seite kennen lernen zu lassen.

Die aus der Privatcorrespondenz ausgewählten Schriftstücke sind grösstentheils an den Vater gerichtete Briefe, dem Wilhelm von Tegetthoff über seine Erfahrungen und Erlebnisse die eingehendsten Mittheilungen machte.

Die Berichte an den Erzherzog Ferdinand Max aus Griechenland sind zum Theile interessante Beiträge zur Beurtheilung der griechischen Revolution, welche mit der Wahl des gegenwärtigen Königs Georgios I. zum Abschlusse gelangte.

Die Berichte aus Mexiko ergänzen vielfach die bekannten Verhandlungen über die Auslieferung der Leiche Maximilian's.

Der Essay über Wilhelm von Tegetthoff's Leben beruht grösstentheils auf bisher unbenützten handschriftlichen Materialien und auf Mittheilungen des Bruders und seiner Freunde.

Wien, 12. Mai 1882.

Adolf Beer.

I.

Die Familie Tegetthoff war, wie aus vorhandenen Aufzeichnungen hervorgeht, zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Westphalen ansässig. Johann Christof Tegetthoff, der Ur-Urgrossvater Wilhelm von Tegetthoff's, besass in Paderborn ein Haus und einige Grundstücke, welche später in den Besitz von Verwandten seiner Frau übergingen. Als Officier in kurpfälzischen Diensten machte er den spanischen Successionskrieg mit und starb an auf dem Schlachtfelde erhaltenen Wunden. Einer seiner Söhne, Johann Wilhelm, focht als Rittmeister bei Esterházy-Husaren mit Auszeichnung im siebenjährigen Kriege, wurde 1765 in den erblichen Adelstand erhoben und starb hochbetagt zu Eisenstadt in Ungarn.

Von seinen Söhnen, die insgesammt in der Armee dienten, hat namentlich der dritte, Josef, sich einen guten Namen erworben. Schon während des siebenjährigen Krieges hatte er die letzten Feldzüge mitgemacht und war allmälig bis zum Ausbruche der französischen Kriege zum Major vorgerückt. Während der Feldzüge 1794 zeichnete er sich durch besondere Tapferkeit aus und that sich im Gefechte am Hartenberg (6. April 1794) und bei den Angriffen auf Castel und Kostheim (27. September und 3. October) besonders hervor. Auch in den späteren Feldzügen 1797 — 1800 wird sein Name ehrenvoll bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt und er erhielt, obgleich er die statutengemässe Bewerbung unterlassen, wegen seines ruhmvollen Antheiles an der Schlacht von Stockach (25. März 1799) das Ritterkreuz des Maria Theresienordens. Nach 42jähriger Dienstzeit trat er in den Ruhestand und starb am 7. März 1819 zu Brünn.

Der älteste Bruder Johann Wilhelm's, Ignaz, ist der Grossvater Wilhelm's von Tegetthoff; Geburtsjahr und Geburtsort desselben sind unbekannt. Seit 1787 Hauptmann bei dem Infanterie-Regiment Franz Kinsky, trat er 1803 als Major in den Ruhestand und starb 1813 in Prag. Aus seiner Ehe mit Clara Baumann, der Tochter eines Magistratsbeamten, entsprossen zwei Söhne, Wenzel und Carl, und eine Tochter, Namens Sophie. Die beiden Knaben studierten am Gymnasium zu Prag, bis sie 1805 in Folge der Kriegsrüstungen in das Heer traten. Wenzel rückte zum Oberlieutenant vor, wurde 1809 in der Schlacht von Wagram verwundet und erlitt später dasselbe Schicksal in der Schlacht bei Dresden. Hiedurch gezwungen den activen Dienst zu verlassen, erhielt er 1826, nachdem er längere Zeit in den dürftigsten Verhältnissen gelebt, eine Anstellung bei dem k. k. Salzbergwerke Wieliczka und starb in den Fünfzigerjahren zu Wien. Sein Bruder Carl, der Vater Wilhelm Tegetthoff's, wurde bei dem Infanterie-Regimente Lindenau Nr. 29 als Cadet assentirt, machte als Fähnrich die Schlacht bei Austerlitz mit, kämpfte bei Aspern und Wagram, betheiligte sich an den Feldzügen 1813 — 1815, rückte 1825 zum Hauptmann und 1836 zum Major vor, als welcher er mit dem Commando des 3. Bataillons und des Werbebezirkes zu Marburg in Steiermark betraut wurde.

In dieser Stellung verharrte er bis zum Jahre 1840, als er durch körperliche Leiden genöthigt wurde, in den Ruhestand zu treten. Im Jahre 1848 wurde er zum provisorischen Schlosscommandanten von Riegersberg in Steiermark ernannt und mit dem Schutze der Landesgrenzen gegen die ungarischen Streitcorps beauftragt; 1850 erwarb er sich als Präses der Sanitätscommission, welche in Graz in Folge einer mit grosser Heftigkeit wüthenden Typhusepidemie in's Leben gerufen wurde, der sämmtliche militärischen Heilanstalten der Stadt unterstellt wurden, grosse Verdienste.

Der Vater Wilhelms von Tegetthoff war ein Mann von grossem Verstande und scharfer Urtheilskraft, dessen klarer Blick selbst die ihm ferner liegenden Gegenstände durchdrang; ein äusserst

rechtlicher Charakter von einer seltenen moralischen Strenge; streng gegen sich selbst stellte er auch an Andere die höchsten Anforderungen; von einem vollendeten Pflichtgefühl und gewissenhafter Genauigkeit sowohl im öffentlichen als auch im privaten Leben, heischte er von Jedermann die genaueste Erfüllung der Pflichten, auch von seinen Kindern. Noch im vorgerückten Alter verfolgte er die wichtigsten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärdisciplinen und der schönen Literatur; selbst philosophische Werke, wie z. B. die populären Schriften Kants, las er mit Eifer und empfahl sie seinen Söhnen, deren Erziehung er sorgsam leitete. Die Rücksicht für seine Kinder bestimmte ihn auch den activen Dienst zu verlassen. Seine Frau, Leopoldine Czermak, geboren am 28. April 1806 zu Prag, ist die Tochter eines Privatbeamten, der bald nach ihrer Geburt starb. Ihre Mutter heiratete in zweiter Ehe den Hauptmann des Infanterieregimentes Nr. 47 Anton Graf Kinsky, Sebor, und kam nach Pettau in Steiermark. Hier lernte Leopoldine ihren Gatten kennen und vermählte sich mit ihm zu Marburg im Jahre 1826.

Von den fünf Söhnen starben Leopold und Hermann in früheren Jahren. Der älteste, Carl, hat sich im Militärdienste bis zum Feldmarschall-Lieutenant emporgearbeitet; der jüngste Albrecht, geboren 1840, wurde in der Theresianischen Akademie zu Wien erzogen und später Professor der Mathematik an der Marine-Akademie zu Fiume und starb zu Graz am 22. Juli 1872 an den Folgen eines Lungenkatarrhs, den er sich in Ausübung seines Berufes zugezogen hatte.

Die Erziehung der Kinder leitete in deren jugendlichem Alter die Mutter, da ihr Gatte mit seinem Regiment, Anton Kinsky Nr. 47, im Jahre 1830 in Folge der revolutionären Ereignisse nach Italien geschickt wurde. In ihrer Jugend hatte sie den gewöhnlichen Schulunterricht bis zum zwölften Jahre genossen; für ihre weitere Ausbildung wurde wenig gethan. Frühzeitig zur Arbeit und Thätigkeit im Hause angetrieben, entwickelte sich ihr praktischer Sinn, gepaart mit einer nicht gewöhnlichen Klugheit und Verständigkeit des Wesens. Diese Eigenschaften

halfen ihr über viele Schwierigkeiten hinweg. Die noch junge Frau hatte bei der Abreise des Gatten die Erziehung von drei Knaben zu leiten und bei einem sehr geringen Einkommen für den Haushalt Sorge zu tragen. Nur durch Sparsamkeit, Emsigkeit und Energie gelang es die grossen Hindernisse zu überwinden; auch war sie von zärtlicher Fürsorge für das leibliche und geistige Gedeihen ihrer Kinder beseelt, die mit inniger Liebe an ihr hingen. Besonders Wilhelm bekundete in allen Lagen seines Lebens innige Anhänglichkeit und Zärtlichkeit; nie verliess ihn der Gedanke, wie viel er seiner Mutter schulde, und zwar nicht blos in materieller Hinsicht, sondern auch in Beziehung auf die Entwicklung mancher Charaktereigenschaft, die ihn im späteren Leben so sehr auszeichnete. Durch die strenge häusliche Zucht kamen bei dem Knaben hohe Wahrheitsliebe, Selbstständigkeit, strenges Pflichtgefühl, Humanität, Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit, Eigenschaften, die ihm in hohem Grade eigen waren, zur Entfaltung; und nicht ohne Rührung kann man die Briefe Wilhelm's an seine Mutter lesen, die auf jeder Seite bekunden, dass er sich stets bewusst blieb, wie viel er in erster Linie ihr schulde.

II.

Wilhelm wurde am 23. December 1827 zu Marburg in Steiermark geboren. Gegenwärtig ziert eine Gedenktafel das Haus, worin er das Licht der Welt erblickte. Von seiner Kindheit wissen wir wenig; in seinem fünften Jahre unternahm die Mutter mit ihren drei Kindern eine Reise nach Piacenza zum Besuche ihres Mannes und kehrte nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Marburg zurück; ein Erlebniss, welches für Wilhelm insoferne von Bedeutung war, als die jugendlichen Eindrücke auf der Reise ihn lange nachhaltig beschäftigten. Der Knabe entwickelte sich sichtlich. Er wird uns als ein robuster, aufgeweckter und herzensguter Junge geschildert, der schon frühzeitig Entschlossenheit und Unternehmungslust an den Tag legte und dessen hals-

brecherische Unternehmungen seiner zärtlichen Mutter manche Sorge bereiteten. Bei einem kühnen Versuche einen Teich zu übersetzen, fiel er in's Wasser und konnte nur mit schwerer Mühe herausgefischt werden.

Die ersten Anfangsgründe des Wissens wurden Wilhelm von einem Lehrer des Knaben-Erziehungshauses des Infanterie-Regimentes Graf Kinsky Nr. 47 beigebracht. Später besuchte er die Normalhauptschule; die Mutter ergänzte den mangelhaften Unterricht durch Vorlesung belehrender Jugendschriften. In der schönen Jahreszeit wanderte sie mit ihren Kindern in's Freie und die freundliche Umgebung Marburgs weckte in Wilhelm eine leidenschaftliche Liebe zur Natur, die ihm Zeit seines Lebens innewohnte.

Seit 1836 nahm der Vater die Erziehung in seine feste Hand. Trotz aller Zärtlichkeit und Liebe für seine Kinder forderte er mit unbeugsamer Strenge Erfüllung der Pflichten und Befolgung der strammen Ordnung. Wilhelm trat im Jahre 1837 in das Gymnasium zu Marburg, dessen untere Classen er zurücklegte. Der Vater bestimmte ihn zur Marine und kam damit den Neigungen und Wünschen seines Sohnes entgegen. Mit Eifer warf sich Wilhelm auf das Italienische und ersehnte den Augenblick, das ihm wenig zusagende Studium der classischen Sprachen aufgeben und in die Marineakademie eintreten zu können.

Der Abschied vom elterlichen Hause muss ein ungemein schwerer gewesen sein. Noch nach Jahren zittert in seinen Briefen ein wehmüthiges Gefühl nach, wenn er an die letzten in seinem Elternhause verlebten Stunden denkt. Die Ermahnungen der Mutter wirkten auf den Knaben nachhaltig. Zu widerholten Malen lesen wir die Versicherung, dass er ihre wohlmeinenden Rathschläge nie ausser Acht lassen werde, und täglich zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags beschlich ihn die Erinnerung an die Stunde, in welcher er von seiner Mutter Abschied nahm. So lange er sich in Gesellschaft des Vaters befand, der ihn nach Venedig brachte, empfand er die Schwere der Trennung nicht tief; um so ein-

samer und verlassener fühlte er sich später, nachdem die Thore des Institutes hinter ihm geschlossen waren.

Am 28. September 1840 betrat er zum ersten Male das Collegium, welches auf ihn und seinen Vater einen angenehmen Eindruck machte. In der ersten Classe befanden sich 121 Schüler, zumeist Italiener. Am 18. October zierte ihn zum ersten Male seine Paradeuniform: ein Frack mit einem in den Halskragen eingestickten Anker, ein Degen an der Seite und ein Filzhut mit einem Anker, einer Krone und einer Rose. Während der Woche nahmen die Schule und die Arbeiten die ganze Zeit in Anspruch. Nur an Sonntagen erhielten die Zöglinge die Erlaubniss, bei befreundeten Familien oder Verwandten einige Stunden zubringen zu dürfen; in den beiden ersten Classen allmonatlich einmal, in der dritten und vierten zweimal, in der fünften Classe an jedem Sonntage. Die Zöglinge begrüssten es freudig, wenn sie zum „Ausspeisen“ abgeholt wurden, und der Knabe berichtete getreulich seiner Mutter, wenn er dieses Glückes theilhaftig geworden, und fühlte sich einsam und verlassen, wenn er manchmal vergebens auf einen Erlöser harrte. Seine Eltern erwarteten mit grosser Ungeduld die ersten Berichte über seine Verwendung. Der Director schrieb jedoch eingehend an den Vater, dass er mit Wilhelm, mit dem Benehmen und gutem und sanftem Charakter desselben zufrieden sei; auch hoffe er, dass er bei der Classification, welche Ende Februar erfolgen werde, einen der ersten Plätze erhalten werde.

Die Schwierigkeiten, welche Wilhelm zu überwinden hatte, waren nicht klein. Des Italienischen nicht ganz mächtig, war er doch genöthigt, in dieser Sprache die Vorträge anzuhören und die an ihn gestellten Fragen zu beantworten. Indess scheint er schon nach wenigen Monaten sich einen genügenden Wortschatz angeeignet zu haben. „Mit dem Lernen geht es mir schon besser, denn ich verstehe schon ziemlich Alles“, meldet er seiner Mutter Ende Januar 1841. Mit Angst und Bangen sah er jedoch seiner ersten Classification entgegen. Ende Februar waren die Prüfungen zu Ende; Wilhelm war der Dritte in der Classe. „Verzeihe“,

schreibt er seiner Mutter, „dass ich nicht weiter voraus bin, es war nicht möglich. Ich lernte immer recht fleissig; wenn der Professor in der Schule war, gab ich recht gut Acht, und als es gegen die Prüfung ging, studirte ich auch in der Nacht im Bette. Aber wenn man nicht die Sprache weiss, ist es sehr schwer“.

Seine Briefe an die Eltern strotzen von Zärtlichkeit. Mit stereotyper Regelmässigkeit sandte er bei jedem Geburts- und Namenstage seine Glückwünsche und war tief bekümmert, wenn ein Brief nicht rechtzeitig anlangte; flehentlich bittet er, ihn nicht so lange ohne Mittheilungen zu lassen. Ueberhaupt legte er für Familienangelegenheiten ein grosses Interesse an den Tag. „Die fröhliche Nachricht von der Geburt eines neuen Bruders“, schreibt er seiner Mutter am 24. Juli 1841, „erfreute mich so sehr, dass ich gleich heute die Feder ergreife, um Dir ausdauernde Gesundheit zu wünschen, dass Du diese Tage glücklich überstehen mögest. Schreibe mir doch, wie er aussieht. Hat er einen grossen Kopf, blaue Augen, blonde Haare wie wir? Wie gross ist er schon? Grüsse ihn vielmals in meinem Namen!“

Während der Sommerferien erfolgte seine Ausfahrt zur See. Am 27. Juli 1841 Abends um 6 Uhr schifften sich die Zöglinge auf der Corvette „Caesarea“ ein. Hören wir ihn selbst. „Wir verweilten“, berichtet er seinem Vater, „im Hafen von Venedig bis 2 Uhr Morgens. Es war ein hübscher, fast windstiller Tag und wir kamen erst mit vielen Mühen um $^1/_2$11 Uhr aus dem Hafen heraus, wo sich ein ziemlich starker Wind erhob. Wir wurden von den Wellen sehr geschaukelt. Diesen Tag wurde mir sehr übel, den folgenden liess es nach, jetzt bin ich wieder gesund wie ein Fisch und habe einen sehr guten Appetit. Die Uebungsreise ging nach Ancona, Zante, Missolunghi, Patras; auf der Rückreise wurde Ragusa berührt“. Im nächsten Jahre meldet er seinem Vater, dass das Seeleben ihm gut anschlage, das Meer thue ihm wenig übel. „Dieses Jahr litt ich nur etwas in den ersten Tagen“, heisst es in einem Briefe vom 28. October 1842, „übrigens hatte ich nicht die mindeste Furcht während eines Sturmes“.

Von grosser Sehnsucht nach seinen Eltern erfüllt, kündigt ihm der Vater seinen Besuch in Venedig an; eine Nachricht, die mit Jubel aufgenommen wurde. „Wirklich unendlich erfreute mich Dein letzter Brief“, schreibt er seinem Vater am 14. März 1842, „da ich aus ihm entnahm, dass Du, liebster Vater, mich zu besuchen kommst. Wohl erkenne ich, dass es für Dich in Deinen mir bekannten Verhältnissen eine ungeheuere Auslage ist, die Reise von Graz nach Venedig zu machen. Doch denke nur an die unendliche Freude, die ich habe, meine Eltern wiederzusehen.“ Endlich hatte er das lang ersehnte Glück, seinen Vater umarmen zu können. „Du kannst Dir meine Freude bei der Ankunft des guten Vaters vorstellen“, schreibt er seiner Mutter am 15. April 1843, „wärest auch Du da, beste Mutter, dann wäre ich vollständig zufrieden. Bisher habe ich vier Tage beim Vater zugebracht. Die waren nach meinem Eintritte in das Collegium die glücklichsten. Ich hoffe, morgen, übermorgen und Dienstag ihn noch geniessen zu können, dann werde ich mich auch von ihm trennen müssen, um ihn erst nach 840 Tagen mit Dir umarmen zu können.“

Einförmig schlichen die Tage dahin. Der Knabe entwickelte sich sichtlich und seine Briefe bekunden eine stetig zunehmende Reife in der Auffassung und Beurtheilung der mannigfachsten Verhältnisse. An den kleinen und grossen Vorfallenheiten der Familie nimmt er den innigsten Antheil und die ihm übermittelten Nachrichten begleitet er mit verständigen Bemerkungen. „Die Nachricht, dass der Bruder Leopold in die Neustädter Akademie eintreten werde“, heisst es in einem Briefe vom 22. Juli 1842, „verursacht mir viel Vergnügen. Nun ist auch der Dritte versorgt, bleiben nur noch zwei. Du schreibst mir im letzten Briefe, dass Du glücklich in der Versorgung von uns Söhnen wärest. Das ist nicht zu leugnen; doch grösstentheils müssen wir es Deiner Mühe, Deinen Sorgen und Deinem Kummer verdanken.“ Jedes, wenn auch nur kleine Geschenk, welches seine Eltern ihm übersenden, bereitet ihm eine grosse Freude, die jedoch durch den wehmüthigen Gedanken gedämpft wird, dass die Mittel des

Vaters doch nicht für die zahlreiche Familie ausreichen. Dankbar für die kleinste Aufmerksamkeit, scheint er sich viele Gönner erworben zu haben, und in seinen Briefen an den Vater berichtet er getreulich, wer sich seiner angenommen.

Die sehnlichst genährten Hoffnungen, Vater und Mutter wiederzusehen, wurden zu nichte. Sein Austritt aus der Schule und sein Eintritt in den activen Seedienst nahmen die Geldmittel des Vaters stark in Anspruch und es scheint, dass nicht einmal die erforderlichen Summen vorhanden waren, um die nothwendigsten Ausgaben bestreiten zu können. Dem Vater muss es ungemein grossen Schmerz verursacht haben, dem Sohne mit dem Hinweise auf die ökonomischen Verhältnisse vorstellen zu müssen, dass er darauf zu verzichten habe, einige Zeit im Elternhause zuzubringen. Wohl war es Wilhelm nicht fremd geblieben, dass seine Eltern sich einschränken mussten, um bei der zahlreichen Familie mit den zur Verfügung stehenden Mitteln auslangen zu können, und des Sohnes bemächtigte sich nicht selten ein niederdrückendes Gefühl bei dem Gedanken, „dass nicht einmal eine Magd gehalten wird“, und dass die „gute Mutter, die in unserer Kindheit so viel Plage mit uns hatte, jetzt auf ihre älteren Tage auch noch so geplagt sein muss“, aber er hatte den Versicherungen seines Oheims geglaubt, dass sich die Eltern Einschränkungen blos auferlegen, um für die Kinder einen Sparpfennig zu haben. Davon, dass die harte Noth an die Thüre pochte, hatte er keine Ahnung. Um so niederschmetternder war der erste Eindruck, und nicht ohne Antheil folgt man den Herzensergüssen des Sohnes. „Meine Hoffnung“, schreibt er seinem Vater am 27. Mai 1847, „auf die Erfüllung eines so sehnlichen Wunsches, den ich seit fünf Jahren immer gehegt, und der mich in dieser ganzen Zeit in jeder Hinsicht belebte, war nicht geschwunden; mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht eröffnete ich Deinen Brief, doch als ich meine Hoffnungen, meine so schönen Träume in Nichts zerflossen sah, fühlte ich mich wie vernichtet; mein Herz fand erst dann Beruhigung, als ich mir durch Thränen Erleichterung verschaffte. Wohl hätte ich diese Jahre viel trauriger verlebt, hätte ich gleich von allem

Anfange an gewusst, nach einer so langen Trennung nicht auf Urlaub kommen zu können; denn dies war das Ziel meiner Gedanken, mit denen ich mich manchmal stundenlang beschäftigte; diese Hoffnungen erhielten mich heiter, und jetzt sehe ich Alles auf einmal vereitelt. Im ganzen fünften Jahre sprach ich mit meinen Cameraden vom Urlaube, alle beneideten mich dieser so sehr gesehnten Zeit so nahe zu sein, und jetzt vernehme ich, dass meine Wünsche nicht in Erfüllung gehen.

Du wirst auch, lieber Vater, verzeihen, dass ich Dir nicht gleich Deinen Brief beantwortete, aber meine Stimmung war zu traurig, ich konnte nicht schreiben.

Doch ich will mich jeder ferneren Klage enthalten, will Dein Herz damit nicht weiter betrüben; ich bin ja von Deiner väterlichen Liebe überzeugt, dass, wenn es Dir möglich wäre, Du gewiss mir die Aushilfe sowohl zu meiner Equipirung als zu meiner Urlaubsreise mit Freuden leisten würdest; ich bin daher auch weit entfernt, den geringsten Anspruch noch auf etwas zu machen, da ich aus Deinem Briefe die traurigen Verhältnisse entnahm, in denen Du mit der guten Mutter jetzt lebst und Dir so Vieles versagst, und doch bist Du, guter Vater, so gut, zu sagen, dass Du auch deshalb jetzt so eingeschränkt lebst, um nicht nur die wenigen Schulden zu berichtigen, sondern auch um für Deine Kinder etwas zu erübrigen.

Auf das letztere darfst Du nicht mehr denken, vielmehr jeden Kreuzer zu Deinem und der guten Mutter Besten verwenden, besonders, wenn es Dir möglich ist, wieder eine Magd zu halten; dies zu thun, bitte ich Dich innigst, damit die gute Mutter nicht gar so geplagt wäre, was mir am meisten wehe thut.«

Für seine Equipirung bedurfte er ausser den 100 Gulden, die er beim Austritte aus dem Collegium verabfolgt erhielt, noch 300 bis 350 fl. Der Vater brachte mühselig 100 fl. auf und hatte die Absicht, sie seinem Sohne zu schicken. Wilhelm lehnte die Gabe ab. »Ich bitte, theuerster Vater«, schreibt er am 26. Juli 1847, »mir es nicht übel nehmen zu wollen, wenn ich mich für die 100 fl., welche Deine grenzenlose Güte für mich

mir zudachte, nochmals bedanke. Ich kann sie wirklich nicht annehmen, denn es würde mich stets schmerzen, wenn ich das Bewusstsein hätte, dass Du und die gute Mutter meinetwegen Euch Abbruch thätet. Du schildertest mir Deine jetzige Lage, wie Du eingeschränkt lebst, in dem Briefe, in welchem Du mir die Unmöglichkeit, mich auf Urlaub kommen zu lassen, bekannt gabst. Ich sehe also ein, dass es Dir sehr schwer fallen muss, auf einmal eine Ausgabe von 100 fl. zu machen, und doch ist Deine Güte so gross, sie machen zu wollen. Es wäre also lieblos und undankbar von mir, wenn ich jetzt eine solche Summe annehmen würde«.

III.

Am 21. Juli 1847 verliess Tegetthoff nach fünfjährigem Aufenthalte das Collegium. »Du kannst Dir die Freude vorstellen«, schreibt er seinem Vater fünf Tage später, »die ich empfand, als ich das Thor des Collegiums hinter mir sah und dachte, da gehe ich nicht mehr hinein.« Am 28. September der Brigg »Montecuculi« als Cadet zugewiesen, mit der Bestimmung, nach Dalmatien zu gehen, unternahm er in den nächsten Monaten Ausflüge nach Ancona und Corfu; allein er sehnte sich über das adriatische Meer hinaus. »Wenn wir nur nicht mit unserer Marine in Dalmatien vergraben wären«, schreibt er seinem Vater am 24. December 1847, »und weiter in der Welt herumkämen. Wie sehr beneidete ich Männer, die mir von ihren Reisen nach Ostindien und China erzählten. Ich wurde wirklich traurig, als ich an unsere armselige Marine zurückdachte, bei der uns alle Hoffnung benommen ist, an solche Reisen denken zu können. Aussichten, in die Levante zu kommen, haben wir keine, aber hier im adriatischen Meere vergraben, noch längere Zeit zu bleiben, sehr viele. Bei Oesterreich verliert die Marine beinahe alles Interessante, was sie bei anderen Staaten besitzt«. Und einige Monate später heisst es in einem Briefe: »Wenn wir nur einmal aus dem adriatischen Meere herauskämen und zu einer schönen Reise bestimmt

würden! Wer weiss aber, ob dies je geschehen wird; wer weiss, ob mir es je zu Theil werden wird, Ostindien und China zu sehen. Dies wäre mein Wunsch, nur weit hinaus, dann von einem Sturme in wüste Länder verschlagen und in unbekannten Gegenden herumirren zu müssen. Ich wollte das Commando eines Schiffes, um es von einem zum andern Welttheile durch weite Oceane zu führen.« Der Gedanke an die untergeordnete Stellung Oesterreichs beschäftigte ihn unermüdlich. »Unsere Seemacht ist wirklich miserable«, schreibt er von Lissa am 2. August 1848. »In der geringen Zeit, in der wir bisher mit Kriegsschiffen anderer Nationen in Berührung standen, sah ich wohl klar und deutlich, dass wir nicht nur an der Zahl, aber auch wegen der Bauart und der inneren Eintheilung der Schiffe, besonders den Engländern, sehr zurückstehen. Die Ursache liegt darin, weil man immer in Allem ökonomisiren will und beinahe vor allen Neuerungen, die das Seewesen betreffen, erschreckt und sie nicht in Gebrauch setzt, weil es vielleicht ein paar Kreuzer mehr kostet. So wird Oesterreich immer gegen die anderen vorzüglichen Seemächte zurücktreten, wenn es sich um nichts anderes als um blosse unnütze Schreibereien kümmert«.

Tegetthoff befand sich auf einer Reise im griechischen Archipel, als am 27. Januar 1848 seine Beförderung zum Officier erfolgte. Bei seiner Rückkehr traf ihn die Kunde von dem Ausbruche der revolutionären Bewegung in Venedig. Ein grosser Theil der Marine-Officiere italienischer Abkunft stellte sich der republikanischen Regierung zur Verfügung. Tegetthoff und Andere mit ihm begaben sich nach Triest. Nur kurze Zeit auf dem Kanonenboote »Didone« in Verwendung wurde er der Brigg »Montecuculi« zugetheilt. Die Hoffnung beseelte ihn, dass er in seiner neuen Stellung eher Gelegenheit haben werde, sich auszuzeichnen, als auf kleinen Schiffen. Am 10. Mai erhielt er die Bestimmung, augenblicklich auf der Brigg »Venetia« abzureisen. Anstatt jedoch, wie er hoffte, nach Venedig gesendet zu werden, lief die »Venetia« in Triest ein und der kriegslustige Officier machte seinem Unmuthe in einem Briefe Luft. »Wir sind noch immer in Triest«,

schreibt er seinem Vater am 3. Juni 1848. „Die vereinte italienische Flotte ist bei Pirano geankert. Nachdem sie uns an Stärke bei Weitem überlegen ist, lässt man uns nicht hinaus. Wir spielen eine schöne Rolle mit unserer Marine. Wir können uns nicht rühren. Es ist wirklich ärgerlich und kränkend, dass das Kaiserthum Oesterreich sich vor solchen Staaten wie Sardinien auf der See flüchten muss. Wenn sich jetzt nicht unsere Aussichten geändert hätten, wenn wir nicht die Hoffnung hegen könnten, dass unsere Marine sich um Vieles vergrössern werde, ich hätte meine Entlassung genommen. Obwohl ich sehr gerne zur See diene, so eine schmähliche Figur wollte ich nicht zum zweiten Male machen. — Ich bin neugierig, wie lange es so fortdauern wird. Es ist schon nicht mehr zum Aushalten. Hätte man gleich Anfangs daran gedacht, Dampfer vom Lloyd und Kauffahrer mit Kanonen auszurüsten, wäre es nie zu einer solchen Schmach gekommen. Ich selbst schlug es einmal dem Feldmarschall-Lieutenant Gyulay vor, als ich durch einige Tage Adjutant bei ihm war. Doch er sagte, das bedürfe zu vieler Depensen und wir hätten genug Schiffe um eine venetianische Flotte zu vernichten. Jetzt geschieht hier auch nichts. Energie hat Oesterreich immer gefehlt.“ Und einen Monat später, am 4. Juli 1848, heisst es: „Ich befinde mich recht wohl, das Leben aber ist sehr langweilig. Wir haben einen sehr starken Dienst, kommen aber zu nichts und haben auch nicht die Hoffnung je zu etwas zu kommen. Unsere Marine ist sehr armselig und wird auch wahrscheinlich so bleiben“.

„Das feindliche Geschwader ist in der Nähe von Pirano geankert. Wir würden jetzt beinahe an Kräften einander gewachsen sein. Ueberdies soll es sehr unordentlich auf den feindlichen Schiffen zugehen und sollen schon mehrere Meutereien ausgebrochen sein. Unter diesen Umständen könnten wir mit unserer, obwohl unerfahrenen Mannschaft attaquiren, doch ist kein Anschein dazu.“

„Es bleibt immer beim Alten“, heisst es in einem Briefe vom 30. Mai 1848, „man hat die wenigen Schiffe, die wir jetzt

besitzen, schlecht armirt und glaubt hiemit genug gethan zu haben. Hätte man gleich nach Ausbruch der Revolution in Venedig, gleich nachdem man Gewissheit von den treu gebliebenen Schiffen hatte, darangedacht, die Marine zu vermehren, wäre diese nie in die traurige Lage versetzt worden in einer solchen keineswegs ehrenvollen Unthätigkeit zu bleiben. — — — Nie wäre es dahin gekommen, Triest, die erste Handelsstadt des österreichischen Kaiserstaates, von einer sardo-venetianischen Flotte blockirt zu sehen. — Man sagt, wir haben noch unerfahrene Matrosen; ich sage, wir haben gar keine Matrosen, wenn man nicht Alle jene, die die blaue Uniform anziehen, Marineurs nennen will. Statt Seeleute aus der Handelsmarine zu werben, deren man eine genügende Anzahl gegen eine ziemlich gute Besoldung hätte bekommen können, hat man um einen wohlfeilen Sold eine Menge Gassenpöbel aus Triest und Bauernvolk aus Istrien und Dalmatien für den kaiserlichen Seedienst aufgenommen, Leute, die nie auf dem Meere waren. Damals, wo wir vor Venedig kreuzten, hätte man die Mannschaften bei den ersten Stürmen beobachten können, hätte Jedermann diese unzweckmässige Oekonomie verwerfen müssen. Alle beinahe litten an der Seekrankheit, und lagen, theils aus Ueblichkeit theils aus Furcht, wie Viele, die zum ersten Male einen Sturm mitmachen, am Verdeck, statt Hand an's Werk zu legen".

Die Ernennung Martini's zum Commandanten der Marine schnellte seine Hoffnung, dass doch eine Besserung eintreten werde, empor, und er theilt seinem Vater den Befehl, den Martini bei Antritt seiner neuen Stellung veröffentlichte, mit; sowie dass man endlich sich in massgebenden Kreisen entschlossen haben soll, in England und Nordamerika einige Schiffe anzukaufen, andere in Triest zu bauen, und demnach der österreichischen Marine blühenderere Tage beschieden sein dürften.

Seit Mitte October war er dem Viceadmiral Martini in Triest zugetheilt. Er fand sich in seiner neuen Stellung bald zurecht, obwohl ihm, wie er schreibt, das Beim-Schreibtisch-Sitzen nicht so gut wie das Seeleben gefällt. Er träumt von dem Anbruch

einer neuen Zeit für die österreichische Marine, indem er die Hoffnung hegt, dass die jetzigen Affairen eine Lection für Oesterreich gewesen sein werden, um zu lernen, wie nöthig dem Staate eine Kriegsmarine sei.

Martini war nach Wien berufen worden und am 18. Februar 1849 erhielt Tegetthoff die Weisung, schleunigst dahin abzureisen. Unverzüglich theilte er seiner Mutter mit, dass er um 9 Uhr Abends Triest verlassen, sich bis Cilli des Stellwagens bedienen werde, um sodann mit der Eisenbahn seine Reise fortzusetzen. „Welche unendliche Freude wird es für mich sein, das Glück haben zu können, dich auf meiner Vorüberreise bei Graz auf einige Augenblicke sehen zu können!“ Der Brief traf jedoch zu spät ein und Tegetthoff fand auf dem Bahnhofe seine Mutter nicht, er hielt sich streng an den Auftrag, schleunigst nach Wien zu kommen und wagte es nicht, auch nur einige Stunden in Graz zu verweilen.

In Wien wohnte er beim „wilden Mann“ in der Kärnthnerstrasse und knüpfte während seiner nur kurzen Anwesenheit Verbindungen an, die für ihn folgenreich wurden. Durch Martini bei dem damaligen Handelsminister Bruck eingeführt, fand er bei der Familie eine ungemein freundliche Aufnahme und die einzelnen Familienmitglieder beeiferten sich, ihm den Aufenthalt in der Residenz so angenehm als möglich zu machen. Endlich auf der Rückreise von Wien nach Triest genoss er des lang ersehnten Glückes, seine Mutter in die Arme schliessen zu können. „Ich stieg“, schrieb er seinem Vater am 9. März 1849, „in Graz bei Deinem Quartier ab und ging früher zur Hausfrau, um durch sie die Mutter auf meine Ankunft vorzubereiten. Doch ich konnte sie nicht sprechen. Als ich hinausging, war die arme Mutter beim Brunnen um Wasser zu holen. Ich ging an ihr vorüber und erkannte sie nicht, sie mich ebenfalls nicht und fragte die Magd der Hausfrau, ob ich einer ihrer Verwandten wäre. Endlich durch die Magd näherten wir uns und blieben verstummt stehen. Beinahe neun Jahre hatten beide stark verändert und erst nach und nach kamen mir die Gesichtszüge

meiner guten Mutter wieder in's Gedächniss«, und an demselben Tage schrieb er seiner Mutter: »Mit schwerem Herzen sah ich gestern Graz aus meinen Augen schwinden, doch ich tröste mich mit der Hoffnung auf einen Urlaub. Ja, theuere Mutter, unser Wiedersehen scheint mir jetzt ein süsser Traum, aus dem man mit Schmerzen erwacht und die im Gedächtniss zurückgebliebenen Traumbilder fortzusetzen wünscht.«

In den nächsten Monaten begleitete er Martini nach Neapel, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, da er wegen Mangel an Officieren nach Triest zurückberufen wurde, um auf der Corvette »Adria« zur Blockade von Venedig verwendet zu werden. Endlich ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, er kam in's Feuer. »Wir erhielten um Mitternacht Nachrichten«, schreibt er von Chioggia aus, am 7. Juni 1849, »dass der Dampfer »Vulkan«, welcher Abends zuvor bei uns vorüberfuhr, in der Nähe einer venetianischen Batterie gestrandet sei. Er sollte einen Oberst in's Hauptquartier zu St. Anna bringen und fuhr aus Versehen des Wachtofficiers auf Schussdistanz von den feindlichen Kanonen auf eine Sandbank. Die Mondhelle, welche, sich im Meere spiegelnd, die niedere Küste schwer erkenntlich machte, war den Venetianern günstig. Sie eröffneten sogleich ein Feuer, welches sie ununterbrochen bis zum folgenden Morgen fortsetzten. Die Schaluppe der Corvette wurde, mit Wurfankern und Ketten versehen, abgesendet, um dem Dampfer beizustehen. Ich commandirte und so ward mein seit Langem genährter Wunsch erfüllt, Kugeln pfeifen zu hören.«

Leider fehlen uns schriftliche Mittheilungen, um die geistige Entwickelung Tegetthoffs in den nächsten Jahren schrittweise verfolgen zu können. Bis zum Jahre 1854 durchlief er die niederen Officiersgrade, und stand ununterbrochen im activen Seedienst, durchstreifte die Küsten des Mittelmeeres mit offenen Augen. Im Jahre 1853 finden wir ihn in Constantinopel und die von hier aus an seinen Vater gesendeten Briefe bekunden, mit welcher Aufmerksamkeit er die damals beginnenden Verwickelungen im Orient verfolgte. Die Mittheilungen über den

Verlauf der Sendung Leiningen's haben auch geschichtliches Interesse und stimmen mit dem, was wir sonst in officiellen Actenstücken über die Thätigkeit des österreichischen Sendboten gefunden haben, überein. Die klare und umsichtige Darstellung verdient in der That das Lob, welches der sonst strenge Vater ihr zollte.

Mit grosser Befriedigung begrüsste Tegetthoff die Ernennung des Erzherzogs Ferdinand Max zum Commandanten der Marine. „Vielleicht lächelt endlich unserer stiefmütterlich behandelten Marine eine freundliche Sonne“, schreibt er von Pola am 5. October 1854. „Ich bin vollkommen überzeugt, Erzherzog Max ist voll Energie und Liebe für den Seedienst. Dies bewies er im hohen Grade während der Zeit, als er das Commando der Corvette „Minerva“ führte und sich die gerechtesten Ansprüche auf Dankbarkeit und Achtung von jedem Marine-Officier mit Leib und Seele erwarb. Natürlich ist W's Partei, wie die sieben Weisen, die mit ihm im Commando thronten und nichts thaten, nicht sehr gut auf den Erzherzog zu sprechen und schiebt mehrere Gründe, wie sein jugendliches Alter u. dgl. vor, um an einen günstigen Erfolg zweifeln zu machen. Der feste Wille, etwas zu leisten, den der Erzherzog sicherlich hat, ersetzt gar Vieles und die Zukunft wird sehen, dass der eingetretene Wechsel von grossem Vortheile für unser Corps sein wird.“ Und einige Wochen später: „Der Erzherzog entfaltet überhaupt die grösste Thätigkeit und berechtigt zu den besten Hoffnungen. Er geht in alle Details ein und wird bei seiner Liebe für das Metier und bei seinem eisernen Eifer endlich einmal eine gründliche Reorganisirung unseres Corps zu Stande bringen, woran Dahlerup und Wimpfen nur oberflächlich pfuschten.“

Am 13. Juli 1854 übernahm er, wie er sich ausdrückte, die Alleinherrschaft der „Elisabeth“ mit dem festen Entschlusse, dem österreichischen Namen und der Flagge Ehre zu machen. „Ich gehe“, schrieb er seinem Vater am 12. Juli, „mit den besten Vorsätzen ausgerüstet meiner neuen Verwendung entgegen und hoffe, dass es mir mit Eifer und Ausdauer gelingen wird, das Schiff unter meinem Commando zu den Musterschiffen gezählt zu wissen.“

Am Ende dieses Monats befand er sich „im düsteren Ancona“. „Eine bedeutende Entschädigung für das monotone Leben gibt mir mein Golettchen, welches ich in einem nichts weniger als brillanten Zustande übernahm, folglich vollauf zu thun habe, um sie in einen möglichst präsentablen Zustand zu versetzen. — Mein jetziges Palais ist 84 Fuss lang, 21 breit und 9 tief; es ist summa summarum mit 63 Mann bemannt und mit zwölf Geschützen (nämlich 10 zwölfpfündigen und 2 sechspfündigen bronzenen Schlüsselbüchsen) armirt. Meine Braut „Elisabeth“ ist um ein Jahr älter als ich und nicht sehr hübsch, nebenbei kein Schnellläufer. Dennoch bin ich zufrieden und glücklich sie mein zu nennen. Der Anfang ist nun einmal gemacht und mit der Zeit wird schon etwas Besseres nachkommen“.

Mit Kreuzungen an der syrischen Küste, zumeist von Smyrna aus, verging das Jahr 1855. Die Mussestunden benutzte er zur Erlernung der türkischen Sprache, wie er denn überhaupt unablässig bemüht war, seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Mit grosser Aufmerksamkeit verfolgte er die Ereignisse auf der Krim und hoffte, dass Oesterreich sich an die Seite der Verbündeten stellen und auch der Flotte eine lohnendere Wirksamkeit zu Theil werden dürfte. „Man erwartet“, heisst es in einem Briefe von Corfu vom 19. Februar 1855, „mit gespannter Neugierde bestimmte Nachrichten aus Wien und will gar zu gerne wissen, wann die 500.000 österreichischen Truppen gegen Russland ziehen werden. Die Engländer sind sehr kleinmüthig; Officiere nehmen keinen Anstand offen vor aller Welt an den Tag zu legen, mit welcher Unlust sie in den Krieg ziehen. — Ich sprach mehrere mit einem Transport von 458 Invaliden angekommene kranke Officiere, sie gestehen ein, dass die kläglichen Schilderungen der Times aus dem Lager nicht sehr übertrieben sind und sagen offen, dass sie das Kriegshandwerk nicht verstehen.“ Und einige Wochen später am 1. April 1855: „Trotz der Wiener Conferenzen glaubt man hier nicht an Frieden, da man es für unmöglich hält, dass Franzosen und Engländer unverrichteter Sache von Sebastopol abziehen sollten. Dass sie aber je etwas ausrichten

sollten, bezweifelt man gleichfalls. Wer vermag auch abzusehen, wie sich dies Chaos lösen wird, und gesetzt den Fall, der Friede käme jetzt zu Stande, was wird dann mit der Türkei geschehen, wie wird sich dieser Staat, dieses früher schon morsche Gebäude, das der jetzige Krieg in jeder Beziehung untergraben hat, erhalten. Werden Franzosen und Engländer gutwillig Hand in Hand abziehen, wie sie gekommen?

Wenn nur dieser Wendepunkt nicht zu sehr hinausgeschoben wird, auf dass unser Kaiserstaat bis dahin in seinen Finanzen nicht zu sehr angegriffen sei und gegen beide Seiten hin ein energisches Halt rufen würde, um für sich den Löwenantheil nehmen zu können.«

Im Herbst 1855 nach Triest zurückgekehrt, erhielt er die Weisung, nach Pola abzugehen, um bei dem Hafenadmiralat verwendet zu werden, eine bei seiner ausgesprochenen Neigung für das active Seeleben unangenehme Bestimmung. Allein unmittelbar nach seiner Ankunft in Pola traf der Befehl ein, nach Triest zurückzukehren, um das Commando des Dampfers »Taurus« zu übernehmen und nach der Sulinamündung abzugehen. »Statt eines langweiligen Kanzleidienstes die Station eines mir bis jetzt unbekannten Ortes zu übernehmen, ist für mich jederzeit annehmbar«, schreibt er seinem Vater von Triest am 29. November 1855.

»Der Zweck ist, an der Mündung der Donau, wo gegenwärtig seit Beginn des Krieges ein Haufe Griechen sich zusammengerottet hat und sich alle möglichen Unordnungen erlaubt, den Handel Oesterreichs, welcher dort ein bedeutender ist, zu schützen. Es ist jedenfalls eine unabhängige und interessante Bestimmung, obgleich der Ort grosse Schattenseiten hat, nämlich eisige Kälte und beständig nebeliges Wetter im Winter, Fieberkrankheiten und Millionen Gelsen im Sommer.«

Die Aufgabe, mit welcher Tegetthoff betraut wurde, war eine sehr wichtige und zeigt, dass seine Tüchtigkeit und Befähigung bereits in hohem Grade in den Kreisen der Marineverwaltung anerkannt waren. Die Sulinamündung, seit dem Frieden von Adrianopel unter russischer Herrschaft, hatte durch die ab-

sichtliche Fahrlässigkeit der Petersburger Regierung viel von ihrer Brauchbarkeit für die Schiffahrt verloren, indem aus Rücksicht für Odessa der Donauhandel vernachlässigt wurde. Seit dem russisch-türkischen Kriege wurden die Donaumündungen blockirt; die hölzernen Gebäude bei einer Landung englischer Seetruppen unter Capitän Parker eingeäschert, der Leuchtthurm unbrauchbar gemacht. Erst im Frühjahre 1855 belebte sich der Ort wieder; die Schiffahrt begann unter den grössten Schwierigkeiten. Die Passirung der Barre bereitete jedoch dem Verkehr grosse Hemmnisse; die Anzahl der gescheiterten und gestrandeten Schiffe mehrte sich, und es mussten einige Massnahmen ergriffen werden, wenn nicht die Mündung des Stromes ganz unfahrbar werden und eine gänzliche Stockung der Schiffahrt eintreten sollte. Dazu kam, dass Sulina für den Pöbel der levantinischen Bevölkerung ein gewaltiger Anziehungspunkt wurde. Tegetthoff entwirft in einem Briefe an seinen Vater eine lebhafte und drastische Schilderung der Verhältnisse, die auch in seinen Zuschriften an das Marinecommando fast wörtlich wiederkehrt und der Darstellung des Grafen Alfons Wimpfen in seinen „Erinnerungen aus der Wallachei in den Jahren 1854—1856“ zu Grunde zu liegen scheint.

Tegetthoff heimste bereits nach kurzer Zeit das volle Lob seiner Vorgesetzten ein. Prokesch von Osten, damals Internuntius in Constantinopel, sprach sich über seine Thätigkeit ungemein anerkennend aus. „Es gereicht mir zur angenehmen Pflicht,“ heisst es in einer Zuschrift vom 17. März 1856 an den Marine-Obercommandanten Ferdinand Max, „die rühmliche Thätigkeit und Einsicht zu beloben, welche der Commandant des „Taurus“, Schiffslieutenant von Tegetthoff in der Sulina entwickelt. Seine Berichte sind die gründlichsten und umfassendsten; seine Haltung ebenso versöhnlich als energisch, überhaupt sein ganzes Wirken den sehr schwierigen Verhältnissen dort vollkommen angemessen.“ Und Graf Wimpfen, der, wie bereits erwähnt, die Verhältnisse an der Sulina in seinem Werke eingehend schildert und auf Grundlage actenmässigen Materials in der Lage war, die Wirksamkeit Tegetthoff's kennen zu lernen, hebt die grossen Verdienste des-

selben hervor. „Den maritimen Einrichtungen“, heisst es wörtlich, „wurden wesentliche Verbesserungen beim Eintreffen des Kriegsdampfers „Taurus“ zu Theil, dessen Commandant Schiffslieutenant von Tegetthoff am 20. Jänner das Schiffscommando übernahm und mit den nöthigen Fachkenntnissen ausgerüstet die Führung desselben durch eine Reihe einsichtsvoller und trefflicher Vorkehrungen bezeichnete, unter denen die Herstellung einer vollkommenen Hafenordnung und entsprechende Organisirung des Pilotenwesens, die Verbesserung des Leuchtthurmes und Einführung einer regelmässigen Signalisirung der Schiffe, endlich eine zweckmässige Classificirung und Aichung der Lichter in erster Linie standen, sowie vornehmlich seinen Bestrebungen gründliche Sondirungen an der Barre und vorzügliche Aufnahmen des Hafens zu danken sind.“

Die Stellung Tegetthoff's war eine um so schwierigere, als er streng genommen keine bestimmten Weisungen besass und ihm blos in allgemeinen Ausdrücken anbefohlen wurde, die Ordnung aufrecht zu erhalten und jede Collision mit fremden Nationalitäten zu vermeiden, ein, wie er seinem Vater schreibt, bei dem Umstande, dass sich nur eine Minderzahl von Oesterreichern in Sulina befindet, schweres Problem. Mit einem unermüdlichen Eifer machte er Studien an der Barre und erstattete Rathschläge, in welcher Weise Verbesserungen vorgenommen werden könnten, um eine grössere Tiefe des Fahrwassers rasch zu erzielen. Er wendete sich an Prokesch, um einige Baggermaschinen zu erhalten, womit er binnen nicht zu langer Frist entsprechende Resultate zu erzielen hoffte.

„Seine Alleinherrschaft“, wie er sie nannte, ging indess bald zu Ende. Die Ernennung des Majors Derbent zum Commandanten von Sulina erfolgte bereits am 27. Jänner 1856, noch ehe Tegetthoff sich warm gesessen hatte. So unangenehm ihn sein Zurücktreten in zweite Linie traf, er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er selbst keinen Anlass dazu gegeben hatte.

IV.

Bald nach seiner Abberufung aus Sulina erhielt Tegetthoff eine wichtige Mission, die jedenfalls zeigt, dass es ihm gelungen war, den Blick des Erzherzogs Ferdinand Max auf sich zu lenken. Der junge Marine-Obercommandant fasste nämlich die Bedeutung der österreichischen Marine in einem höheren Sinne auf. Nicht blos für die Vertheidigung des Staates und zum Schutze der weit gestreckten Küstengebiete sollten die grossen in Anspruch genommenen Mittel verwendet werden, sondern der Seehandel neue Impulse erhalten und Oesterreich eine hervorragende Stelle unter den seefahrenden Nationen erringen. Die Durchstechung der Landenge von Suez war bereits in Angriff genommen und bildete den Gegenstand eingehender Erörterung in der Publicistik. Die grosse Tragweite des Unternehmens wurde vom Erzherzog erkannt, die Bestrebungen Englands und Frankreichs, sich im rothen Meere festzusetzen, richtig gewürdigt. Oesterreich sollte und durfte nicht zurückbleiben, und Tegetthoff wurde mit dem Auftrage betraut, die Küsten des rothen Meeres zu durchforschen, um daselbst einen Platz für eine geeignete Kohlenstation ausfindig zu machen. Seine Weisungen lauteten dahin, sich mit dem bereits rühmlichst bekannten Ornithologen und Afrikareisenden Dr. Heuglin, der damals in Egypten weilte, in Verbindung zu setzen und mit ihm gemeinsam die Reise zu machen.

Tegetthoff trat am 27. März 1857 mit dem Lloyddampfer „Bombay“ die Reise an. „So wäre denn die Reise, die mir bis dahin als Traum erschien, zur Thatsache geworden“, bemerkte er in seinem sorgfältig geführten Tagebuche, welches Tag für Tag bis Ende Februar 1858 seine Erlebnisse enthält. Während der monotonen Fahrt brachte er den grössten Theil der Zeit mit Erlernen arabischer Worte zu, in der Hoffnung, beim Antritte seiner Expedition „der räuspernden Laute der Wüstensöhne so ziemlich Meister zu sein“. Am 1. April langte er in Alexandrien und zwei Tage darauf in Kairo an. Heuglin zeigte sich bereit,

dem ehrenvollen Antrage Folge zu geben. Ein Unwohlsein desselben, sowie langes und vergebliches Warten auf einen seiner Diener verzögerten jedoch den Beginn der Reise bis zum 18. Mai. Man entschloss sich, stromaufwärts zu segeln und das ursprüngliche Project, bis Aden ein Dampfschiff zu benützen, in Folge ungünstiger Nachrichten über die Witterungsverhältnisse im Golf während der Sommermonate, aufzugeben.

Die Briefe Tegetthoff's an seinen Vater gewähren ein anmuthiges Bild über die Einzelnheiten der Reise, auf deren Schilderung hier verzichtet werden kann, da auch Heuglin die Ergebnisse seiner Studien bald nach seiner Rückkehr im Jahrgange 1860 der Petermann'schen Mittheilungen veröffentlicht hat. Nur eines Erlebnisses mag hier gedacht werden, welches Heuglin mit keinem Worte berührt und dessen Mittheilung auch Tegetthoff in seinen sonst eingehenden Berichten an seinen Vater unterliess.

Die Reisenden hatten Ende November an der Somalikûste in Bender Gām Anker geworfen, um Schafe einzukaufen, nachdem ihr Fleischvorrath bereits zu Ende gegangen war. Der Ort zählte damals vierzig Hütten und drei elende Kaláa; die Einborenen sind Singelli-Somali, besitzen Vieh und führen Weihrauch und Harz aus. Heuglin begab sich am 28. November Nachmittags auf die Jagd. Tegetthoff verliess erst am Abend das Schiff, um einen kleinen Spaziergang zu machen, wurde jedoch von Dorfbewohnern, die sich angesammelt hatten, verhindert, landeinwärts vorzudringen; er wollte bereits rückkehren, als er einige Trupps bewaffneter Singellis aus dem Dorfe in der Richtung laufen sah, die Heuglin eingeschlagen hatte, was ihn bestimmte, am Lande zu warten. Heuglin kehrte kurz nach Sonnenuntergang von seiner Tour zurück; der Rest der Dorfbewohner hatte sich am Strande versammelt. Alles schrie und tobte, ohne ein deutliches Begehren auszusprechen, nur so viel konnten die Reisenden entnehmen, dass man ihre Rückkehr an Bord zu verhindern die Absicht habe.

Wie in Berbera, so ist es auch an allen Plätzen der Somalikûste Sitte, dass jeder anlangende Fremde, der mit dem Lande in Verkehr tritt, sich einen Abáh (Schutzherrn) nimmt, und die Rei-

senden waren bisher derselben immer nachgekommen. Gewöhnlich, nachdem die Anker gefallen waren, erschienen einige Kerle schwimmend an Bord, boten sich als Schutzherren an, begleiteten die Reisenden auf allen Gängen und wurden dann für ihre Mühe mit einem Stück Baumwollenstoff oder einigen Thalern belohnt.

Auch in Bender Gām wurde das Schiff unmittelbar nach der Ankunft von einigen Leuten besucht, die um Getreide bettelten, welches ihnen verabreicht wurde. Als Abáh jedoch bot sich keiner an, weder an Bord, noch später, als Heuglin und Tegetthoff an's Land traten. Der Reïs, der sie bisher immer auf diesen Landesbrauch aufmerksam gemacht hatte, hatte dies unterlassen. Als die Leute sich daher der Rückkehr entgegenstemmten, lag die Vermuthung nahe, es handle sich blos um einige Thaler, die das Dorf durch Stellung eines Abáh verdient hätte, und Heuglin wiederholte mehrmals einem Sangelli, Mohammed mit Namen — der Schah des Dorfes zu sein vorgab — er möge mit an Bord gehen, wo die Angelegenheit zu seiner Zufriedenheit geregelt werden würde. Mittlerweile hatte sich das Boot dem Strande genähert, um Heuglin und Tegetthoff abzuholen; diese wateten auf dasselbe zu, wurden aber gepackt und Heuglin entwaffnet. Es gelang beiden, zu entkommen und das Boot zu erreichen, aus welchem aber die Bemannung, erschreckt durch die Masse Menschen, entwichen war. Die Brandung ging ziemlich hoch, das Boot, fast ganz am Strande, wurde durch zwei Singellis, die die Fangleine erwischten, noch mehr in's Trockene geholt, Heuglin und Tegetthoff erwehrten sich eine Zeit lang mit den Rudern gegen die andringende Menge. Tegetthoff suchte einem der Kerle mit einer Stange einige Hiebe beizubringen, welche dieser durch Tauchen theilweise parirte. Heuglin versetzte einem jungen Burschen einen Stoss auf den Kopf, den dieser mit einem Stich seiner Lanze erwiederte und ihn am Halse verwundete. Jeder weitere Widerstand war vergeblich; Heuglin und Tegetthoff folgten ihren Gegnern. Heuglin blutete stark und fieberte, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, denn beide waren bis auf die Haut nass geworden und die Abendluft war kühl. Der Vorschlag, Heuglin

an Bord gehen zu lassen, um sich zu pflegen und Tegetthoff als Bürgen zu behalten, wurde von Mohammed abgelehnt und beide mussten den Ausspruch der Robasiat (Grossen der Krone) abwarten. Nach mehrstündiger Berathung erschien Schah Mohammed mit dem Beschlusse, dass 4000 Thaler zu erlegen wären, worauf die Gefangenen freigegeben werden würden. Tegetthoff lachte dem Manne wegen seiner drolligen Zumuthung in's Gesicht; Heuglin erklärte, dass sie nicht so grosse Geldmittel besässen, um dieser Forderung nachkommen zu können. Hierauf zweite Berathung und der Bescheid 1100 Thaler zu zahlen mit der Drohung, das Schiff zu stürmen und das Geld zu holen. Tegetthoff rieth, auch diese Forderung abzulehnen, in der Hoffnung einer abermaligen Herabminderung derselben. Heuglin sehnte sich sehr nach dem Schiffe, um sich und seine Wunde zu pflegen; er befürchtete überdies eine Plünderung des Fahrzeuges; Hassan und Jussuf, die Diener der Reisenden, drangen auf Nachgiebigkeit und schilderten mit grellen Farben die Folgen eines weiteren Widerstandes. Die Reisenden willigten ein, und nachdem die Summe übergeben, wiederholt gezählt und vertheilt worden war, gestattete man die Rückkehr an Bord und Heuglin erhielt auch die ihm abgenommenen Waffen wieder. Seine Wunde schmerzte und er wünschte sehnlichst ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen, und in Folge dessen steuerte man nach Aden, dem einzigen Orte, wo diese zu finden war.

Am 29. November um Mittag wurde der Bender Hafen verlassen; am 2. December in Aden geankert. Hier trennte sich Tegetthoff von seinem Gefährten Heuglin, der nach Kairo zurückkehrte. Während seines längeren Aufenthaltes verkürzte sich Tegetthoff die Zeit mit Studien; er zeichnete Karten und holte sich aus Feuchtersleben's Diätetik der Seele Trost. Man braucht zuweilen Balsam für die Wunden, die die Widerwärtigkeiten des Lebens schlagen, schreibt er am 20. December in sein Tagebuch. Am 23. December, an seinem Geburtstage, kündigte der Reis endlich an, dass die Barke segelklar sei. Die Fahrt ging an Schugra, Ras Sofian vorbei nach Magdála, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen wurde. Auf der Weiterfahrt wurden Makulla,

Scharma, Cosseir, Seger, Hedebó (Sokotora) besucht. Am 20. Februar war Tegetthoff wieder nach Aden zurückgekehrt, wo er sich zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt genöthigt sah, da er die erwarteten Gelder bei seiner Ankunft nicht vorfand. Seine Briefe sind düster gefärbt, da er seit Monaten ohne Nachricht von seinen Angehörigen war. „Dass ich nicht heiterer Laune sein kann", schrieb er einem Freund am 24. Februar 1858, „werden Sie mir gern glauben, wenn ich Ihnen sage, dass ich bei meiner Ankunft hier am 20. weder Briefe von meinen Angehörigen, noch Geld zur Fortsetzung meiner Reise antraf. Die letzten Nachrichten, die ich von meiner Familie habe, sind von Ende October v. J., ich muss daher vermuthen, dass sie von einem harten Schlage betroffen worden ist. Mein Geld irrt weiss Gott wo herum; ich hatte vor mehreren Monaten bestimmte Aufträge nach Kairo geschickt, und mit Zuversicht darauf gerechnet, Andeutungen hier zu finden, sah mich aber getäuscht." Und Tags zuvor, Dienstag am 23. Februar, schrieb er in sein Tagebuch: „Schrieb an Carl und Vater, letzterer Brief kostete mir Mühe — gleichwohl brachte ich nur Incohärentes zu Papier. Ich musste mehrmals inne halten, unwillkürlich drang sich mir das Bewusstsein auf, dass ich an Jemanden schreibe, der nicht mehr zu den Lebenden gehört. Gott gebe, dass diese meine Hoffnung eine falsche; ich hege aber wenig Hoffnung, ich fühle, ich weiss es, dass mich ein harter Schlag getroffen".

Die düsteren Ahnungen Tegetthoff's trafen zu; sein Vater hatte am 8. Februar das Zeitliche gesegnet.

Schon während der Reise hatte Tegetthoff ausführliche Berichte an den Erzherzog Ferdinand Max gesendet. In Aden nützte er die unfreiwillige Musse, um sich der traurigen auf ihn einstürmenden Gedanken zu entschlagen, zur Abfassung des Schlussberichtes, worin er Sokotora zur Erwerbung bezeichnete, welche seiner Meinung nach für 100.000 Thaler leicht bewerkstelligt werden konnte. Die Insel gehörte früher dem Sultan von Keschin, der bei seinem Ableben seine, grösstentheils aus Besitzungen an der Küste von Hadramaut bestehenden Gebiete

unter seine drei Söhne theilte. Sokotora und einige kleinere Eilande standen damals unter dem Sultan Saad. Im Jahre 1835 wurde Sokotora von Engländern besucht und einige Zeit hindurch als Kohlenstation verwendet, später jedoch, nach Eröffnung der Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Suez und Indien und nach Erwerbung von Aden wieder verlassen.

Wir wissen nicht, ob unmittelbar nach der Rückkehr Tegetthoff's diesbezügliche Anträge gestellt wurden, aber der Gedanke an die Erwerbung des Eilandes beschäftigte den Erzherzog Max, und als er zwei Jahre später in Begleitung von Wilhelm von Tegetthoff eine Reise nach Brasilien unternahm und aus den Zeitungen während seines Aufenthaltes daselbst ersah, dass England seinen systematischen Widerstand gegen den Suezcanal aufgegeben habe, erstattete er an den Kaiser einen Vortrag, der von Tegetthoff ausgearbeitet, in dem Antrag gipfelte, einen der arabischen Sprache vollkommen kundigen Marineofficier von einem Consulatsbeamten begleitet und mit den entsprechenden Vollmachten ausgerüstet nach Sokotora senden zu dürfen, um mit dem Sultan Saad über den Verkauf zu unterhandeln und sodann von dieser Insel Besitz zu ergreifen.

Das Project kam nicht zur Ausführung, Sokotora wurde 1878 wieder von den Engländern besetzt.

V.

Während seiner Anwesenheit in Aden erfuhr Tegetthoff seine Beförderung zum Corvettencapitän und seine Ernennung zum Chef der ersten Section beim Marine-Obercommando in Triest, welche Stellung er nach seiner Rückkehr übernahm und bis October 1858 bekleidete. Mit dem Commando der Schraubencorvette „Erzherzog Friedrich“ betraut, ging er sodann nach der Küste von Marokko, um über ein daselbst angeblich gescheitertes österreichisches Kauffahrteischiff Nachforschungen zu pflegen. Noch vor Beginn des Krieges 1859 in die Heimat zurück-

gekehrt, wurde bei Beginn desselben die Corvette „Erzherzog Friedrich“ mit den Schraubenschiffen nach Venedig beordert und nach einigen Kreuzungen und Materialtransporten nach Ancona zur Vertheidigung der Lagunen Venedigs und speciell der schwimmenden Barrikade im Hafen von Spignon bestimmt.

Nach Beendigung des Krieges erhielt Tegetthoff die Ernennung zum Adjutanten des Marine-Obercommandos und begleitete den Erzherzog Ferdinand Max auf dessen Reise nach Brasilien an Bord des Dampfers „Elisabeth“. Die in vielfacher Beziehung interessanten Berichte, welche der kaiserliche Prinz dem Kaiser erstattete, flossen aus der Feder Tegetthoffs.

Nach Rückkunft in Triest seiner Stellung bei dem Erherzog enthoben und im April 1860 zum Fregattencapitän befördert, übernahm Tegetthoff bis zum Herbste 1861 das Commando der Schraubenfregatte „Radetzky“ und hielt sich in Rhodus und Syrien auf. Im November dieses Jahres zum Linienschiffscapitän, und ein Jahr später, October 1862, zum Commandanten der Schraubenfregatte „Novara“ ernannt, übernahm er das Commando des Schiffes am 4. November und erhielt drei Tage später die Weisung nach Lissa zu gehen, um dort auf Befehl des Kaisers vom Linienschiffscapitän Pöck das Commando der nach der Levante bestimmten Flottenabtheilung zu übernehmen.

Als Tegetthoff die Fahrt nach seinem neuen Bestimmungsort antrat, hatte König Otto Griechenland in Folge der Revolution bereits verlassen, und er begegnete den beiden Schiffen, welche den ehemaligen Herrscher Griechenlands nach Venedig gebracht hatten. Man war auf der Suche nach einem neuen Könige, und als Thronkandidaten wurden Prinz Alfred, der Sohn der Königin Victoria, der Herzog von Aumale und andere genannt. Die Berichte Tegetthoff's an den kaiserlichen Prinzen, der, wie aus einem Brief desselben hervorgeht, auch als Thronkandidat in's Auge gefasst wurde, sind für die Geschichte jener Tage ungemein belehrend und bieten dem künftigen Geschichtsschreiber der griechischen Bewegung über die Zustände in Griechenland ein ziemlich reichhaltiges Material. Sie erzielten auch insoferne ein praktisches

Resultat, als der kaiserliche Prinz durch das Studium derselben in seinem Vorsatze, die ihm angebotene Königskrone abzulehnen nur noch bestärkt wurde. Das Lob des Erzherzogs über die Klarheit der Darstellung und die Reichhaltigkeit des Inhaltes ist ein wohl verdientes.

Nach Eintreffen des neugewählten Königs von Griechenland besuchte Tegetthoff die Küsten Egyptens, Syriens und den Suezcanal und ging dann nach Beirut. Aus den Zeitungen entnahm er, dass die österreichischen Truppen die Eider überschritten und ging in Folge dessen unter Dampf weiter, begegnete auf dem Wege nach Scio einem Lloyddampfer, der ihm den Befehl vom 25. Februar 1864 brachte, aus der unter seinem Commando stehenden Flottenabtheilung eine nach seinem Ermessen genügende Anzahl von Schiffen zu wählen, und, nachdem er durch eingeholte Erkundigungen die Ueberzeugung gewonnen haben würde, dass keine dänischen Kriegs- und Kaperschiffe den Handelsverkehr im mittelländischen Meere bedrohen, nach dem englischen Canale zu fahren, die dänischen Kreuzer aufzusuchen und eventuell auf hoher See anzugreifen, dänische Handelsschiffe zu kapern und den österreichischen, überhaupt den deutschen Handel mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen. Die Flottenabtheilung bestand damals aus den Schiffen: „Wall“, „Seehund“, „Vilebich“ und „Kerka“. Die beiden letzteren wurden nach Triest berufen; „Seehund“ rallirte sich mit „Schwarzenberg“, als der Befehl an Tegetthoff anlangte, nach Lissabon abzugehen. Ueber Malta, Algier und Gibraltar eilte Tegetthoff nach der portugiesischen Hauptstadt, wo ihn die Weisung erwartete, die Escadre abzuwarten und sich derselben anzuschliessen. Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte brachte das Schiff „Radetzky“ den Befehl zur Weiterfahrt nach Brest. Die Fahrt über den Meerbusen von Biscaya war sehr stürmisch. Nach einem vergeblichen Versuche, gegen den heftigen Nordost aufzukommen, sah Tegetthoff sich genöthigt, nach Vigo zu dampfen. Ein zweiter Versuch gelang; beide Schiffe gelangten nach Brest und einige Tage später auch „Seehund“, der sich an der Küste hinaufgearbeitet hatte. In Brest wurde

der Kohlenvorrath ergänzt. Die erwartete Escadre erschien nicht, da sie durch conträres Wetter zurückgehalten wurde, und Tegetthoff wurde durch eine um 12 Uhr 55 Minuten aufgegebene telegraphische Depesche vom 23. April, die um 2 Uhr 50 Minuten in seine Hände gelangte, angewiesen, allein weiterzugehen. „Auf allerhöchsten Befehl", lautete die Depesche, „haben Sie sich mit unterstehenden Schiffen mit Vorsicht nach Texel zu begeben; die dort liegenden preussischen Schiffe werden sich unter Ihr Commando stellen. Wenn Sie sich dann und nach den über das dänische Blockade-Geschwader einzuholenden Nachrichten für stark genug halten, einen Erfolg erzielen zu können, so trachten Sie um jeden Preis, die Blockade von Hamburg zu brechen. Eile thut noth."

Tegetthoff fuhr nach Texel, entsendete „Seehund", um die Kohlenergänzung zu beschleunigen, nach Ramsgate. Das Schiff rannte jedoch in Folge Ungeschicklichkeit der englischen Lootsen auf den Damm, erlitt einige Havarien, die es nothwendig machten, dasselbe behufs Ausbesserung in die Themse zu schicken. Tegetthoff kam daher blos mit „Schwarzenberg" und „Radetzky" nach Texel, nahm dort die preussischen Schiffe „Adler", „Blitz" und „Basilisk" unter sein Commando und lief in die Elbe ein.

Freitag den 6. Mai erhielt Tegetthoff durch den k. k. Consularagenten zu Cuxhaven die Nachricht, dass dänische Kriegsschiffe vor der Elbemündung gesehen worden seien und allsogleich fasste er den Entschluss, mit der vereinigten Flottenabtheilung auszulaufen.

Den 7. bei Sonnenaufgang sah man einen grossen Dreimaster am Horizonte, auf welchen er allsogleich Jagd machen liess, der aber nachträglich, nachdem man ihn erreicht hatte, als eine englische Fregatte erkannt wurde.

Am 9. Mai Morgens liefen die österreichischen Schiffe, da alle Nachforschungen nach dänischen Kriegsschiffen das übereinstimmende Resultat ergeben hatten, dass solche seit vierzehn Tagen nicht mehr vor der Elbe gesehen worden seien, wieder in die Elbe ein, um den Kohlenvorrath der preussischen Kanonenboote, welcher

schon sehr zusammengeschmolzen war, wieder ergänzen zu lassen. Die Schiffe waren noch auf dem Wege nach Cuxhaven, als der dortige k. k. Consularagent entgegenkam und ein Telegramm aus Helgoland übergab, welches die Anwesenheit dreier, anscheinend dänischer Fregatten in jenen Gewässern meldete.

Tegetthoff liess augenblicklich wenden und die österreichische Flottenabtheilung nach See zusteuern.

Um 1 Uhr Nachmittags kamen drei Kriegsschiffe in Sicht, welche sich bald als dänische, und zwar als zwei schwere Fregatten und eine Corvette erwiesen.

Tegetthoff liess den Schiffen telegraphiren: „Unsere Armeen haben Siege erfochten, thun wir das Gleiche!“ hierauf: „Klarschiff zum Gefecht“ signalisiren und nahm den entsprechenden Curs, um den feindlichen Schiffen, welche gegen Helgoland steuerten, den Weg abzuschneiden.

Die österreichisch - preussische Flottenabtheilung war in Schlachtlinie formirt und verfolgte einen nordwestlichen Curs, während die dänischen Schiffe, ebenfalls in Schlachtlinie, gegen $1^1/_2$ Uhr Nachmittags wendeten und einen südöstlichen Curs nahmen.

Auf eine Distanz von $18^1/_2$ Kabeln wurde das Gefecht von österreichischer Seite zuerst mit den Pivotgeschützen eröffnet, und sodann mit den Breitseitengeschützen auf $8^1/_2$ und 10 Kabel fortgesetzt. Als Tegetthoff sah, dass auf diese Weise ein Erfolg nicht so leicht erzielt werden würde, beschloss er, die Distanzen zu vermindern und liess deshalb die Flottenabtheilung durch den Contremarsch wenden und einen östlichen Curs, also convergirend mit jenem der dänischen Schiffe einschlagen, wodurch es gelang, die Distanzen successive bis auf 2 Kabel zu reduciren.

Während dieser ganzen Zeit unterhielten die österreichischen Schiffe ein wohlgenährtes Geschützfeuer, welches von den Dänen mit sehr grosser Heftigkeit erwidert wurde.

Einer der ersten Schüsse, welcher die Fregatte „Schwarzenberg“ traf, war eine Granate, welche in der Batterie explodirte

und fast die ganze Bemannung eines Geschützes ausser Gefecht setzte.

Zweimal brach auf der Fregatte Feuer aus; einmal durch eine Granate, welche in der Bordwand, und einmal durch eine Granate, welche im Banjerdeck über dem Eingange zur vorderen Pulverkammer explodirte und das Segeldepôt in Brand steckte. Beide Male wurde das Feuer gelöscht, ohne dass das Gefecht hiedurch die kleinste Unterbrechung erlitt.

Gegen 4 Uhr, nach fast zweistündigem, sehr heftigem Gefechte fing der Bauch des Vormarssegels der Fregatte „Schwarzenberg“ durch eine hindurchgegangene Granate Feuer, welches sich mit rasender Schnelligkeit verbreitete.

Die Schläuche der Feuerspritzen reichten nicht bis in die Höhe der Vormarsraa, und der Schlauch der Maschinenpumpe, der einzigen, welche das Wasser auf diese Höhe hätte treiben können, war durch eine Kugel durchschnitten worden. Ein Löschen des Brandes war daher, so lange er in solcher Höhe über Deck fortdauerte, zur Unmöglichkeit geworden. Der Wind wehte sehr frisch aus OSO, ungefähr der Curs der österreichischen Schiffe, und trieb daher das Feuer nach Achter; es war somit unumgänglich nöthig, abzufallen, was einzig und allein Hoffnung geben konnte, dem Umsichgreifen des Brandes Einhalt zu thun.

Tegetthoff liess das Signal machen: „Man falle ohne Zeitverlust vom Winde ab“, und hierauf: „Man bilde die Frontlinie nach der natürlichen Ordnung.“

Die Schiffe nahmen Curs nach Helgoland.

Die dänischen Schiffe sandten noch einige Kugeln mit ihren Breitseiten nach, die aus den Pivotgeschützen erwidert wurden, versuchten aber eine Verfolgung der vereinigten Flottenabtheilung nicht, sondern nahmen einen nordöstlichen Curs und verschwanden alsbald in jener Richtung.

Tegetthoff blieb mit der Fregatte „Schwarzenberg“ im Osten von Helgoland in Bewegung, um sie stets vor dem Winde zu halten, bis man des Feuers Meister wurde.

Nach und nach stürzten die verbrannte Vormarsraa, Fockraa und endlich auch die Vormarsstenge und das stehende Gut des Fockmastes auf Deck. Bei dieser Gelegenheit ging auch der Klüverbaum über Bord. Als nur mehr der Untermast allein stand und stets fortbrannte, blieb nichts anderes übrig, als denselben zu kappen.

Mit dieser Arbeit kam man erst um $10^1/_2$ Nachts zu Ende, während die Vormarsstenge, welche beim Herunterstürzen im Deck stecken geblieben war, an ihrem oberen Ende fortbrannte, und erst um ein Uhr Nachts durchgesägt war und sodann gelöscht werden konnte.

Das Kappen des Fockmastes nahm deswegen so lange Zeit in Anspruch, weil sich anfänglich wegen der unaufhörlich herabstürzenden glühenden Mastenringe, brennenden Stücke der Mars, der Lang- und Quersahlingen, des Eselshauptes u. s. w. Niemand dem Fusse des Mastes nähern konnte.

Um $10^1/_2$ Uhr Abends, als nach beendetem Kappen des Fockmastes die Fregatte „Schwarzenberg“ wieder gegen den Wind steuern konnte, trat die Flottenabtheilung ihre Reise nach der Elbemündung wieder an und ankerte am 10. um 4 Uhr Morgens auf der Rhede von Cuxhaven [1]).

Die öffentliche Meinung tappte längere Zeit über die Bedeutung des Helgolander Gefechtes im Dunklen; einige beurtheilten den Ausgang desselben als eine Niederlage, die indess durch die Ueberlegenheit des Gegners erklärt wurde; andere meinten, das Ergebniss sei ein unentschiedenes gewesen und spendeten der Mannschaft volles Lob [2]). Nur in Norddeutschland bildete sich die

---

[1]) Die Darstellung des Gefechtes ist fast wörtlich dem Originalberichte, der auch veröffentlicht wurde, entnommen.

[2]) Ueber den in der „Wiener Zeitung“ veröffentlichten Bericht Tegetthoff's bemerkt eine französische Stimme: „Les autrichiens, leur brave contre-amiral en tête, se sont conduits en héros. Un héros seul a pu écrire ce simple rapport que nous avons sous les yeux. On voit que l'écrivain ne cache riens ni ses pertes, ni la bravoure des ennemis, il ne se tait que sur lui même, et nous ne sommes plus étonnés maintenant qu'on ait nommé cet homme amiral en recompense de sa conduite.

öffentliche Meinung schon nach einigen Tagen dahin aus, dass das Seegefecht als ein glorreicher Erfolg über die feindliche Kriegsmarine aufzufassen sei, und man zollte, wie aus Hamburg an das Ministerium des Aeusseren berichtet wurde, „gerechte Bewunderung der Kühnheit der vom Commandanten der Escadre ausgeführten Attaque, sowie dem Muthe und der kaltblütigen Ruhe der Officiere und dem ausserordentlich heldenmüthigen Feuer der Dalmatiner“ [1]). In Bremen und Bremerhaven, wohin sich die Fregatte „Schwarzenberg“ am 20. Juli begab, wurde der Freude über das Erscheinen der kaiserlichen Flotte zum Schutze des deutschen Handels lauter Ausdruck verliehen, und bei einem dem Stabe am 28. Juli in Bremerhaven gegebenen Festessen, woran sich die Honoratioren des Ortes betheiligten, wurde der beim Fürstencongress im Vorjahre von dem Kaiser von Oesterreich angeregten Reformen der deutschen Bundesverfassung und der Entsendung einer österreichischen Flotte zum Schutze der deutschen Küste in dankbarer Anerkennung gedacht. Auch ein vom Stabe der Fregatte „Schwarzenberg“ unternommener Besuch in der Hansestadt Bremen wurde als Anlass ergriffen, um den Sympathien für Oesterreich Ausdruck zu geben.

Welchen Eindruck die Kunde von Helgoland in Wien erregte, ersehen wir aus einem Privatschreiben eines österreichischen Veteranen an Tegetthoff. „Um Dir jedoch eine richtige Vorstellung von der Höhe der allgemeinen Befriedigung zu bilden“, heisst es in dem Briefe vom 21. Juni 1864, „welche das Helgolandgefecht erweckte, musst Du Dir einen Augenblick die Situation veranschaulichen, die eingetreten wäre, wenn das Gefecht nicht stattgefunden hätte. Die Marine wäre das Gespött nicht nur ihrer in Oesterreich so zahlreichen Feinde, sondern auch der Preussen, ganz Deutschlands, ja selbst der ganzen Welt geworden. Dies wurde in Oesterreich von Allen empfunden, und Feldzeugmeister Benedek äusserte noch kurz vorher bei einer Inspicirung in Pola: Nur ein paar

---

[1]) Bericht Lederer, vom 20. Mai, an den Minister des Aeusseren (Handschriftlich.)

Schüsse, wenn auch nur einen Schuss, aber nur zum Schiessen müssen wir kommen. Graf Rechberg war auch ganz nervös, denn ihn beunruhigte das in Umlauf gesetzte Gerücht, dass die österreichischen Schiffe Befehl haben, nicht auszulaufen. Ebenso war der Kaiser selbst voll Unruhe, und daher seine Freude ausserordentlich gross, als der Telegraph die Nachricht von einem mit allen Ehren bestandenen Gefechte brachte. Auch die anderen Erzherzoge, die Spitzen der Armee zeigten eine Theilnahme, die man wirklich eine brüderliche nennen muss.«

VI.

Tegetthoff hatte sich einen europäischen Namen gemacht. So verschiedenartig die Urtheile auch lauten mochten, selbst die Gegner zollten dem Manne vollste Anerkennung, der es gewagt hatte den Kampf mit dem überlegenen Feinde aufzunehmen und dazu beigetragen hatte, dass die österreichische Marine die Feuertaufe erhielt.

Wenn der Thatendurst des Mannes volle Befriedigung darüber empfinden mochte, dass es ihm gelungen war, der jüngsten Marine Europa's eine achtunggebietende Stellung zu erringen: Tegetthoff war nicht blos Soldat, wenn er auch in seinen jugendlichen Träumereien Nelson um seine Lorbeeren beneidete und darnach dürstete, seinen Namen jenem des englischen Admirals an die Seite gestellt zu sehen, sondern hatte auch für die friedliche Mission der Marine offenen Sinn und wahres Verständniss. Seit dem ersten Auftauchen des Suezcanal-Projectes machte er in massgebender Weise auf die wichtigen Folgen aufmerksam, welche die beabsichtigte Wiederherstellung des alten Handelsweges für Oesterreich haben würde und regte Massnahmen an, „um der dereinst wachzurufenden umfangreichen Thätigkeit des Rheder- und Handelstandes eine der Grösse und geographischen Lage des Kaiserstaates entsprechende Theilnahme an dem unermesslichen Verkehre mit dem fernen Osten zu sichern«.

Seit er die Küsten des rothen Meeres kennen gelernt und einen Einblick in die kolossale Machtstellung des englischen Staatswesens gewonnen, wurde er in seinen Anschauungen nur noch mehr bestärkt und verfolgte mit grosser Aufmerksamkeit den Fortgang der Lesseps'schen Arbeiten und die von Frankreich und England ergriffenen Massnahmen.

England hatte schon die in der Meerenge von Bab el Mandeb gelegene Insel Perim und die Musha-Eilande an der Mündung der Bai Tadjurra besetzt und schuf sich durch deren Befestigung zwei Punkte, die ihm im Vereine mit dem wenig entfernten Aden den mächtigsten Einfluss auf den dortigen Handelsverkehr sicherten; Frankreich gründete in der erworbenen Bucht von Adulis eine Station für seine Kriegs- und Handelsschiffe und schien auch die Vortheile des einzigen frequenten bei Massora ausmündenden Caravanenweges nach Abyssinien von der neu zu gründenden Ansiedlung für seine politischen und commerciellen Interessen ausbeuten zu wollen.

Die von den beiden genannten Grossmächten getroffenen Massnahmen waren Tegetthoff's Ansicht nach ein Fingerzeig, dass auch Oesterreich an der künftigen Welthandelsstrasse nach den reichsten Gebieten Asiens einen Stationsplatz erwerben müsse, und zwar noch vor der zwölften Stunde und bevor noch andere Seestaaten das gegebene Beispiel nachahmen. In einem Vortrage an den Monarchen hob er hervor, dass ein längeres Zuwarten sehr bedenklich sein und dereinst vielleicht unbesiegbare Schwierigkeiten zur Folge haben würde; „die Erwerbung eines Stück Gebietes in fernen Meeren würde auch geeignet sein, dem durch den erlittenen Verlust der schönsten Provinz getrübten Glanz der Monarchie in den Augen des In- und Auslandes einigen Relief zu geben".

Diese von dem Erzherzoge Maximilian veranlassten Anregungen hatten ein praktisches Ergebniss nicht zur Folge, ohne dass ersichtlich wäre, welche Gründe ausschlaggebend waren, dass das Project begraben wurde. Aus den Papieren Tegetthoff's geht hervor, dass er sich auch später mit dem Gedanken beschäftigte,

durch welche Mittel Triest, „welches ungünstig gelegen, um im transatlantischen Verkehr eine Rolle zu spielen“, eine hervorragende Stellung in dem Welthandelsverkehr erlangen könnte, wie er überhaupt handelspolitischen Problemen ein eingehendes Studium zuwendete. Während seiner Reisen empfand er auf das Schmerzlichste die Inferiorität der österreichischen Flagge im Vergleiche mit den hervorragenden handeltreibenden Nationen. Während seiner Fahrt nach Brasilien erfüllte es ihn mit Bedauern, nur wenigen Kauffahrteischiffen zu begegnen und „die Abnahme der österreichischen Schiffahrt constatiren zu müssen“. Sein Nachlass bewahrt eine Reihe von Schriftstücken, welche der kaiserliche Prinz an den Monarchen richtete und glänzende Belege nicht allein für die Intentionen des Erzherzogs sind, sondern für den Mann, der die Feder führte. Nur ein Mann, der sich so intensiv mit den Verschlingungen des Verkehrs beschäftigt hatte, war im Stande, in so durchsichtig klarer Weise die Ursachen des Darniederliegens des österreichischen Seehandels klarzulegen. „Zölle“, heisst es wörtlich, „die die nördlichen Provinzen des Kaiserstaates begünstigen, Erhöhungen der Frachtsätze, die den Eisenbahngesellschaften grösseren Gewinn bieten und andere Massnahmen hatten zur Folge, dass ein grosser Theil des vaterländischen Exportes, der früher den Weg über unsere Küstenstädte nahm, nun die Häfen der Nordsee zu Stapelplätzen hat.“ „Die leidigen Valutaverhältnisse und die bureaukratische Verwaltung der Küstenprovinzen, die ihre Thätigkeit ausschliesslich nur dem geistlosen Streben nach Durchführung todter Formen zuwendet und keine Zeit erübrigt, um höhere und wichtigere Interessen zu verfolgen, und auch mit den Bedürfnissen einer Handelsmarine unbekannt ist, trugen dazu bei, um den unverkennbaren und leider bedeutenden Rückschritt unserer Handelsschiffahrt in den letzten Jahren hervorzurufen. Der Kaiserstaat besitzt aber anerkannt die besten Seeleute und das beste Material zur Schaffung einer Flotte, sei diese zu Kriegs- oder Handelszwecken bestimmt; Oesterreichs Industrie und Bodenerzeugnisse, die jetzt, wenn auch in bescheidenem Masse, einen Weg in's Ausland finden,

könnten durch weise, fürsorgende Massnahmen, noch zu einer nicht unbedeutenden, für das Vaterland gewinnbringenden Höhe gesteigert werden.«

Tegetthoff hatte nach dem dänischen Kriege Gelegenheit, sich mit handelspolitischen Studien zu beschäftigen. Am 10. Mai 1864 zum Contreadmiral und Escadrecommandanten ernannt, kam er nach Beendigung des Krieges nach Wien, um an den Berathungen über die Organisation der Flotte theilzunehmen. Allein seine Vorschläge fanden damals die Billigung der massgebenden Kreise nicht. Die Gründe sind uns unbekannt; aus einer eigenhändigen Notiz entnehmen wir, dass er in »Ungnade gefallen war«, und die Residenz verliess, um mit den Fregatten »Schwarzenberg« und »Donau« im adriatischen Meere und sodann in der Levante zu kreuzen. Er berührte Corfu, wo er mit seinem Gegner bei Helgoland, dem dänischen Commodore Swensen, zusammentraf, und besuchte dann im Herbst 1865 Egypten und den Suezcanal.

Die Ergebnisse seiner Studien fasste Tegetthoff in einer Arbeit zusammen, die in vollem Masse des Lobes würdig ist, welches ihr von Seite des technischen Comité's des Kriegsministeriums und des Handelsministeriums gezollt wurde. Sie beschränkte sich nicht blos darauf, eine Darstellung über den Gang der Arbeiten zu liefern, sondern die künftige Bedeutung des Canals in fachmännischer Weise zu erörtern; ihre Bedeutung beruht darin, dass in gedrängten Zügen hervorgehoben wurde, welche Massnahmen Oesterreich ergreifen müsse, um sich ebenfalls einen Antheil an dem Handel nach Ostasien zu sichern, indem auf die bedeutenden Vortheile hingewiesen wurde, welche Triest bezüglich eines Dampferverkehres mit Indien besitze. Man kann es als sanguinisch bezeichnen, aber Tegetthoff war davon überzeugt, dass der neue Wasserweg nach Indien, Triest und Fiume zu Emporien für den Import aus Ostasien machen könne.

Mit grosser Klarheit und mit seltener Umsicht fasst Tegetthoff am Schlusse seiner Arbeit die Bedeutung des Canals über den Isthmus von Suez für Oesterreich zusammen und lenkt die Aufmerksamkeit der Regierung auf einige Punkte, deren Ver-

wirklichung nothwendig sei, wenn der Kaiserstaat an den Vortheilen, welche der Canal dem Handel und Verkehr bringen werde, participiren wolle. Oesterreich, setzt Tegetthoff auseinander, müsse sich für einen Dampferverkehr rüsten, wenn es einen guten Antheil am Handel mit Indien und China erringen wolle; allerdings habe England eine mehr als 300jährige Erfahrung für sich, habe den Handel factisch in Händen, besitze wohlfeiles Eisen für den Bau seiner Schiffe und wohlfeile Kohlen für den Betrieb derselben, aber dennoch sei eine Concurrenz mit England möglich und die Eröffnung des Schiffahrtscanales biete Triest bezüglich des Dampferverkehres entschiedenen Vortheil. Tegetthoff macht jedoch darauf aufmerksam, dass die österreichische Küste auf ein sehr theures Brennmaterial angewiesen sei und die Beistellung wohlfeiler Kohlen eines der Haupterfordernisse sei, wenn die österreichische Dampfschiffahrt einen grossen Aufschwung nehmen und der Handel mit Indien seinerzeit über die österreichischen Häfen geleitet werden soll. Unbedingt nothwendig sei die Herabsetzung der Tarifsätze auf den österreichischen Eisenbahnen und speciell auf der Südbahn; Reform des Instituts des österreichischen Lloyd, Aufmunterung zum Bau eiserner Schiffe, Herstellung geräumiger Bassins, bequemer Ausladeplätze und Magazine für Schiffe und Waaren in Triest und Fiume, Abschluss von Handelsverträgen mit China, Japan, Persien, Anstellung von besoldeten Consularagenten auf den wichtigsten Plätzen des rothen Meeres u. s. w. [1]).

Fast ein Menschenalter ist verflossen, seitdem Wilhelm von Tegetthoff diese Rathschläge an die Regierung gelangen liess; mancherlei ist seitdem geschehen, in ihrer Gesammtheit sind die Winke des Mannes nicht zur Ausführung gelangt.

---

[1]) Die Arbeit Tegetthoff's ist abgedruckt in der „Oesterreichischen Revue", Jahrgang 1866, drittes Heft, S. 88.

VII.

Es gehörte zu den sehnsüchtigsten Wünschen Tegethoff's, eine Expedition nach Ostasien machen zu können, um jene Länder, welche seit den Vierzigerjahren vielfach die Aufmerksamkeit der gesammten Handelswelt beschäftigten, kennen zu lernen. Mit grossem Interesse verfolgte er die Literatur der Engländer und Amerikaner über die dem Verkehr neu erschlossenen Länder und unterstützte durch Wort und Schrift die Bestrebungen Triest's behufs Abschliessung von Handelsverträgen mit China und Japan. Seit Wüllerstorf mit der Leitung des Handelsministeriums betraut worden war, schien sich das seit einiger Zeit eingehend erörterte Project einer maritimen Expedition nach Ostasien seiner Verwirklichung zu nähern, und Tegetthoff, dessen Rückberufung aus Smyrna im Januar 1866 erfolgt war, sollte mit der Führung betraut werden. Durch Erlass des Kriegsministeriums vom 9. März 1866 erhielt er auf Ansuchen des Handelsministers die Weisung unverzüglich nach Wien zu kommen, um den hierauf Bezug habenden Berathungen beizuwohnen.

Die ersten Anzeichen eines bevorstehenden Bruches mit Preussen waren damals bereits in Sicht; die Zeitungen meldeten von Rüstungen und besprachen die Möglichkeit eines Krieges mit dem Nachbarstaate. Bereits in Graz betonte Tegetthoff in einem Gespräche mit Benedek die Nothwendigkeit, die Marine auszurüsten, um eventuell im Kriege verwendet zu werden und war freudig bewegt, bei dem in hohem Ansehen stehenden General Zustimmung zu finden[1]). Tegetthoff kam mit dem festen Entschlusse nach Wien Propaganda für seine Ansicht zu machen. Bei Creneville, den er zuerst aufsuchte, fand er, wie seine Aufzeichnungen besagen, „kein geneigtes Gehör; der ostensible Grund meiner Berufung nach Wien", fügt er hinzu, „ward benützt,

---

[1]) Ueber sein Gespräch mit Benedek findet sich die aphoristische Aufzeichnung: Marine im Nachtheile gegen die Armee. Drillen der Mannschaft erschwert durch Sprachenchaos etc. Benedek stimmte bei.

um meine Bedenken wegen der momentanen Unthätigkeit der Marine ausweichend zu beantworten«. Beim Kriegsminister wurde er nicht vorgelassen, da dieser mit den Vorbereitungen der Rüstungen vollauf beschäftigt, sich die gewöhnlichen dienstlichen Meldungen verbeten hatte. Mit dem Erzherzog Leopold, ferner mit dem Vorstande des Marinedepartements, Fautz, und dem Minister des Auswärtigen, Mensdorf, hatte Tegetthoff Unterredungen, ohne mit seinen Darlegungen die Ausrüstung der Marine zu beschleunigen, durchdringen zu können. Fast einmüthig lautete die Antwort: »Man dürfe sich nicht in Auslagen stürzen, ohne von deren Nothwendigkeit Gewissheit zu haben«; Tegetthoff erlaubte sich die Bemerkung, »dass, wenn man auf die Mobilisirung und Erhaltung der Armee reflectire, die in runden Ziffern mit 100 Millionen und einer Million pro Tag bezeichnet werde, die für die Flotte erforderlichen Summen gar nicht in Betracht kommen können«. Auf Gagern machten seine Darlegungen Eindruck und dieser erbot sich, bei dem Minister des Auswärtigen Mensdorf die Ansichten Tegetthoff's vorzutragen. »Speiste bei Graf Mensdorf«, heisst es wörtlich in den Aufzeichnungen, »trug dort diesem von Neuem meine Leidensgeschichte vor, war auch bei dem Chef des Generalstabes, Freiherrn von Hènikstein und Baron Biegeleben geladen; ersterer hörte mich mit ziemlicher Gleichgiltigkeit an, letzterer schien Interesse zu nehmen, scheint aber dieses wenige Minuten später verloren zu haben.«

Unter den kaiserlichen Prinzen war es blos Erzherzog Albrecht, welcher Tegetthoff's Ansicht, dass die Marine in dem bevorstehenden Kriege grosse Dienste leisten könne, vollständig beipflichtete und ihn an Fautz wies. Welches Ergebniss die Unterredungen mit dem Leiter der Marine hatten, ist nicht ersichtlich; in den Aufzeichnungen Tegetthoff's findet sich die Bemerkung: »Mittlerweile arbeitete man im Kriegsministerium mit angestrengter Thätigkeit; Regimenter wurden im Bereiche der ganzen Monarchie in Bewegung gesetzt und gegen Böhmen dirigirt, die dortigen Festungen in Stand gesetzt. Bei der Marine schlief man.« Die einzelnen angeordneten Massnahmen waren nach seiner Meinung

„unlogisch“, da man „nicht das Verständniss besass, die vorhandene Seemacht zu verwerthen“.

Am 31. März nach Pola zurückgekehrt, fasste Tegetthoff in einer etwas ausführlichen Darstellung die Ergebnisse seiner Wiener Reise zusammen und knüpfte daran einige Bemerkungen, aus denen zu ersehen ist, wie sehr ihn der Gedanke fortwährend quälte, dass die Marine zur Unthätigkeit verurtheilt sei.

„Ich bin vorgestern Abends von Wien zurückgekehrt“, schreibt er von Pola, am 2. April 1866, „wohin ich berufen worden war, um im Einvernehmen mit dem Handelsministerium bei den Vorkehrungen für die Expedition nach Ostasien thätig mitzuwirken. Der Zweck meiner Berufung nach der Residenz war jedoch gleich vom Momente meines Eintreffens in den Hintergrund getreten, da der Conflict mit Preussen — der täglich eine acutere Gestalt annahm — die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise ausschliesslich absorbirte. Statt nun meinerseits mich mit den Geschenken für die Herrscher von Siam und Japan und ähnlichen Fragen zu befassen, glaubte ich schon während meines Aufenthaltes in Wien mein ganzes Streben dahin richten zu müssen, die Fürsorge, die an den nördlichen Grenzen der Begegnung einer Kriegsgefahr gewidmet wurde, mindestens zum Theile auch auf die Vorkehrungen zu lenken, die zum Schutze unseres Handels und unserer Küsten unumgänglich zu treffen wären, und zwar um so mehr, als bereits vor 14 Tagen eine Allianz Preussens mit Italien — dem eine kräftige Marine zur Verfügung steht — täglich an Wahrscheinlichkeit gewann. Meine in dieser Richtung bei jeder sich ergebenden Gelegenheit wiederholten Bitten und Ueberredungsversuche blieben erfolglos; man fuhr fort, Truppen gegen die preussischen Grenzen zusammenzuziehen, die mährischen und schlesischen Festungen in Stand zu setzen, wollte jedoch Nichts davon hören, dass es dringend nöthig sei, zur Ausrüstung der Flotte zu schreiten, um den Schiffen womöglich einige Wochen Zeit zu geben, ihre neu zusammengetriebenen Mannschaften abzurichten, an die im Falle des Ausbruchs von Feindseligkeiten die schwere Aufgabe herantreten würde, einem weit überlegenen Gegner gegenüber

die Interessen des Kaiserstaates zur See zu wahren und zu schützen.«

»Ich verliess Wien mit dem peinigenden Gefühle, dass Unverstand und Gleichgiltigkeit von oben auch in diesem Jahre der viel gelästerten und geschmähten Marine harte Opfer auferlegen würden und ich traf hier in Pola ein, um trotz des Kriegsgeschreies aller in- und ausländischen Blätter das Hafen-Admiralat und Arsenal in einem gemüthlichen Friedensschlummer wiederzufinden, den zu stören einige von Wien eingetroffene Weisungen von halbverschwommener kriegerischer Färbung nicht vermocht hatten.«

»Es war nämlich — nachdem auch höheren Orts die vorläufige Vertagung der ostasiatischen Expedition angeordnet worden war — hieher der Befehl gegeben worden, die Fregatte »Schwarzenberg« von Neuem in kriegsmässigen Zustand zu versetzen, die für die gedachte Reise errichteten Depôts und erbauten Cabinen abzubrechen und Geschütze und Mannschaft auf den vollen Stand wieder zu completiren. Ich glaubte diese Arbeiten in vollem Gange anzutreffen, doch auch hierin musste ich enttäuscht werden; Charwoche, Osterfeiertage und ein von den hiesigen technischen Organen abgegebener commissioneller Antrag, der das Zuwarten anempfahl, machte, dass ich mein Schiff vielmehr für handelspolitische Zwecke, als für vielleicht sehr nahe bevorstehende kriegerische Eventualitäten vorfand, und dies zu einer Zeit, in welcher die Tagesblätter bereits umfassende Ausrüstungen in der preussischen Marine meldeten und das bevorstehende Erscheinen eines italienischen Geschwaders von acht Schiffen annoncirten, welches bestimmt sei, in den adriatischen Gewässern zu kreuzen.«

»Wir sind, wie gewöhnlich, nicht gerüstet, um einer plötzlich herantretenden ernsten Anforderung einigermassen zu genügen. An ausgerüsteten Schiffen verfügt die Marine gegenwärtig über die beiden Schraubenfregatten »Schwarzenberg« und »Donau« — die beide jedoch 8—10 Tage brauchen, um seeklar zu sein — über Corvette »Friedrich«, die von ihrer Stationirung in den

nordischen Gewässern nach dem adriatischen berufen wurde und endlich über die vier Kanonenboote „Hum“, „Dalmat“, „Reka“ und „Kerka“, die zwischen Pyräus, Corfu und Triest vertheilt liegen. Nebst diesen befinden sich noch in activem armirten Zustande die drei Segelschiffe „Bellona“, „Minerva“ und „Saida“, die jedoch unter Hinblick auf kriegerische Eventualitäten nur insoferne in Betracht zu ziehen sind, als sie ihre Bemannungen zur Ausrüstung von kriegstüchtigeren Schiffen abgeben können.“

„Bei dem Umstande, dass in den Gewässern Italiens und in den nächstgelegenen sieben Panzerschiffe und circa vier bis fünf grössere Schraubenschiffe, sämmtlich mit einer Ausrüstungszeit von mehr als einem Jahr vertheilt liegen, müssen unser Handel und unsere Küste als vollkommen schutzlos erscheinen und muss es daher gerechtes Befremden erregen, dass von Wien aus gar Nichts geschehe, um diesen besorgnisserweckenden Verhältnissen ein Ende zu machen und der Marine zu zeigen, dass man sich einerseits den Umfang der an selbe herantretenden Aufgabe gegenwärtig halte, andererseits aber bei Zeiten das Mögliche thue, um sie in Stand zu setzen, in edlem Wetteifer mit der Landarmee ihre Pflicht zu erfüllen. Dies hatte man im Jahre 1864 verabsäumt und nur der Thaten- und Sorglosigkeit der damaligen höchsten Marinebehörden ist es zuzuschreiben, dass die Flotte den Beginn ihrer activen Leistungen von Hohn und Spott begleitet sehen musste.“ —

Erst am 18. April, viel zu spät für Tegetthoff's Ungeduld, erfolgte die kaiserliche Entschliessung über die Betheiligung der Flotte im Kriegsfalle und seine Ernennung zum Escadrecommandanten. Während der nächsten Wochen entfaltete er eine staunenswerthe Thätigkeit, um die österreichische Flotte in einen kampffähigen Zustand zu versetzen. Es muss Aufgabe der Kriegsgeschichte bleiben, die Verdienste des Mannes in das rechte Licht zu stellen und die officielle Darstellung der Kämpfe Oesterreichs im Jahre 1866, welche sich zum grössten Theil auf die von ihm eingesendeten Berichte stützt, hat dieselben in entsprechender Weise gewürdigt.

Die erste Weisung lautete ganz allgemein und eröffnete dem Commandanten einen wenig selbsständigen Wirkungskreis. Der Escadrecommandant, so lautet dieselbe, ist bezüglich der Operationen im Grossen, des Einklanges und der nöthigen Unterstützung dieser Operationen wegen, an den Commandanten der Armee im lombardisch-venetianischen Königreiche gewiesen, jedoch ist derselbe ermächtigt, wenn sich günstige Gelegenheit bietet, sowie bei räumlicher Trennung und Unterbrechung des Verkehres auch selbstständig vorzugehen. Auch eine zweite, vom Kriegsminister Frank unterzeichnete Instruction vom 15. Mai lautet dahin: die k. k. Armee im Süden, insbesondere aber jene im lombardisch-venetianischen Königreiche, an dessen Commandanten der Führer der Flotte gewiesen sei, kräftigst zu unterstützen, den feindlichen Streitkräften möglichst Schaden zuzufügen und dieselben in ihren Unternehmungen zu hemmen. „Obwohl Seine Majestät der Kaiser unser allergnädigster Herr zuversichtlich erwarten", heisst es sodann wörtlich, „dass Allerhöchstdessen Flotte in aufopfernder Pflichterfüllung mit allerhöchstdessen Landarmeen wetteifern werden, so wird doch keineswegs die bedeutende numerische Ueberlegenheit der gegnerischen Flotte verkannt und aus diesem Grunde und bei dem moralischen Einflusse, den die Existenz der österreichischen Flotte auf die Operationen des Feindes an den Seeküsten zweifelsohne ausüben muss, bin ich von Seiner Majestät dem Kaiser beauftragt, es Euer Hochwohlgeboren zur Pflicht zu machen, keine Unternehmungen zu beginnen, welche die k. k. Flotte auf das Spiel setzen, oder wo die zu erreichenden Vortheile die voraussichtlichen Opfer nicht aufwiegen."

Wie ersichtlich, gab man sich in Wien gerade nicht grossen Erwartungen über bedeutsame, von der Flotte zu erringende Erfolge hin. Am 16. Mai erstattete Tegetthoff von der Rhede von Fasana einen ausführlichen Bericht über den Stand der Dinge. Noch verfüge er, setzte er auseinander, über sehr geringe Streitkräfte, und es werde Wochen dauern, bis alle der operativen Escadre zugewiesenen Schiffe nach und nach aus dem Arsenale

auslaufen, worauf sie erst ihre neuen Mannschaften einzutheilen und zu drillen haben werden; der Moment, in welchem eine kampftüchtige operative Escadre verfügbar sein werde, liege daher noch in weiter Ferne, während möglicher Weise der Ausbruch der Feindseligkeiten nahe bevorstehe. Vor Mitte Juni konnte die Escadre keineswegs bereit sein. Auch wagte Tegetthoff nicht zu behaupten, dass es bis dahin möglich sein werde, die Mannschaften nothdürftig einzuexerciren. „Bei dieser Sachlage", heisst es sodann wörtlich, „bei Erwägung, dass die Escadre hochwichtige Staatsinteressen, die Ehre ihrer Flagge und den guten Ruf des eigenen Corps zu wahren haben würde, stellt es sich wohl als eine gebieterische Nothwendigkeit dar, sie in Stand zu versetzen, um in der zweiten Hälfte des Monats Juni mit Kraft und Energie in den Gang der Kriegsereignisse eingreifen und durch einen gewichtigen Schlag ihr vielleicht Wochen dauerndes — gewiss aber unverschuldetes — thatenloses Zuwarten glänzend rechtfertigen zu können. Dass die Mannschaften von dem besten Geiste beseelt sind und gewiss als echte österreichische Seeleute kämpfen werden, glaube ich verbürgen zu können." Um das Gleichgewicht zwischen den beiden Flotten nach Möglichkeit herzustellen, stellte Tegetthoff den Antrag unter Zuhilfenahme von Privatunternehmern alle Kräfte anzuspannen, die in Pola liegenden Schiffe „Erzherzog Max", „Habsburg", „Kaiser" und „Novara" schleunigst in kampftüchtigen Zustand zu setzen und der operativen Escadre zuzuweisen. Die beiden erstgenannten Schiffe könnten binnen 3—4 Wochen gepanzert sein, auch wäre es während dieser Zeit möglich, die beiden Schiffe mit 48-Pfündern zu armiren; aber auch ohne Armirung und nöthigen Falls mit nur zum Theile ausgeführter Bepanzerung würden sie als Widderschiffe bei einem Angriffe auf den Feind die ausgezeichnetsten Dienste leisten können. „Wird an den vier Schiffen", mit diesen Worten schliesst die Zuschrift Tegetthoff's an das Kriegsministerium, „mit voller Energie gearbeitet und beschränkt man die Arbeiten auf das unumgänglich Nothwendige, so könnten sie binnen Kurzem verwendbar sein und die Escadre sodann unter

Anhoffung, dass das Kriegsglück sie begleite, die Aufgabe übernehmen das adriatische Meer vom Feinde zu säubern.«

Durch kaiserliche Entschliessung vom 23. Mai wurde die Ausrüstung des Linienschiffes »Kaiser« und der Panzerfregatten »Habsburg« und »Erzherzog Ferdinand Max« genehmigt und angeordnet, dass diese Schiffe sodann zur operativen Escadre zu stossen haben.

Die Arbeitskraft Tegetthoff's während dieser bangen Wochen war eine Staunen erregende. Aus seinen kurzen Notizen geht hervor, mit welcher Angst und Spannung er auf Tag und Stund unermüdlich Berechnungen anstellte, wann das eine oder andere Schiff kriegsbereit sein und sich der Escadre beigesellen würde. Leider ist Tegetthoff seinem Vorsatze, ein Tagebuch zu führen, nicht treu geblieben; indess gewähren die wenigen Blätter, die wir besitzen, doch einen Einblick in die Stimmungen jener Tage. Die Zeitungen stellten Congressverhandlungen in Aussicht, eine Nachricht, die Tegetthoff ungemein erfreute, weil die Marine auf diese Weise Zeit gewann, ihre Rüstungen zu beenden und die Versäumnisse, die sich das Ministerium zu Schulden kommen liess, wett zu machen[1]). Und als einen Tag später der Zusammentritt eines Congresses in Paris in den öffentlichen Blättern gemeldet wurde, bemerkte er: »Wir haben unsere Chancen, vor Beginn der Feindseligkeiten die ganze Flotte see- und kampfbereit zu haben, dafür aber nebst den Wälschen auch die Franzosen uns gegenüber zu sehen.«

Nach erfolgter Kriegserklärung fragte Tegetthoff bei dem Commando der Südarmee telegraphisch an, ob es ihm gestattet sei, mit der Escadre eventuell die Offensive zu ergreifen und an der italienischen Küste scharfe Recognoscirungen vorzunehmen. »Bitte«, heisst es wörtlich, »mir präcise Weisungen über den Grad der Freiheit in der Action, die mir nunmehr eingeräumt ist.« Die Antwort lautete: »Der freien Action der Escadre kein

---

[1]) Worte des Tagebuchs vom 28. Mai 1866.

Hinderniss im Wege, nur nicht über Lissa hinaus; Mündungen des Po und Küste Venedigs im Auge behalten.«

Obgleich die Escadre noch nicht vollzählig auf der Rhede von Fasana versammelt war, unternahm Tegetthoff eine Recognoscirungsfahrt nach Ancona, um über die Stärke der feindlichen Macht in der nördlichen Hälfte des Golfes Positives zu erfahren und in der Absicht, gegen die auf der Rhede von Ancona geankerten Schiffe unter günstigen Umständen offensiv vorzugehen, Die »günstigen Umstände« für einen Angriff der Rhede, auf welcher die feindliche Flotte beinahe vollzählig und grösstentheils dampfklar versammelt war, wurden nicht vorgefunden. Tegetthoff hegte indess die Ueberzeugung, dass das Erscheinen österreichischer Schiffe vor Ancona angesichts der feindlichen Flotte die hauptsächlichste Veranlassung war, dass diese beinahe einen ganzen Monat zögerte, ehe sie sich österreichischem Gebiete näherte und den Versuch machte, eine der vielen früher laut verkündeten Raubexpeditionen gegen die Küste in Ausführung zu bringen. Bis zum 18. Juli blieben die österreichischen Küstenorte unbelästigt und der häufige Verkehr von Kriegsdampfern zwischen Pola, Triest, Venedig und den Häfen Dalmatiens vollkommen unbehindert.

Die kaiserliche Flotte lag in drei Colonnen mit den Raddampfern in vierter Linie vollzählig auf der Rhede von Fasana vor Anker, als vom Insel- und Festungscommando in Lissa nicht sehr präcise abgefasste telegraphische Nachrichten über Insichtkommen feindlicher Schiffe und die Beschiessung des Forts von Porto S. Giorgio einliefen. Die Stärke des Feindes ward zuerst auf acht, dann auf zehn Dampfschiffe angegeben und erwähnt, dass die Beschiessung begonnen habe, ohne Schaden anzurichten. Tegetthoff hielt diese Unternehmungen gegen Lissa für eine Demonstration, um die kaiserliche Escadre von den nördlichen Gewässern des Golfes wegzulocken und einen Hauptangriff in den Gewässern des Isonzo, gegen welchen Fluss Cialdini's Armee vorrückte, vielleicht auf Triest mit grösserer Leichtigkeit und mit der Wahrscheinlichkeit unternehmen zu können, durch einige

Tage von der See aus unbehelligt zu bleiben. Dieser Ansicht stimmten auch die älteren zu einem Kriegsrathe berufenen Schiffscommandanten bei; sie erfuhr auch die Zustimmung des Kriegsministeriums und des Commandos der Südarmee, denen Tegetthoff die telegraphische Meldung erstattete.

Die in der Morgenstunde des 19. Juli aus Lesina eingetroffenen Meldungen — die Telegraphenverbindung mit Lissa war vom Feinde abgeschnitten worden — liessen jedoch deutlich entnehmen, dass auf Lissa ein wirklicher ernsthafter Angriff mit allen dem Feinde zu Gebote stehenden Mitteln unternommen worden sei. Tegetthoff beschloss in See zu gehen und meldete dies dem Kriegsministerium und dem Commando der Südarmee mit dem Telegramm: „Soeben erhalte Nachricht von Zara, dass Kampf bei Lissa heute sieben Uhr wieder begonnen, 22 feindliche Schiffe. Gehe mit Escadre ab, lasse Dampfer zurück, um mir Weisungen nachzubringen, bitte schleunige Antwort.“ Tegetthoff berief sämmtliche Schiffscommandanten an Bord und kündigte ihnen an, dem belagerten Lissa zu Hilfe eilen zu wollen, eine Mittheilung, die mit Hurrahs aufgenommen wurde. Der Flotte ward um $10^3/_4$ Uhr Signal gemacht: „Feuer vor“ und „wenn dampfklar, in Bewegung zu setzen“.

Ein grosser Theil der Flotte war bereits von der Rhede von Fasana in See gegangen, als vom Kriegsministerium die telegraphische Weisung eintraf: „Auf Allerhöchsten Befehl nach eigenem Ermessen handeln; wegen Demonstration gegen Lissa nicht auslaufen.“ Die Antwort vom Commando der Südarmee erreichte Tegetthoff erst am Tage nach der Schlacht.

Um zwei Uhr war die gesammte Escadre in See mit Curs Südost. Die feindliche Flotte wurde acht Meilen nordwestlich von Lissa angetroffen und zählte eilf Panzerfregatten, ein Thurmschiff, drei leichte gepanzerte Schiffe und acht Propellerfregatten mit zusammen 621 Kanonen. Die österreichische Escadre bestand aus sieben Panzerfregatten, einem Linienschiffe, fünf Fregatten, einer Corvette, sieben Kanonenbooten, zwei Schraubenschoonern und vier Avisoschiffen. Die italienische Flotte war an schweren Schlacht-

schiffen der kaiserlichen bedeutend überlegen. Die Ueberlegenheit des Feindes trat jedoch noch greller hervor, wenn die beiderseitige Bestückung verglichen wird. Die österreichischen Schiffe waren mit glatten 48- und 30-Pfündern und mit gezogenen 24-Pfündern armirt, während die feindlichen Fahrzeuge durchgehends mit schwerem Kaliber armirt und eine bedeutende Zahl von 110-, 150- und 300-Pfündern unter ihren Geschützen führten.

Die Flotte war in drei Divisionen getheilt und bildeten die Panzerschiffe die erste Division; die grösseren Holzschiffe die zweite Division; die Kanonenboote die dritte Division; jeder Division war ein Repetiteur beigegeben.

Die Divisionen selbst waren im vorspringenden Winkel formirt, die drei Winkel in Kielwasserordnung aufgestellt.

Diese Aufstellung ward unveränderlich beibehalten; sie bildete eine bequeme compacte Marschordnung, in der die einzelnen Schiffe leicht übersehen und bei der Zusammenstösse bei dickem finsteren Wetter am besten vermieden werden konnten. Sie eignete sich auch vorzüglich für den Angriff, da sie die ganze verfügbare Macht in einer compacten Masse in die Action bringt, und auch Uebergänge in andere Formationen mehr als jede andere erleichtert und mit Schnelligkeit ausführen lässt.

Die Division der Panzerschiffe, die die Spitze der Aufstellung bildete, hatte die Aufgabe, die feindliche Aufstellung zu durchbrechen und eine Mêlée auf kürzeste Entfernungen herbeizuführen, da nur in einer solchen die Ueberlegenheit des Feindes an Panzerschiffen einigermassen paralysirt und nur in einem Kampfe auf Pistolenschussweite von den zu Gebote stehenden schwachen Kalibern ein Erfolg erwartet werden konnte.

Die Division der grösseren Holzschiffe konnte je nach der Aufstellung des Feindes kurz vor Beginn des Kampfes vom Flaggenschiffe aus an den rechten oder linken Flügel der ersten Division disponirt werden oder es ihrem Commandanten überlassen bleiben, je nach den im entscheidenden Momente sich ergebenden Umständen in wirksamer Weise in die Action einzugreifen.

Die Kanonenboote endlich hatten den Auftrag, nach Herbeiführung der Mêlée sich in drei Gruppen aufzulösen und unter den Befehlen der älteren Commandanten die grösseren Holzschiffe zu unterstützen, je nach Umständen den Schiffen der zweiten Division durch Enfilirung ihrer Gegner Hilfe zu bieten.

Die Schiffe der zweiten und dritten Division mussten sich aber immerhin darauf gefasst machen — eingedenk Admiral Faragut's Wahlspruch: „Hölzerne Schiffe, eiserne Herzen“ den Kampf mit einem gepanzerten Gegner aufzunehmen, wie es allen Commandanten insgesammt als leitender Grundsatz, als Endsumme aller taktischen Regeln vorschwebte, dass nur dann ein Schiff auf seinem Posten sei, wenn es mit einem Gegner Breitseiten wechsle.

Gegen Abend frischte die Südost-Brise auf und trat mässiger Seegang ein; die Fahrt musste auf $5^1/_2$ Knoten herabgesetzt werden, um die Flotte in geschlossener Aufstellung zu erhalten. Die Propellerfregatten zweiten Ranges und die Schraubenschooner hatten Mühe, ihre Posten zu behaupten.

In den Abendstunden besprach Tegetthoff mit den Mitgliedern seines Stabes die möglichen Fälle, die für den darauf folgenden Tag gewärtigt werden konnten und die Massnahmen, die jedem einzelnen gegenüber zu ergreifen wären.

Gegen Morgen umwölkte sich der Himmel, Wind und Seegang nahmen der Art zu, dass die sehr tief liegenden Panzerfregatten zweiter und dritter Classe („Kaiser Max“, „Don Juan d'Austria“, „Prinz Eugen“ und „Salamander“) wegen des Wellenganges genöthigt waren, ihre Stückpforten zu schliessen. Unter solchen Umständen war zu besorgen, dass bei Fortdauer des Wetters und Seeganges der grösste Theil der Panzerschiffe, sowie Kanonenboote und Schraubenschooner ihre Geschütze vielleicht gar nicht oder doch kaum mit Erfolg würden gebrauchen können.

Um sieben Uhr herum meldete „Kaiser Max“, der als Ausluger der Flotte voranfuhr, sechs Dampfer in Sicht; vom Bord des Flaggenschiffes glaubte man gleichfalls am südöstlichen Horizont einige Rauchsäulen auszunehmen, war jedoch seiner Sache noch

nicht vollkommen gewiss, als eine Regenböe aus SW. die Flotte in einen dicken Mist einhüllte, der jede Fernsicht benahm.

Der Zustand des nun eingetretenen Wetters liess Tegetthoff den Ereignissen des Tages kaum mit Zuversicht entgegenblicken; dauerte das dicke Wetter an, so musste nach Verlauf von höchstens ein bis zwei Stunden irgend eine Verfügung getroffen werden; mit einer Flotte von 27 Schiffen war es absolut unmöglich, sich durch den nicht sehr breiten Canal von Lissa hineinzufühlen, wie es gleichfalls unmöglich war, mit einer so bedeutenden Anzahl von Schiffen einen Ankerplatz aufzusuchen. Eine Trennung konnte auch nicht als rathsam erscheinen, da man sich in Gewässern befand, in denen man von einem Moment zum andern auf den Feind stossen konnte. Unter Dampf in See zu bleiben, veranlasste einen Kohlenverbrauch, der bei dem geringen Fassungsraum an Brennmaterial von einigen Schiffen absolut zu vermeiden war; Segel zu setzen und beizulegen, war gleichfalls nur für einen Theil der Schiffe thunlich, da ein Theil derselben unvollkommene, ein Theil gar keine Takelage hatte.

Doch es war zum Glück Sommer und daher Hoffnung vorhanden, dass das Wetter binnen kurzer Frist sich aufklären würde. Und so geschah es auch; gegen neun Uhr setzte der Wind SW. um, die See begann sich zu legen; gegen zehn Uhr begann es plötzlich aufzuheitern, man erblickte Lissa und bald darauf die feindliche Flotte, welche eben im Begriffe war, sich zu sammeln. Wie aus den aufgefischten Briefen P. C. Boggio's und aus den später veröffentlichten italienischen Berichten entnommen wurde, war am 20. Morgens die am 18. begonnene, am 19. resultatlos fortgesetzte Operation gegen die Insel von Neuem in Angriff genommen worden.

Admiral Persano zog die Möglichkeit des Erscheinens der kaiserlichen Flotte zum Entsatze Lissa's gar nicht in Betracht, auf die bedeutende Ueberlegenheit der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte bauend.

Am 20. Morgens sollte daher der Angriff auf Lissa, der unbegreiflicher Weise im Laufe des 18. und 19., wenn auch mit

nicht unbedeutenden Verlusten, zurückgeschlagen wurde, mit aller Energie unternommen werden.

Dem Signal „Klarschiff zum Gefecht“ vom kaiserl. Flaggenschiffe folgte jenes: „Distanzen schliessen, Ausluggerschiffe auf ihre Posten einrücken, Panzerschiffe Feind anrennen und zum Sinken bringen“, für das bereits vorbereitete Signal „Muss Sieg vor Lissa werden“, blieb keine Zeit übrig; die Flotte hatte sich sehr rasch dem Feinde genähert.

Auf circa zehn Kabel eröffnete der Führer der feindlichen Linie „Principe Carignano“ (Contreadmiral Vacca) das Feuer, die Schiffe nach ihm folgten bald seinem Beispiele; etwas näher gerückt ward das Feuer österreichischerseits erwidert.

Bald nachdem beiderseits das Geschützfeuer eröffnet war, geschah der Durchbruch durch die feindliche Linie zwischen dem vierten und fünften Schiffe[1]), worauf die erste Division in die Kielwasserordnung überging und dem Admiralschiff folgend die feindliche Tête doublirte und neuerdings wieder durchbrach und so eine Mêlée in des Wortes vollster Bedeutung herbeiführte.

Nun entstand eine chaotische Jagd, italienische und österreichische Schiffe, nicht nur grössere Holzschiffe, sondern Kanonenboote und Raddampfer kreuzten sich nach allen Richtungen unter dem Donner der Breitseiten; die Schiffe, die eine Ramme hatten, trachteten, sie einem günstig gelegenen Gegner in den Leib zu rennen, alle manövrirten, um drohenden, oft spät bemerkten Rammstössen auszuweichen; daher ein unentwirrbares Gewühl, in dem Freund und Feind sich fortwährend kreuzten, häufig auf Klafter-Distanz aneinander vorbeifuhren und, wenn der Versuch des Einrennens misslungen, dem beinahe Bord an Bord vorbeistreifenden Gegner mindestens Breitseite nachjagten.

Es war ein glücklicher Zufall, dass die italienischen Schiffe grau angestrichen und daher an der Farbe leicht zu erkennen waren; die Flaggen, obwohl sie nicht nur auf den Gaffeln, sondern von allen Schiffen von den Topps der Masten wehten, waren in

---

[1]) Zwischen dem dritten und vierten Schiffe nach einer anderen Relation.

Wolken von Kohlen- und Pulverrauch gehüllt und sehr schwer zu unterscheiden.

Die Mêlée dauerte bis 12¼ Uhr; es war selbstverständlich während derselben unmöglich, die Einzelnheiten des Kampfes zu überblicken. Tegetthoff hob in seinem Berichte hervor, dass es für ihn unmöglich sei, auch unter Zuhilfenahme der von den Schiffscommandanten vorgelegten Schlachtberichte, ein getreues Bild derselben zu entwerfen; er könne nur sagen, dass alle Schiffe ihre Schuldigkeit thaten, dass alle tapfer gegen einen überlegenen Feind kämpften, denen das Gewühl einen solchen momentan entgegenstellte, dass alle beflissen waren, kräftige aufopfernde Unterstützung zu bieten, so oft als ein bedrängter Gefährte wahrgenommen wurde.

Dem Commandanten des „Erzherzog Max", Linienschiffscapitän Baron Sterneck, gelang es dreimal, feindliche Schiffe zu rammen. Die ersten beiden Male ohne sichtbaren bedeutenden Erfolg, wenngleich die Schäden erhebliche gewesen sein mögen, da die Wucht der Stösse von dem im Maschinenraum bediensteten Personale — darin gewiss dem unbefangensten Richter — von gleicher Stärke mit dem dritten angegeben wurde, der den „Re d'Italia" in den Grund bohrte.

Welche Panzerschiffe es waren, welche „Ferdinand Max" anlief, konnte während des Kampfes nicht entschieden werden. Beim zweiten Stosse stürzte die Kreuzmarsstenge und Besahngaffel, letztere mit einer riesigen Tricolore, auf das Vordercastell des „Ferdinand Max" und es gelang dem Steuermann Carcovich, die Flagge mit einer Belegsklampe festzumachen, welche auch als Trophäe zurückblieb. Vermuthen liess sich nur, dass die Flagge dem „Palestro" angehört habe und dass das erste der angerannten Schiffe der „Re d'Italia" gewesen sei. Dies würde mindestens zum Theile die gegnerischerseits aufgestellte Behauptung einigermassen aufklären, die dahin lautete, dass der „Re d'Italia" — Admiralschiff der italienischen Flotte bis zum Momente der Schlacht — das Ziel der hartnäckigsten Angriffe österreichischerseits gewesen sei, während de facto nur Tags darauf durch Aussage der geret-

teten Mannschafts-Individuen der Name des feindlichen Schiffes bekannt wurde, welches in den Wellen sein Grab gefunden hatte.

Der dritte Rammstoss des „Erzherzog Max“ traf den „Re d'Italia“ auf seiner Backbordseite dicht vor der Maschine. Wie sich nachträglich bei der in Pola vorgenommenen Deckung herausstellte, erfolgte der Stoss nicht genau senkrecht; der Bug war in die linke Seite des Gegners eingedrungen und das in diese gerissene Loch auf 137 Quadratfuss — von welchen 79 Quadratfuss unter der Wasserlinie — berechnet.

Linienschiffscapitän Baron Sterneck, der sich auf halber Höhe der Besahnwanten einen guten Platz gewählt hatte, von wo die Aussicht nur durch die Rauchwolken der Batterie gehemmt war, liess die Maschine auf eine Entfernung von circa 20 Faden plötzlich stoppen, ein Befehl, der dem leitenden Maschinisten durch ein heftiges anhaltendes Läuten mit der Telegraphenglocke mitgetheilt ward. Der Stoss war sehr heftig und in den unteren Räumen, wo Niemand auf diesen vorbereitet war, fielen Viele zu Boden. Seine erste Wirkung war ein heftiges Steigen des „Re d'Italia“ nach Steuerbord, dann ein plötzliches Ueberkrengen auf Backbord, bei welchem das Wasser durch das grosse Leck rasch zuströmte und das Schiff beinahe augenblicklich zum Sinken brachte.

Der Anblick war entsetzlich, als das ganze Deck des feindlichen Schiffes sich aufstellte, die auf Deck stürzenden Leute allmälig Boden verloren, Menschen und Geschütze nach See hinabglitten und dann plötzlich das schöne Schiff in die Tiefe des Meeres verschwand.

Lautlos starrte Alles für einige Augenblicke dorthin, wo vor wenigen Augenblicken ein mächtiger Gegner gestanden und nun die See bedeckt war mit schwimmenden Leuten und Ausrüstungsgegenständen. Dann aber stimmten auch die Sieger ein in die donnernden Hurrahs, die von den Schiffen erschollen, die Zeugen gewesen waren des riesenhaften Erfolges der modernsten Waffe.

Die Rettung der Schiffbrüchigen zu bewerkstelligen, von denen Einige sich an Schiffstrümmern und zerbrochenen Masten

klammerten, während Andere sich durch Schwimmen zu erhalten suchten, gab Tegetthoff Befehl, eine Jolle zu streichen, welche Steuerbord hing und das einzige noch schwimmende Boot war. Wie jede mit Hast ausgeführte Arbeit, ging auch diese nicht von Statten, den Leuten wurde Eile gemacht.

Ein „Grauer“ tauchte aus den Rauchwolken auf mit Curs auf den „Max“, der deutlich Rammabsichten verrieth. Der Commandant des Flaggenschiffes hielt jedoch guten Auslug. „Steuerbord am Bord“ und „ganze Kraft vorwärts“, und ein später rechtzeitig erfolgtes „Halt“ und „Rückwärts“ vereitelte die Absicht des Gegners; die beiden Schiffe glitten so dicht aneinander vorüber, dass man glauben konnte, dass sie sich gegenseitig die Kanonen abstreifen würden, dass factisch die Bedienungsmannschaft der Backbordbatterie die Setzer in die Geschütze nicht einführen konnte. Das italienische Schiff feuerte einige Schüsse ab, deren Rauch in die Stückpforten drang; von Geschossen jedoch ward nichts bemerkt; die Geschütze schienen blind geladen gewesen zu sein.

Kurz nach der ersten Division gerieth auch die zweite, unter Führung des Linienschiffes „Kaiser“ Commodore Petz mit der Queue der feindlichen Panzerschiffe in ein dichtes Gemenge, die italienischen Holzschiffe blieben abseits; es hatten daher die österreichischen nur mit eisenbekleideten Gegnern zu thun. Auf den „Kaiser“ — den man vielleicht für das Admiralschiff hielt — concentrirte sich der Angriff, und war dieses Schiff bald von vier feindlichen Panzerschiffen umgeben, unter welchen der „Affondatore“, der am Bord des „Kaiser“ mit einem seiner schweren Geschosse ein Deckgeschütz demontirte, 6 Steuerleute ausser Gefecht setzte und Peilscheibe, Maschinentelegraph und Compasshäuschen fortriss, und mit der offenbaren Absicht zu rammen herandampfte. Zwei concentrirte Breitseiten vom Linienschiff veranlassten den Widder Curs zu wechseln.

„Kaiser“ befand sich trotzdem noch in einer schwierigen Lage, im Kreuzfeuer nach allen Richtungen. Um sich Luft zu machen, fasste Commodore Petz den Entschluss, auf ein grosses

Panzerschiff, welches ihn von Vorne enfilirte, loszurennen. Beim Zusammenstoss stürzte Bugspriet und Fockmast; der Gegner (wie sich später herausstellte, „Re di Portogallo“) krengte über, trug jedoch keine seine Existenz bedrohende Havarie davon; die Bugspriettakelage und das Scheg, das bis zum Steven zerquetscht wurde, hatten den Stoss des „Kaiser“ gedämpft; der „Re di Portogallo“ hatte jedoch seine Schanzverkleidung und Alles, was auf Steuerbord hinausragte, abrasirt.

Der „Re di Portogallo“ glitt nach erfolgtem Stosse nach Backbord ab und erhielt noch das Breitseitenfeuer des „Kaiser“.

Der mit seiner Takelage über den eingedrückten Schlott liegende Fockmast machte es dringend nothwendig, dem Heizen bald Einhalt zu thun und veranlasste Commodore Petz mit seinem Schiffe gegen einen Ankerplatz zu steuern, um so mehr, als auch das Steuer durch eine feindliche Kugel getroffen worden war. Er nahm Curs gegen Lissa; von der Mehrzahl der Schiffe seiner Division begleitet, die ihm wacker zur Seite standen, während die übrigen sich unter die Panzerschiffe gemengt hatten.

Einige italienische Panzerschiffe folgten, unter diesen der „Affondatore“, der neuerdings einen Anlauf nahm, um den „Kaiser“ anzurennen, jedoch abermals durch ein wohlgezieltes Feuer des Linienschiffes und seiner Gefährten abgewiesen wurde.

Tegetthoff ward die Meldung erstattet, dass unter Lissa einige österreichische Holzschiffe mit italienischen Panzerschiffen in Kampf gerathen könnten; es war nothwendig, diesen Hilfe zu bringen. Die Hauptmacht des Feindes, die sich nordwestwärts zu ziehen begann, schien sich sammeln zu wollen. Tegetthoff machte das Signal „die zweite Division unterstützen“ und dann „Sammeln“, nahm Curs gegen den bedrohten Theil der Escadre; die feindlichen Panzerschiffe nahmen Curs gegen ihre Holzdivision, als die kaiserlichen Panzerschiffe herankamen.

Die beiden Flotten formirten sich und nahmen Aufstellung, die kaiserliche war jedoch diesmal zwischen der feindlichen und Lissa.

Admiral Persano bildete wieder eine lange Linie, die kaiserliche Flotte ward in drei Colonnen formirt, mit Curs NO., aus der der Uebergang in die ursprüngliche Angriffsordnung der Escadre leicht bewerkstelligt werden konnte.

Zwischen den beiden Aufstellungen lag ein italienisches Panzerschiff in Brand, welches jedoch von der Maschine noch Gebrauch machte und hinter der Aufstellung der eigenen Flotte Schutz suchte, später von zwei Schiffen geschleppt wurde. Um $2^1/_2$ Uhr stieg eine steile Rauchsäule empor und erfolgte ein heftiger Knall; der brennende Panzer (wie man später erfuhr, „Palestro“) war in die Luft geflogen.

Der Kampf ward nicht mehr erneuert; es fielen zwar noch einige Schüsse von Seite der Italiener, jedoch auf zu grosse Entfernung. Die Italiener wechselten verschiedene Male Curs; die Entfernung wuchs mit jeder Stunde; einmal schien es, als wollten sie zu einem neuen Angriff schreiten.

Als Tegetthoff deutlich sah, dass Persano vorläufig an einen Widerbeginn der Feindseligkeiten, wenigstens für den Lauf des 20., nicht dachte, befahl er mit Signal der Division der Kanonenboote, in Porto St. Giorgio einzulaufen; später erhielt die Division der Fregatten diesen Befehl, zuletzt jene der Panzerschiffe. „Erzherzog Max“ erreichte den Hafen kurz vor Sonnenuntergang.

Tegetthoff seinerseits glaubte einen Angriff nicht erneuern zu sollen, da es sehr möglich war, dass der Feind durch die eben gemachten Erfahrungen belehrt, eine Erneuerung des Nahkampfes vermeiden und auf grosse Distanzen Vortheile zu erringen suchen werde. Hiezu stand ihm immer noch eine bedeutend überlegene Zahl von Schiffen — seine Holzdivision war vollkommen intact — zu Gebote und seine weit überlegene Artillerie, der die Oesterreicher wenig oder nichts entgegenzusetzen hatten.

Die kaiserliche Flotte hatte nur einige Aussicht auf Erfolg bei einem Handgemenge, wie das durchgemachte, und zu einem solchen sollte es wieder kommen, wollte der Feind seine Unternehmung auf Lissa nicht vollends aufgeben.

Der italienische Admiral that letzteres.

Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf den kaiserlichen Schiffen keine bedeutende, wohl aber hatte die Flotte den Verlust zweier ausgezeichneten Schiffscommandanten, die Mannschaft jenen zweier ihrer besten Officiere zu betrauern. Die Linienschiffscapitäne Klint und Baron Moll waren beide am Beginne des Kampfes gefallen, durch feindliche Geschosse getroffen.

Der Gesammtverlust betrug 38 Todte, 59 schwer, 79 leicht Verwundete, zusammen 176; hievon entfielen auf Linienschiff „Kaiser“ 38.

Auch die Havarien waren, abgesehen von jenen des „Kaiser“, nicht von grossem Belang. Mehrere Schiffe, wie „Schwarzenberg“, „Friedrich“, „Don Juan“ und „Prinz Eugen“ hatten zwar Grundschüsse erhalten, doch war keiner von ernster Bedeutung für die momentane Kampftüchtigkeit.

Die von Hohlgeschossen verursachten Brandschäden waren gleichfalls unerheblich und war es immer gelungen, des Feuers Meister zu werden. In dieser Richtung hatte Fregatte „Adria“ am Meisten gelitten.

Noch am Abende des 20. wurden Todte und Verwundete in Lissa an's Land gesetzt und Herstellungsarbeiten der Schäden auf den verschiedenen Schiffen in Angriff genommen, auf einigen im Laufe der Nacht Kohlen ergänzt, Wasser eingeschifft. Zwei Panzerschiffe und zwei Kanonenboote kreuzten in den nächsten Gewässern; um $^1/_2$4 Uhr Morgens des 21. war die ganze Flotte dampfklar bis auf das Linienschiff, welches die nothdürftigste Herstellung seines Schlotts erst in den Abendstunden zu Ende bringen konnte.

Beim Ergrauen des Tages war jedoch von der Signal-Station am Monte Hum kein Feind mehr in Sicht, ausser einigen Rauchsäulen in WNW. am fernen Horizonte.

In den Vormittagsstunden trafen in Lissa 18 Mann der Bemannung des in Grund gerannten italienischen Panzerschiffes ein, die sich durch Schwimmen an die Gestade der Insel ge-

rettet hatten. Wäsche und Kleidungsstücke wurden den Geretteten verabfolgt und für ihre gute Unterkunft gesorgt. Von ihnen erst erfuhr man, dass der in Grund gerannte Gegner der „Re d'Italia“ gewesen und dass Admiral Persano beim Erscheinen der kaiserlichen Flotte sich auf den „Affondatore“ überschifft habe.

Ueber das in die Luft geflogene Schiff waren die Aussagen abweichend, dass es der „Palestro“ gewesen, wurde nachträglich durch die italienischen Berichte constatirt.

Bald nach Mittag kam Dampfer „Venezia“ von Zara mit dem Telegramme Seiner Majestät des Kaisers, welches den tapferen Officieren und Mannschaften der Flotte den allerhöchsten Dank aussprach und Tegetthoff zum Vice-Admiral ernannte. Donnernde Hurrahs von allen Schiffen machten den Gefühlen der Begeisterung Luft, die diese schnelle und gnädige Anerkennung der Leistungen der Flotte bei Jedermann hervorgerufen hatte.

Gegen Sonnenuntergang gab man den gefallenen Waffenbrüdern unter dem Donner der Geschütze das letzte Geleite.

Die schwer Verwundeten wurden auf Dampfer „Venezia“ eingeschifft, der sie nach Spalato und Zara brachte, und hierauf Anstalten zur Abfahrt getroffen.

Das Linienschiff war mit seinen Arbeiten fertig geworden, die Forts bei Porto St. Giorgio hatten ihre Geschütze wieder in Stand gesetzt und die erlittenen Schäden ausgebessert und somit war keine Veranlassung vorhanden für ein längeres Verweilen der Flotte auf der an Ressourcen jedwelcher Art armen Rhede von Lissa.

Die Flotte war Abends $8^1/_2$ Uhr in kampfbereitem Zustande mit NW.-Curs in der gewohnten Aufstellung in See und ankerte am 22. Abends auf der Rhede von Fasana — vollzählig, wie sie drei Tage vorher ausgelaufen war, jedoch um das erhebende Bewusstsein reicher, ihre Schuldigkeit gethan, einen überlegenen Feind vom hartbedrängten Lissa zurückgewiesen und sich die Zufriedenheit Seiner Majestät des Kaisers verdient zu haben; denn dem todesmuthigen Zusammenwirken Aller war es gelungen, das hartbedrängte Lissa gegen einen überlegenen Feind zu ent-

setzen und die Küstenprovinzen des Kaiserstaates gegen weitere Angriffe zu sichern[1]).

Der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei Lissa machte, war ein unbeschreiblicher. Die Jammertage auf dem nördlichen Kriegsschauplatze waren auf einen Augenblick vergessen, und die Patrioten wendeten sich mit Begeisterung dem Helden zu, der an den dalmatinischen Küsten dem österreichischen Namen zu neuem Glanze verholfen. Man gewinnt indess einen vollständig zutreffenden Massstab für die richtige Würdigung Tegetthoff's doch nur dann, wenn man sich in den Originalbericht, den er über den Verlauf der Schlacht erstattete, vertieft. Mit welcher Anerkennung hebt er die Verdienste seiner Stabsofficiere hervor, während er den Antheil, den er selbst an dem ganzen Gange und an dem Verlauf der Schlacht genommen, bescheiden in den Hintergrund stellt. Fast gewinnt es, seiner Darstellung nach, den Anschein, als danke er den errungenen Erfolg nur den Fehlern des Gegners, und er hatte das Gefühl, dass wenn er an der Spitze der italienischen Flotte gestanden hätte, es den Oesterreichern nie gelungen wäre einen solchen Erfolg zu erzielen.

Tegetthoff wurde mit Auszeichnungen überschüttet. Der Kaiser benachrichtigte ihn, wie erwähnt, telegraphisch von seiner Ernennung zum Viceadmiral; Erzherzog Albrecht beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen in herzlicher Weise; viele Gemeindevertretungen beeilten sich, die Commune der Haupt- und Residenzstadt vor Allen, dem Sieger von Lissa das Ehrenbürgerrecht zu verleihen; sein Nachlass bewahrt eine Fülle poetischer Ergüsse, womit er in jenen Tagen heimgesucht wurde. Auch der höchste Lohn, wornach jedes Soldatenherz dürstet, wurde ihm zu Theil; der Theresienorden. Aber es ist bezeichnend für den Mann, dass er hiezu nicht die Intiative ergriff, sondern von Seite des Capitels

---

[1]) Diese Darstellung der Schlacht bei Lissa ist einem Brouillon von Tegetthoff's Hand wörtlich entnommen; der Schilderung in dem bekannten Werke: „Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866" liegt ein ausführlicher Bericht Tegetthoff's und die Relationen der Schiffscommandanten zu Grunde.

erst hiezu aufgefordert werden musste. Contreadmiral Petz und Linienschiffscapitän Sterneck hatten sich am 28. Juli um Zuerkennung des Ritterkreuzes des Maria Theresienordens für ihre Leistungen am 20. Juli an das Capitel gewendet. Bei der Prüfung dieser Gesuche kam das Capitel zu dem Ergebniss, „dass diesen beiden tapferen Marineofficieren nur durch die umsichtige und energische Führung der Escadre die Möglichkeit geboten wurde, ihre Tüchtigkeit in so hervorragender Weise zu bethätigen".

„Die Einleitung, der Verlauf und die militärischen sowohl als die politischen Consequenzen dieser für die kaiserlich österreichische Kriegsmarine ruhmvollen Seeschlacht", so lautet die von Hess unterzeichnete Zuschrift des Ordenscapitels vom 5. August 1866, „sind das unbestreitbare Verdienst der von Euer Hochwohlgeboren mit kluger Berechnung, Kaltblütigkeit und todesverachtender Energie gehandhabten Führung, die vom allerhöchsten Throne aus durch Dero erfolgtes Avancement gewürdigt, nichtsdestoweniger des schönsten Lohnes von österreichischen Militärs gekannter sichtbarer Auszeichnung sich vollkommen verdient gemacht hat."

„Das Präsidium des auf allerhöchsten Befehl zusammengetretenen Militär-Maria Theresien-Ordenscapitels findet sich dem Gesagten zufolge auf das Angenehmste veranlasst, Euer Hochwohlgeboren hiemit aufzufordern, die statutenmässige Begründung zur eigenen Aufnahme in den Orden baldmöglichst vorzulegen".

Die Zuschrift Tegetthoff's an das Ordenscapitel imponirt durch antike Kürze und Knappheit. Prunklos wird der Sachverhalt dargestellt, die eigenen Verdienste bescheiden erwähnt und als Resultat, abgesehen von dem dem Feinde zugefügten Schaden — den Tegetthoff für den in den Grund gerannten „Re d'Italia" und den in die Luft geflogenen „Palestro" auf acht Millionen Lire veranschlagt — dahin zusammengefasst, dass das hartbedrängte Lissa entsetzt und jede weitere Unternehmung des Feindes vereitelt worden sei, und dem Feinde der Beweis auf-

gedrungen worden sei, dass österreichische Küsten kein geeignetes Fahrwasser seien, um Raubgelüsten zu fröhnen, so lange der Kaiserstaat über eine Flotte verfügt.

Tegetthoff legte Ordensauszeichnungen keinen Werth bei, die Aufforderung des Theresienordens aber erfüllte ihn mit Befriedigung. Weit grössere Freude bereiteten ihm die vielen Zuschriften, die er aus weiter Ferne erhielt. Das Schreiben des in Mexiko weilenden Max ist seiner Zeit veröffentlicht worden [1]). Weniger bekannt sind die anerkennenden Worte des greisen Admirals Dahlerup, der sich beeilte dem Führer der österreichischen Flotte Glückwünsche darzubringen.

„Altersschwach und krank wie ich bin" heisst es in dem Brief, Kopenhagen, den 31. Juli 1866, „muss ich jedoch dem Drang meines Herzens folgen und Ihnen, Herr Viceadmiral, meine Freude bezeugen über den glorreichen Sieg, welchen die österreichische Escadre bei Lissa unter Ihrem Commando erfochten hat."

„Reif überlegt, klar und kühn im entworfenen Plane, tapfer in der Ausführung, hat die Schlacht bei Lissa einen Glanz über die österreichische Flagge und Oesterreichs Kriegsmarine verbreitet, der durch lange Zeiten strahlen wird und sie, wenn auch nicht in numerischer Stärke, jedoch im Kriegsruhme mit den grössten Marinen der Welt gleichstellt. Sie stehen jetzt, Herr Viceadmiral, als der erkorene Günstling der Kriegsgöttin da und dies mit Recht, denn zweimal und in steigendem Grade haben Sie die Eigenschaften an den Tag gelegt, welche zu dieser Gunst würdig machen. Eine schöne Zukunft liegt der österreichischen Kriegsmarine offen, jeder Zweifel von ihrer Nothwendigkeit und Werth für den Staat muss von nun an verstummen."

„So lange ich athme, werden meine besten Wünsche und Interessen der österreichischen Marine gehören; brachte mich doch mein Lebenspfad in nähere Berührung mit ihr, welcher

---

[1]) In „Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866" wieder abgedruckt.

ich einige der schönsten Erinnerungen meines ganzen Lebens verdanke.«

Und der Sieger von Custozza erliess an Tegetthoff aus dem Hauptquartier zu Görz am 14. August 1866 folgende Zuschrift:

»Die gestern vorgenommene Besichtigung der Euer Hochwohlgeboren unterstehenden k. k. Escadre konnte nicht verfehlen, den vortheilhaftesten Eindruck zurückzulassen, und es gereicht mir zur besonderen Befriedigung einige Worte wohlverdienter Anerkennung an Sie, den tapferen Führer dieses grössten Theiles der österreichischen Seestreitkräfte, zu richten.«

»Wenige Tage nach dem heroischen Kampfe bei Lissa fand ich die Flotte, die dort einen weit überlegenen Gegner so glänzend besiegte, in einem alle Erwartungen übertreffenden Zustande vollkommenster Schlagfertigkeit.«

»Officiere und Mannschaft sind sichtlich vom vortrefflichsten Geiste militärischer Disciplin und echter Kameradschaft beseelt, durch das lohnende Bewusstsein treuerfüllter Pflicht gehoben und durch die vollgiltig erprobte Leistungsfähigkeit in Muth und Selbstvertrauen gestählt.«

»Möge die kaiserliche Marine durch die wohlwollende Fürsorge unseres allergnädigsten Kriegsherrn, durch die opferwillige Mitwirkung des dankbaren Vaterlandes in edlem Wetteifer und treuer Waffenbrüderschaft mit den Soldaten der Landarmee einer schönen Zukunft und jener raschen, mächtigen Entwicklung entgegen gehen, die nicht nur erreichbar, sondern nothwendig ist, um Oesterreichs Macht und Sicherheit zur See zu wahren, hochwichtige national-ökonomische Interessen der Monarchie zu schützen und zu fördern.«

»Ihnen aber, Herr Viceadmiral, der mit Kopf und Herz am rechten Flecke die rühmlichen Kämpfe der Flotte eben so thatkräftig und umsichtig vorzubereiten, als klug und tapfer durchzuführen wusste, wird mit Recht für alle Zeiten ein ehrenvolles Blatt der Erinnerung in der Geschichte unserer hoffnungsvollen Monarchie gewahrt bleiben; empfangen Sie nochmals meinen

aufrichtigen Glückwunsch zu den schönen Erfolgen Ihrer braven Escadre, seien Sie meiner vollen Anerkennung und Hochachtung versichert.«

VII.

Nachdem am 24. September 1866 die Abrüstung der Flotte verfügt worden war und Tegetthoff der ihm ertheilten Weisung zu Folge das Escadrecommando provisorisch an den rangsältesten Schiffscommandanten übergeben hatte, erhielt er gleichzeitig die Mittheilung, dass der Kaiser auf allerunterthänigsten Vortrag des Kriegsministeriums verfügt habe, ihn mit einer Mission in's Ausland zu betrauen, um die maritimen Einrichtungen und Fortschritte der bedeutendsten Seestaaten Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten Nordamerika's zu studieren. Die wenn auch ehrenvolle Mission kam ihm unerwartet und wie es scheint auch unerwünscht. Ende November finden wir ihn in Wien, nachdem er seiner Mutter in Graz einen Besuch abgestattet hatte. Am 29. November verliess er die Residenz und begab sich nach Salzburg, wo er im Hôtel Nelböck seinen in Graz begonnenen Schlachtbericht beendete. In seinen Aufzeichnungen findet sich nur noch die kurze Bemerkung, dass die Landgräfin Fürstenberg ihm die Mittheilung machte, die Erzherzogin Sophie wünsche ihn zu sehen und er sei von der kaiserlichen Mutter und ihrem Gatten, dem Erzherzog Carl, sehr freundlich und gnädig empfangen worden.

Leider wissen wir über seine Reise in England und Nordamerika sehr wenig. Die ungemein knappen Notizen von seiner Hand beschränken sich darauf, zu bemerken, dass er in London und in Washington in allen Kreisen mit Auszeichnung empfangen und seinen Wünschen in jeder Beziehung entsprochen wurde. Mit den hervorragendsten Persönlichkeiten trat er in Berührung, um über Land und Leute Erkundigungen einzuziehen. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit. Abgesehen von der Marine, die natürlich in erster Linie sein Interesse in Anspruch nahm, fesselten ihn die Institutionen der Vereinigten Staaten und er

lauscht den in den Vertretungskörpern zu Washington gehaltenen Reden, besichtigt die Greenbackfabrik und die Smithonian Institution; auch in den Hauptstädten der einzelnen Staaten versäumt er nicht die beiden Häuser der Legislatur zu besuchen.

Im Juni 1867 mit dem Studium der Industrieausstellung in Paris beschäftigt erhielt er am 1. Juli eine telegraphische Berufung nach Wien und am Abend, unmittelbar vor seiner Abfahrt, die Kunde von der Hinrichtung des Kaisers von Mexiko. Ein in München erhaltenes Telegramm vom Grafen Crenneville weist ihn an, in Salzburg auszusteigen, wo er am 3. Juli am Bahnhofe von dem Grafen Bombelles erwartet und zum Kaiser geführt wird. Der Monarch, tief ergriffen von dem düsteren Ereignisse in Mexiko, ertheilt ihm den Auftrag, die Leiche des Bruders zu holen.

Es war eine Mission schwierigster Art, mit welcher Tegetthoff betraut wurde. In einem Memoire vom 7. Juli legt er die Grundsätze dar, wie er seine Sendung auffasse, und die auch an massgebender Stelle vollkommene Billigung erfuhren. Zu seinem Begleiter hatte er sich seinen Bruder Carl, an dem er stets mit innigster Liebe hing, auserbeten und am 20. Juli besteigt er in Liverpool das Schiff, um, kaum zurückgekehrt, zum zweiten Male die Fahrt nach den Vereinigten Staaten anzutreten.

Wir verzichten darauf, die Einzelnheiten über den Verlauf der Mission vorzuführen; aus seinen unverkürzt abgedruckten Berichten wird man die Umsicht und Vorsicht ersehen, welche Tegetthoff entwickelte, um das Ziel zu erreichen, und der Monarch erkannte auch das Verdienst an, welches er sich erworben, durch Verleihung des Grosskreuzes des Leopold-Ordens. „Sie haben“, lautet das Handschreiben vom 18. Jänner 1868, „die Ihnen übertragene schwierige Mission nach Mexiko mit ebenso erfolgreicher Umsicht als persönlicher Aufopferung vollführt. Indem Ich Ihnen hiefür Meinen und Meiner Familie Dank ausspreche, verleihe Ich Ihnen, unter gleichzeitiger Anerkennung Ihrer jederzeit ausgezeichneten Dienstleistung, das Grosskreuz Meines Leopold-Ordens mit Nachsicht der Taxen“.

VIII.

Mit der Ernennung Tegetthoff's zum Vorstande der Marinesection beginnt eine neue Aera in der Geschichte der österreichischen Flotte, an Stelle stets wechselnder Experimente die umsichtigste und klarste Begrenzung der nothwendig zu ergreifenden Massnahmen, um der östereichischen Marine eine ebenbürtige Stellung mit jener der anderen Mächte zu sichern und die Vortheile, welche der Staat durch seine Lage an der Adria besass, auszubeuten und zur Entwicklung zu bringen.

Zur Würdigung der umfassenden und epochemachenden Thätigkeit Tegetthoff's als Administrator ist es nothwendig, die Entwicklung der österreichischen Flotte in's Auge zu fassen. Als Oesterreich bei dem Friedensschlusse im Jahre 1815 in den dauernden Besitz der dalmatinischen Küste gelangte, mochte man erwarten, dass nun alle Kräfte aufgeboten werden dürften, um den neuerworbenen Besitz in commercieller und militärischer Beziehung zu verwerthen. Nichts geschah. Das beim Friedensschlusse reichlich vorhandene Material ging in den nächsten Jahren, ohne dass auf einen Ersatz Bedacht genommen worden wäre, zu Grunde, die auf die Marine verwendeten Summen — etwas über eine Million jährlich — waren kläglich genug, und als im Jahre 1848 der Krieg mit Sardinien ausbrach, rächte sich die Saumseligkeit der Friedensjahre bitter. Nachdem Venedig die Fahne der Revolution aufgepflanzt hatte, das Arsenal und die anderen für die Ausrüstung der Schiffe nothwendigen Anstalten verloren gegangen waren, stand Oesterreich zur See wehrlos da, und eine kleine sardinische Escadre reichte hin, den Verkehr an der langgestreckten Küste zu beunruhigen, Triest thatsächlich zu blockiren und die Verbindung zur See dem kaiserlichen Heere zu versperren.

Die Nothwendigkeit einer starken Flotte wurde tief gefühlt. In Oesterreich schien der Mann für die neue in Aussicht genommene Schöpfung nicht vorhanden und man berief den dänischen Admiral Dahlerup, einen höchst tüchtigen Seemann, nach Oesterreich. Leider war die administrative Begabung des Mannes eine

mittelmässige. Andere Experimente folgten, welche deutlich die grosse Verlegenheit bekunden, in der man sich befand, indem man Personen mit der Leitung des Flottenwesens betraute, die hiefür nicht die geringste Eignung besassen und die umsoweniger der grossen Aufgabe gerecht werden konnten, da es sich nicht um Erhaltung schon bestehender Einrichtungen, sondern eigentlich um eine neue Schöpfung handelte. Man muthete dem Civil- und Militärgouverneur von Triest die Fähigkeit zu, eine bahnbrechende Wirksamkeit entfalten zu können, ohne hiefür einen anderen Beleg zu besitzen, als dass er durch seinen langjährigen Aufenthalt in dem wichtigen Hafenorte von seiner Behausung täglich die Wipfel der ein- und auslaufenden Schiffe überblicken konnte. Ein kostbares Lustrum ging darüber verloren. Die Ernennung des Erzherzog Ferdinand Max erfolgte und wurde von den Freunden der Marine jubelnd begrüsst. Wir haben gesehen, wie auch der damals in den Anfängen seiner Laufbahn stehende Tegetthoff das Ereigniss beurtheilte, welche Hoffnungen er daran knüpfte. Durch nichts konnte in der That die grosse Wichtigkeit, welche man der Flotte beilegte, in ein helleres Licht gesetzt werden, als durch die Uebertragung des Ressorts an ein Mitglied des kaiserlichen Hauses. Und wenn die Ergebnisse der Wirksamkeit desselben den grossen Erwartungen nicht ganz entsprachen, so liegt die Erklärung in dem eigenartigen Charakter des Erzherzogs und in den Verhältnissen. Der neuen Verwaltung wohnte ein gewisser genialer Zug inne, aber es gebrach ihr an Stetigkeit, an Ausdauer. Für neue Ideen ungemein empfänglich, mit einer ungewöhnlich raschen Auffassungsgabe ausgestattet, geistreich, vielleicht zu geistreich, mangelte dem damals noch sehr jungen Prinzen die Erfahrung, und in seiner Umgebung fehlten die gereiften Kräfte, um den jugendlichen, manchmal überstürzenden Thatendrang zu zügeln und in die richtige Bahn zu lenken. Das zielbewusste Können entsprach wenig dem stürmischen Wollen. Dazu kam, dass der kaiserliche Prinz seine volle Kraft nicht dem neuen Wirkungskreise zuwenden konnte, indem er kurze Zeit, nachdem er die Leitung der Marine übernommen hatte, im lom-

bardisch-venetianischen Königreiche zu einer politischen Stellung berufen wurde. Und später riss ihn der grosse Versucher an der Seine aus dem gefesteten Boden seiner Heimat und beredete ihn zu jenem grossen Abenteuer, welches auf fremden Boden so traurig endete.

Die österreichische Marine hatte seit der Mitte der Fünfzigerjahre nicht unbeträchtliche Summen in Anspruch genommen, ohne im Jahre 1859 durch die That den Beweis für die Nothwendigkeit und Erspriesslichkeit der Ausgaben zu erbringen.

Hiedurch ist es leicht erklärlich, dass die Ansicht von der Nutzlosigkeit der Flotte eine weit verbreitete war, und seit der Einführung parlamentarischer Institutionen gerade die Ansprüche der Regierung bezüglich der Marine heftigem Widerstand begegneten und der Volksvertretung nur mühselig abgerungen werden mussten. Erst seit dem Seegefechte bei Helgoland und noch mehr seit Lissa brachen sich zum Theil wenigstens andere Stimmungen durch, und es war ein glücklicher Gedanke, den Mann mit der Leitung der Marineangelegenheiten zu betrauen, dem es durch seine Thatkraft und durch Glück gelungen war, sich eine seltene Popularität zu erringen. Wenn irgend Jemand, mochte Tegetthoff im Stande sein, der Vertretung jene Summen zu entlocken, die nothwendig schienen, um der österreichischen Seemacht dauernd jene Stellung zu sichern, welche er selbst durch seine Erfolge ihr erkämpft hatte. War ihm doch gelungen den Beweis zu erbringen, was der rechte Mann am rechten Ort zu leisten vermag.

Tegetthoff hatte bereits im Jahre 1864 unmittelbar nach Helgoland Gelegenheit gehabt, seine Ansichten über eine zweckmässige Organisation der Marine auseinander zu setzen, indem er von Bremerhaven nach Wien berufen worden war, um an Reorganisationsarbeiten Antheil zu nehmen.

Die Marine unterstand damals einem dem Civilstande entnommenen Marineminister, während die militärische Leitung dem Flottencommandanten zu Triest anvertraut war. Tegetthoff sprach sich mit Entschiedenheit gegen diesen Dualismus aus und befür-

wortete, an die Spitze der Verwaltung einen Admiral zu stellen, der in administrativer und militärischer Hinsicht die vollste Verantwortlichkeit zu tragen hätte. Seine Darlegungen schienen damals sich nicht allseitiger Zustimmung erfreut zu haben. Aus welchen Gründen, wissen wir nicht; aus eigenhändigen Aufzeichnungen geht nur hervor, dass er in Ungnade entlassen wurde. Wie sehr er aber von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt war, beweist die Thatsache, dass, als er Anfangs 1868 von dem Kriegsminister Kuhn aufgefordert wurde, ein Gutachten abzugeben, mit der Bemerkung, dass der Kaiser die Absicht habe, ihn selbst mit der Durchführung seiner Vorschläge zu betrauen, er in einem Memoire vom 15. Februar 1868 auf sein vor vier Jahren abgefasstes Elaborat zurückgriff und hervorhob, dass er nichts Besseres zu beantragen wisse, als zu jener Zeit, wo er gewiss nicht daran dachte, die Leitung der Marineangelegenheiten zu erhalten.

Der Ausgleich mit Ungarn hatte indess die Sachlage geändert. Die Creirung eines selbstständigen Marineministeriums konnte nicht erfolgen, und es fragte sich nur welche Organisation eine im Verbande mit dem Kriegsministerium stehende Section für Marineangelegenheiten erhalten sollte. In einer Zuschrift an Kuhn setzte Tegetthoff seine Ansichten auseinander, welche auch volle Billigung fanden und der Marineleitung jene Stellung im Organismus der Kriegsverwaltung errangen, die sie noch gegenwärtig besitzt.

Anfangs März erfolgte die kaiserliche Ernennung zum Vorstande der Marinesection im Kriegsministerium mit dem von ihm selbst umschriebenen Wirkungskreise.

Mit Staunen und Bewunderung muss Jeden die geradezu ausserordentliche Arbeitskraft des Mannes erfüllen. Kaum im Amte legt er Hand ans Werk; er braucht sich nicht erst hineinzuarbeiten; die zu lösenden Fragen sind ihm vollständig klar und es scheint, dass er sich nur mit der Reihenfolge der in Angriff zu nehmenden Reformen zu beschäftigen hatte. Die meisten der umfassenden Arbeiten, welche während einer kurzen Spanne Zeit geliefert werden mussten, rühren aus seiner Feder her.

Nichts entgeht ihm; das Kleinste fesselt seine Aufmerksamkeit; selbst der Laie folgt mit Leichtigkeit den Gedankenzügen des Meisters. Aus diesen Arbeiten leuchten die grossen Eigenschaften Tegetthoff's auf das Unzweideutigste hervor; umfassende Fachkenntniss in den Specialfragen seines Ressorts, Umsicht und Besonnenheit in der Ergreifung der nothwendigen Massnahmen, hohe staatsmännische Begabung, die nicht blos den zeitweiligen Ansprüchen der Gegenwart Rechnung zu tragen sucht, sondern auch die Zukunft und immer und überall den Staat in's Auge fasst.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, der organisatorischen Wirksamkeit Tegetthoff's bis in die Einzelheiten zu folgen; nur in den Grundzügen mögen die massgebenden Gesichtspunkte hervorgehoben werden.

Eine seiner ersten Massnahmen richtet sich gegen den, wie er sich ausdrückte, „kriegscommissariellen Standpunkt", der bisher bei der Verwaltung der Marine eine grosse Rolle spielte. Er hatte während seiner Diensteslaufbahn manchen Kampf mit demselben in scharfer Weise durchgefochten und nicht selten in herber Weise durchblicken lassen, dass der Marine-Verwaltungsbeamte sich nur mit der Verrechnung und Controle zu beschäftigen habe, dagegen zur Administration im höheren Sinne nicht die nöthige Vorbildung, daher auch nicht die nöthige Eignung besitze. In Folge der controlirenden Befugniss der Verwaltungsbeamten war es zur Uebung geworden, dass in grossen und kleinen Massnahmen die Ansichten des Commissariats entscheidend wurden.

Ueber die Anzahl und Grösse der in Dienst zu stellenden Schiffe, über die Bauthätigkeit in Arsenalen und in Werften, über die Verwerthung irgend einer Erfindung gab das Kriegscommissariat nicht blos ein Votum ab, sondern die Entscheidung. Die Rücksichtnahme auf die verfügbaren Summen war gewiss in vielen Fällen ausschlaggebend, allein diese wurden auch nicht in zweckmässiger Weise für jene Gegenstände verwendet, wofür sie bestimmt waren. Die Magazine waren nicht reich dotirt, die Bewaffnung den Zeitverhältnissen und den grossen Erfindungen

nicht entsprechend, die Schiffs-, Land- und Wasserbauten gaben der Kritik grosse Blössen, und das vernichtende Urtheil Tegetthoff's über die in Angriff genommenen und zum Theile durchgeführten Befestigungen der Küste stellte die Planlosigkeit der bisherigen Wirthschaft in das hellste Licht. Ohne ungerecht zu sein, kann behauptet werden, dass nicht unbedeutende Summen verausgabt wurden, die durch eine entsprechende, umsichtige Verwaltung in den Zeiten der Gefahr den Erfolg in sichere Aussicht gestellt hätten, während die Seeofficiere jeder politischen Verwicklung mit Besorgniss und Bangen entgegensahen.

Tegetthoff beschränkte den Wirkungskreis der Verwaltungsbeamten auf Verrechnung und Controle und machte für die Gebahrung die Fachmänner verantwortlich. Die Geschäfte der Centralbehörde wurden zwei Gruppen überwiesen und bei jeder derselben ein höherer Officier an die Spitze gestellt; der einen wurden alle Personalfragen, der andern die Verwaltung der Materialien übertragen. Die im Budget festgestellte Quote war von jeder Abtheilung zu verwalten; eine selbstständige Controlsabtheilung hatte die richtige Verwendung und Evidenzhaltung der einzelnen Budgetposten zu überwachen. Dieselben Grundsätze wurden auch bei den Behörden in Pola und Triest zur Anwendung gebracht.

Tegetthoff brach mit dem System der bisherigen Budgetirung. Durchdrungen von der Nothwendigkeit constitutioneller Einrichtungen, war sein eifrigstes persönliches Streben, die Einnahmen und Ausgaben klar und übersichtlich in dem Voranschlag und in dem Rechnungsabschlusse erscheinen zu lassen, um es der Volksvertretung zu ermöglichen, sich einen genauen und zuverlässigen Einblick in die Gebarung zu verschaffen. Das bisherige System krankte an grossen Gebrechen und schien nicht blos dem Laien und Uneingeweihten ein Buch mit sieben Siegeln, ja man kann sagen, selbst die Seeofficiere fanden sich nur schwer in dem Budget zurecht, da Titel und Posten nicht dem sachlichen Zusammenhange entsprachen. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf die während der früheren Jahre eingebrachten Präliminarien zu werfen, um sich von

der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen. Namentlich jene Summen, die für fachliche Gegenstände, z. B. für Landbauten in Anspruch genommen wurden, steckten in einem eigenthümlichen Halbdunkel. Man beanspruchte gewisse Beträge, die zwar für Bauten verwendet wurden, jedoch nicht immer auf jene Objecte, die man bei Festsetzung des Erfordernisses in's Auge gefasst hatte, und namentlich die Art und Weise, wie Pauschalbeträge, z. B. für das schwimmende Flottenmaterial verwendet wurden, standen mit einer vernünftigen Budgetirung im schärfsten Widerspruch, indem die präliminirte Summe für beliebige Zwecke verausgabt wurde, ja dieser Missbrauch wurde für die Quintessenz budgetpolitischer Weisheit gepriesen, deren man sich ungescheut rühmte. Tegetthoff pflegte im Kreise seiner Freunde nicht ohne Humor ein solches Kunststück zu erzählen. Es hatte sich einmal um die Anschaffung der Porträtgalerie sämmtlicher bisherigen österreichischen Marinecommandanten gehandelt, für welche natürlich im Budget nicht vorgesehen war. Der Chef der Marineadministration wusste mit grosser Findigkeit Rath zu schaffen, indem er aus den Präliminarien der Yacht „Phantasie“ die erforderlichen Beträge zu schöpfen wusste, und die Marine hatte die Yacht und die Porträtgalerie dazu. Tegetthoff machte diesem Missbrauch für immer ein Ende, indem er die genaue Befolgung des Grundsatzes heischte, dass die im Voranschlage eingestellten Gelder nur für jene Zwecke verausgabt werden durften, wofür sie in Anspruch genommen waren, und eine jede Pauschalpräliminirung verwarf. Wenn das österreichische Marinebudget bereits kurze Zeit nachdem Tegetthoff an die Spitze der Geschäfte getreten war, eine Durchsichtigkeit und Klarheit erlangte und jeder Laie sich in dem Gewirre der Zahlen mit Leichtigkeit zurechtfinden konnte, so gebührt dieses grosse nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst einzig und allein seiner Energie und seinem echt constitutionellen Sinn. Und mit Recht wurde in den Delegationen diese Seite administrativer Wirksamkeit des tapferen Seemanns gebührend anerkannt und gewürdigt, und das Lob, welches ihm gespendet wurde, würde vielleicht noch wärmer gelautet haben,

wenn in den Kreisen der Vertretungskörper bekannt gewesen wäre, mit welchen Schwierigkeiten der Mann zu kämpfen hatte, welch' fast rücksichtslosen Nachdruckes es bedurfte, um das untergeordnete Personale, welches den Buchhaltungsdienst zu besorgen hatte, von dem zur Gewohnheit gewordenen „Schwindel“ abzubringen. Und wie ernst es ihm war ein klares und wahres Budget auch als Richtschnur für sich zu besitzen, geht aus der Thatsache hervor, dass, als einst die reichsräthliche Delegation innerhalb gewisser Titel ein Virement gestattete, um ihn mit einigen Abstrichen zu versöhnen, dies Zugeständniss von ihm einfach abgelehnt wurde.

Der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit musste naturgemäss in den maritimen Rüstungen liegen. Einem Manne seines Schlages, der sich seit Jahrzehnten mit den Aufgaben Oesterreichs als Seemacht beschäftigt hatte, und der eine Fülle von Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hatte, war es von Vornherein klar, welche Anstrengungen gemacht, welche Anstalten getroffen werden mussten, um die Machtstellung des Staates an der Adria zu sichern und zu behaupten. Die Fortschritte der letzten Jahre hatte er zuerst reiflich geprüft und sorgfältig erwogen; mit den finanziellen Verhältnissen vertraut, beabsichtigte er, sich auf das seiner Meinung nach Nothwendigste zu beschränken, und es musste ihm nur sehr willkommen sein, dass er bei seinem Amtsantritte eine Resolution der Delegationen vorfand, die im Jahre 1868 beschlossen wurde, bis zum nächsten Voranschlage einen fixen Flottenstand vorzulegen. Wie er in seiner Rede vom 17. August 1869 hervorhob, „hat die Marinesection diese Aufforderung nur mit Freude begrüssen müssen, nachdem ihr hiedurch die Möglichkeit geboten war, eine fixe Grundlage für ihr weiteres Vorgehen zu gewinnen, indem sie aus der unangenehmen und so unerquicklichen Lage herauszukommen gestrebt hat, dass sie planlos vorgehen müsse, wie dies früher leider nach einigen Richtungen der Fall war.“ Es mag hier ununtersucht bleiben, wodurch diese Planlosigkeit hervorgerufen wurde. Zu wiederholten Malen wurde die Frage über die Stellung und Aufgabe der Marine in Erwägung gezogen, und zuletzt

war im Jahre 1862 über speciellen Befehl des Monarchen eine Commission mit der Untersuchung dieses Gegenstandes betraut worden, deren Berathungen bekunden, dass man sich der Gefahren wohl bewusst war, welche aus der Schaffung des Einheitstaates Italien für Oesterreich entstehen könnten. Die öffentliche Meinung brachte der Marine wenig Sympathien und kein grosses Verständnis entgegen, und es hätte einer gewichtigen Persönlichkeit bedurft, um die vielfach falschen Ansichten zu berichtigen und einen Umschwung in den gang und gäben Anschauungen herbeizuführen. Eine solche war zu jener Zeit nicht im Vordergrunde, und unter den masgebenden Personen herrschte nicht durchweg Einstimmigkeit. Begreiflich genug, dass Schwankungen eintraten. Tegetthoff mochte hoffen, dass ihm, der bei Helgoland und Lissa bewiesen hatte, dass die Flotte kein Spielzeug sei, gelingen werde, die Zustimmung der Bevölkerung für jene Anschaffungen zn erwirken, die er als nothwendig erkannte; er wünschte ein Instrument zu schaffen, welches sich im Bedarfsfalle schneidig genug erweise, um die darauf verwendeten Summen zu rechtfertigen und zu lohnen. Und wenn bei der Landarmee 800.000 Mann als nothwendig erkannt wurden, um den Staat in die nöthige kriegerische Defensive zu setzen, so sollte auch bei der Flotte fest entschieden werden, bis zu welcher Grenze gegangen werden solle und müsse.

In einem Vortrage vom 10. September 1868 setzte Tegetthoff die Gesichtspunkte auseinander, von denen er bezüglich des Flottenstandes geleitet war. Seit Jahren verfocht er die Ansicht, dass gepanzerte Schiffe nunmehr die eigentliche Schlachtflotte bilden werden und ungepanzerte für immer aus der ersten in die zweite Linie verdrängt seien[1]). Auch hatte sich die wohl-

---

[1]) Wie aus einem Artikel der „Neuen Militärzeitung“ 1871, Nr. 28, vom 5. April, hervorgeht, bereits im Jahre 1862. Der wesentliche Inhalt desselben verdient erwähnt zu werden. Es war zu Beginn des Jahres 1862, schreibt das genannte Blatt, Möring war zu jener Zeit als Oberst dem Genie-Comité in Wien zugewiesen, der nachmalige „Held von Lissa“, Linienschiffs-Capitän in Triest. Beide verfochten eine hochinteressante und wichtige Frage der Zeit: die Panzerschiffe. Während Möring in der „Militär-

begründete und einzig richtige Ansicht Bahn gebrochen, dass Küstengebiete vor ihrer Front, das ist in offener See, geschützt und vertheidigt werden müssen und der Besitz von Küstenländern unbedingt den Bestand einer zu ihrer Grösse und Ausdehnung im Verhältniss stehenden Flotte bedürfe, wenn man im Falle ernster Ereignisse nicht schon im Vorhinein auf den Küstenbesitz verzichten wolle. Dieser Grundsatz sollte, wie Tegetthoff darlegte, um so mehr auf Oesterreich Anwendung finden, dessen Küstenland im Grossen und Ganzen langgestreckt und viel gegliedert, ohne Hinterland und demnach, von zur Vertheidigung nicht ent-

---

Zeitung" gegen die Panzerschiffe eiferte, war Tegetthoff ein Verfechter derselben und gab seine Ansichten in der zu jener Zeit bestandenen „Oesterr. Zeitung" unter der Bezeichnung „Ein Seemann", kund. In einer Nummer dieser Zeitung wurde Möring unter Rubrik „Eingesendet" heftig angegriffen und antwortete in der „Militär-Zeitung" vom 15. März 1862 unter Anderem: „Der Ton des Autors gehe weit über die Grenzen des Schicklichen. Wenn wir auf anonyme Schmähungen dieser Art antworten, so geschieht dies im Interesse des Gegenstandes und aus Achtung für den Leser. Es wird der „Seemann" ersucht, seinen Namen öffentlich zu nennen, was Brauch unter Gentlemans, am meisten unter Officieren ist", u. s. w.

Der Viceadmiral blieb selbstverständlich die Replik nicht schuldig und sendete dieselbe der Redaction der „Militär-Zeitung" zur Einschaltung zu. Sie war in einer Weise abgefasst, dass der Redacteur einen persönlichen Conflict voraussehen musste. Dies veranlasste ihn mit Möring Rücksprache zu pflegen, deren Resultat nachfolgender Brief, datirt Wien, 22. März 1862 war:

Geehrtester Herr!

„Indem ich Ihnen die Erklärung des Obersten von T. zurückstelle, sehe ich mich verpflichtet, Ihnen meinen besten Dank dafür auszusprechen, dass Sie mich auf das Unaufgelöstsein der persönlichen Frage aufmerksam machten und dass Sie Ihre gütige Intervention anboten. Ich habe vorgezogen, dem Obersten von T. selbst zu schreiben, er ist doch ein alter Freund von mir — für den Fall der Ablehnung meiner Vorschläge jedoch bereits gestern meine Secundanten bestellt. Ihnen also nochmals herzlich dankend etc. etc."

Das Entgegenkommen Möring's hatte den heiklen Gegenstand bald geordnet, denn schon am 25. März ersuchte der Viceadmiral, die frühere Erwiderung zu cassiren und eine andere in's Blatt aufzunehmen. Diese in der „Militär-Zeitung" vom 29. März 1862 publicirt, lautete:

„Die „Militär-Zeitung" vom 15. März d. J. bringt eine Antwort auf das „Eingesendet" des Morgenblattes vom 11. d. M. der constitutionellen

sprechender Tiefe, mit schlechten und ungenügenden Verkehrsmitteln versehen sei. Die Fortificationen an der Küste seien nicht hinreichend, da sie Panzerschiffen der Neuzeit erfolgreichen Widerstand nicht zu leisten vermögen. Fünfzehn Panzerschiffe seien unumgänglich nöthig, damit die Flotte sich nicht blos auf die Defensive halten, sondern eventuell auch die Offensive zu ergreifen in der Lage sei. Die Zahl der Hochbord- und Niederbordschiffe sei genügend, dagegen sollte die Zahl der Avisoschiffe vermehrt (von 1 auf 4) und ein Werkstättenschiff neu angeschafft werden. Für die Durchführung dieser Vorschläge seien 25·32 Millionen Gulden nothwendig, welche auf zehn Jahre vertheilt, alljährlich 2·532 Millionen Gulden erforderlich machen.

Diese Auseinandersetzungen standen im Widerspruche mit der damals gang und gäben Anschauung in den Kreisen der Kriegsverwaltung, welche die Durchführung grosser Befestigungen an den Küsten plante, wozu bedeutende Summen nothwendig gewesen wären. Tegetthoff verfocht dagegen die Ansicht, dass die Küstenbefestigungen nur auf die Sicherstellung der Arsenale und der Depôts gegen einen plötzlichen Ueberfall Bedacht zu nehmen

---

„Oesterr. Zeitung". In dieser Antwort werden wir bezüglich der Erläuterung des von uns hervorgehobenen Gegenstandes auf den Aufsatz des Herrn Obersten Möring im Märzhefte der österr. milit. Zeitschrift hingewiesen, wo wir sie auch gefunden haben. Persönlich zu sein war in jenem „Eingesendet" nicht unsere Absicht, was wir offen erklären, wohl aber der Verbreitung von Ansichten entgegen zu treten, die in gegenwärtigem Augenblicke die öffentliche Meinung über das wahre Erforderniss Oesterreichs an Streitmitteln zur See umsomehr zu beeinflussen geeignet waren, als deren Vertreter allerdings eine in seiner Waffe anerkannte Capacität ist.

Wir nennen jetzt unseren Namen ohne Scheu, weil wir dies unserer Ehre schuldig sind und überlassen es dem Herrn Obersten Möring, sich in einer Sache, die von diesem Augenblick an, nicht mehr vor die Oeffentlichkeit gehört, mit unserer Erklärung nach eigenem Ermessen zufrieden zu stellen.

Wilhelm v. Tegetthoff,
k. k. Linienschiffscapitän.

Hiermit war der Federkampf beendet — der Viceadmiral hatte die richtige Ansicht und brachte sie vier Jahre später bei Lissa zum Ruhme der Flotte und des Vaterlandes zur Geltung.

haben, die Vertheidigung der Küste jedoch in erster Linie der Flotte anheimfalle. In eindringlicher musterhafter Weise zergliederte er den vermeintlichen Nutzen der gemachten Vorschläge der Kriegsverwaltung und beantragte die möglichste Beschränkung, knüpfte besonnen an das Bestehende an, und beleuchtete in scharfer Weise die begangenen Missgriffe. Das Vorgehen des italienischen Admirals gegen Lissa schien in militärischen Kreisen Eindruck gemacht zu haben, indem die Ansicht verfochten wurde, dass eine Flotte zur Vertheidigung nicht genüge, und daher Vorkehrungen getroffen werden müssten, Landungen unmöglich zu machen. Gerade an dem Vorgehen Persano's beleuchtete Tegetthoff die entgegengesetzte Ansicht, indem er darauf hinwies, dass der Fehler Persano's, eine Landung bewerkstelligen zu wollen, ohne die Flotte des Gegners vorher zu bekämpfen, ein solcher sei, dessen Wiederholung sich kaum voraussetzen lasse. Auch die Eventualitäten der Zukunft zog Tegetthoff in Betracht. Bei endgiltiger Lösung der orientalischen Frage, heisst es in dem Elaborate Tegetthoff's, dürfte die österreichische Flotte eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen haben, vorausgesetzt, dass ihre Stärke eine der Stellung des Kaiserstaates entsprechende ist. Der Staat braucht vor Allem eine seiner Machtstellung entsprechende Wehrkraft zur See war das Alpha und Omega seiner Ansicht.

Die Darlegungen des Viceadmirals erfreuten sich auch bei ihrem Bekanntwerden allseitigen Beifalles. Erst als im Jahre 1869 in dem Voranschlag für das nächste Jahr 2·76 Millionen beansprucht wurden, d. i. jene Quote der in Aussicht genommenen 24·24 Millionen, um die Herstellung eines fixen Flottenstandes in den nächsten neun Jahren zu bewerkstelligen, platzten in den Vertretungskörpern die Gegensätze aneinander. Trotz aller Sympathien, die Tegetthoff unstreitig besass, gelang es ihm nicht, der reichsräthlichen Delegation die Zustimmung zu seiner Forderung abzuringen. Weder die Regierungsziffer, noch der Vermittlungsantrag Wüllerstorff's, rund zwei Millionen zu bewilligen, fanden die Mehrheit; blos eine Million wurde genehmigt und in Folge einer Vereinbarung mit der ungarischen Delegation erschien sie im Budget.

Die Rede Tegetthoff's am 17. August 1869, um die Opposition von der Nothwendigkeit seiner Forderung zu überzeugen, ist zwar kein Meisterstück der Beredtsamkeit, aber ein Beleg, dass er sich über das, was er wollte und anstrebte, vollkommen klar war.

Dieser Misserfolg machte ihn in seiner Ueberzeugung nicht irre, dem gesteckten Ziele mit aller Kraft zuzusteuern; er lebte der Hoffnung, dass ihm gelingen werde, die parlamentarischen Kreise mit seinen Ansichten zu befreunden. Im Voranschlage für 1871 erschienen 10.000 fl. im Budget zur Veranstaltung einer Enquête, deren Aufgabe es sein sollte, die Frage des Flottenstandes endgiltig zum Abschlusse zu bringen. Die Abweisung dieser Forderung verleidete dem Vicedmiral seine Stellung. Von Radegund, wo er den Herbst 1870 zugebracht hatte, eilte er nach Pest, um den Verhandlungen der Delegation beizuwohnen und er hatte erwartet, dass es ihm gelingen werde, die Mitglieder für seine Pläne zu gewinnen.

Die neue Organisation der Flottenmannschaften oder, wie man sie bisher nannte, der Marinetruppen ist ebenfalls das Verdienst Tegetthoff's. Die Matrosen wurden bisher für jedes Schiff bei dessen Indienststellung auf die Dauer der Campagne geworben, bei der Abrüstung des Schiffes ausbezahlt und entlassen. Das militärische Element war durch die Marineinfanterie vertreten, eine nach dem Muster der Linieninfanterie organisirte Truppe, von welcher sich auf jedem Schiffe ein der Stärke desselben entsprechendes Detachement befand. Für die höheren artilleristischen Functionen gab es eine Marineartillerie, gleichfalls nach dem Muster der Landtruppe ausgebildet. Nach Einführung der Conscription wurden die Matrosen nicht mehr von Fall zu Fall geworben, sondern man errichtete ein Matrosencorps, um für die Schiffe die erforderlichen Seeleute zu schaffen. Die Flottenmannschaften recrutirten sich aus drei, nach Ausbildung, Herkunft und Bestimmung ganz verschiedenen Truppenkörpern, die sich auch äusserlich in ihrer Adjustirung von einander sehr auffallend unterschieden, und als seit der Einführung des Dampfes zu Anfang der Fünfzigerjahre die Bedienstung der Maschine neue

Kräfte in Anspruch nahm, kam ein viertes Element zu den schon bestehenden hinzu. Die genannten Truppenkörper standen unter getrenntem von einander unabhängigem Commando; das Matrosencorps wurde von Seeofficieren selbst befehligt, die Marineinfanterie und Marineartillerie hatten ihre eigenen Officiere, die sich zumeist aus dem Landheere ergänzten, und denen die Aufgabe oblag, ihre Mannschaft für den Flottendienst auszubilden. Gleichwohl aber waren sie selbst grundsätzlich davon ausgeschlossen, die Früchte ihrer Anstrengungen zu geniessen, denn mit höchst geringfügigen Ausnahmen hatten sie nicht die Bestimmung zur See Dienst zu leisten.

Die Folgen dieser verfehlten Organisation zeigten sich bald. Die Officiere der Marineinfanterie und der Marineartillerie verloren ihre wesentlichste Aufgabe, tüchtige Elemente für die Bemannung der Flotte heranzubilden, ganz aus dem Auge und wandten zumeist ihrer Stammcompagnie auf dem Lande die grösste Obsorge zu. Bei diesen Compagnien wurden die besten Kräfte behalten, da von ihrem Aussehen bei Paraden, Manövern oder Visitirungen das Fortkommen der Truppen-Commandanten abhing. Den Schiffen hingegen gab man das denkbar schlechteste Material, welches am Lande unbrauchbar oder lästig war.

Tegetthoff schuf auch hier etwas vollständig Neues. Das Marineinfanterie-Regiment und die Marineartillerie, zuletzt Marinezeugscorps genannt, wurden aufgelöst und ein einheitliches von Seeofficieren commandirtes Corps organisirt, bei dessen Aufstellung der Grundsatz massgebend war, dass die Leute vor Allem bis zu einem gewissen Grade Matrosen sein müssen, aus welchen dann für die verschiedenen Richtungen des Dienstes die nöthigen Elemente durch Specialunterricht gewonnen werden sollten. Auf diese Art entstand das heutige Matrosencorps mit seinen für den Dienst erforderlichen Specialitäten. Hiemit stand ein wohldurchdachtes System von Schulen und Schulschiffen, denen die Aufgabe zugewiesen wurde, die fachlichen Elemente zu liefern, im Zusammenhang. Ein Schulschiff mit 400 Schiffsjungen, Knaben im Alter von 13—17 Jahren, wurde die Pepiniere, aus welcher

zumeist die erforderliche Anzahl von Chargen hervorgehen sollte; ein Artillerie-Schulschiff, nach dem Vorbilde des berühmten englischen „Excellent“ eingerichtet, ward für die Gewinnung der nöthigen artilleristischen Kräfte ausersehen und einem dritten Schulschiffe ward die Aufgabe zu Theil die erforderlichen Kräfte für den Steuerdienst durch anhaltende praktische Uebung in ihrem Fache heranzuziehen; eine Maschinenschule erhielt die Bestimmung für die Heranbildung von 50 Knaben zu künftigen Maschinen-Unterofficieren; für die höhere Ausbildung der Maschinenchargen selbst wurde eine Maschinen-Unterofficiersschule eingerichtet, eine eben solche für die Waffenchargen und endlich eine für die Sanitätsmannschaft.

Nicht minder einschneidend waren die auf das Officierscorps und den Beamtenkörper bezüglichen Aenderungen, die neuen organischen Bestimmungen über das Seeofficierscorps und die Marineärzte, sowie über die verschiedenen Beamtenkategorien; sie sind fast durchgehends während der kurzen Wirksamkeit Tegetthoff's als Leiter der Marinesection erlassen worden.

Der intellectuellen Ausbildung der Officiere und Beamten wendete Tegetthoff eine unermüdliche Sorgfalt zu. Selbst ein Zögling der ehemaligen Marine-Akademie in Venedig, hatte er die Mängel des früheren Unterrichtes genau kennen gelernt und in den letzten Jahren den in den andern Ländern bestehenden Anstalten ein eingehendes Studium gewidmet. So mannigfach auch die Reformen waren, welche seit dem Jahre 1848 in dem Studienwesen der Marine vorgenommen wurden, die bestehenden Einrichtungen entsprachen den grossen Anforderungen der Neuzeit nicht. Man thut auch den Männern, welche bei den ehemaligen Organisationen betheiligt waren, nicht Unrecht, wenn man die Behauptung wagt, dass sie über Grundlage und Ziel des anzustrebenden Unterrichtes im Dunkeln tappten; und Kenner gestanden auch zu, dass die Anstalt zu Venedig, welche ohnehin nie eine hohe Stelle eingenommen, in den letzten Jahren von Stufe zu Stufe gesunken war. Schon die Thatsache verdient Er-

wähnung, dass die Akademie in der Zeit von 1848—1866 von Venedig nach Triest, von Triest nach Fiume, von da wieder nach Triest und hierauf, nachdem sie eine kurze Zeit nach Venedig verlegt worden war, abermals nach Fiume wanderte und sich während der Kriege 1859 und 1866 in voller Auflösung befunden hatte, da die Zöglinge zum Theil ausgemustert, theils in die Heimat zu ihren Angehörigen geschickt wurden.

Die Gesichtspunkte, von denen sich Tegetthoff bei seiner Neuorganisation leiten liess, waren einfach und klar. Er war von der Ueberzeugung erfüllt, dass die im jugendlichen Alter aufgenommenen Zöglinge in den ersten Jahren in derselben Weise wie für den technischen Unterricht an den Hochschulen herangebildet werden sollten. Als Bedingung für den Eintritt als Zögling sollte daher der Nachweis über die vollendeten Studien der unteren Classen einer Mittelschule gefordert, der Lehrplan der Akademie in den ersten drei Jahren bezüglich der allgemein wissenschaftlichen Ausbildung nach dem Muster der Ober-Realschulen geregelt und der streng wissenschaftliche maritime Unterricht in das vierte Jahr verlegt werden. Abgesehen davon, dass auf diese Weise eine tüchtige allgemeine Bildung der Seeofficiere erzielt wurde, ward auch jenen Zöglingen, die aus irgend einem Grunde aus der Anstalt austreten mussten, ermöglicht, an eine technische Hochschule überzutreten. Nicht minder richtig waren die Gesichtspunkte, von denen er bei der Anstellung der Lehrkräfte ausging. Bisher war nicht immer die Rücksicht massgebend gewesen, ob der zur Dienstleistung an der Marine-Akademie commandirte Officier auch die gehörige Eignung für das Lehrfach besitze. Tegetthoff machte an die Professoren der Marine-Akademie dieselben Anforderungen, wie sie an die Lehrer der Mittelschulen von Seite des Unterrichtsministeriums gestellt werden, durch die Verfügung, dass die allgemein wissenschaftlichen Gegenstände nur von solchen Personen gelehrt werden dürften, welche hiezu nach den allgemein im Staate giltigen Gesetzen die Befähigung nachzuweisen im Stande sind. Das Lehrpersonale wurde auf diese Weise ausschliesslich aus geprüften Mittelschulprofessoren zu-

sammengesetzt, den Officieren lediglich der Unterricht in den streng fachlichen Gegenständen übertragen.

Auch die neue Organisation der hydrographischen Anstalt ist das Werk Tegetthoff's. Ein eigenes Gebäude wurde zu diesem Behufe zu Pola errichtet; die Sternwarte mit dem astronomischen und meteorologischen Observatorium, die reichhaltige Marinebibliothek, die Depôts für nautische Instrumente und für die Seekarten wurden daselbst ebenfalls untergebracht. Von competenter Seite lautet das Urtheil dahin, dass durch Berufung von wissenschaftlich tüchtigen Kräften zur Leitung des Ganzen, so wie als Vorstände der Abtheilungen, durch reichliche Dotirung mit allen erforderlichen Behelfen, durch die eingehenden Vorschriften behufs Regelung der wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit der Beamten, die hydrographische Anstalt auf eine mit den anderswo bestehenden Einrichtungen ebenbürtige Höhe gebracht worden sei. Wenn gegenwärtig die österreichische Marine eine nicht geringe Anzahl durchaus gebildeter Männer besitzt, denen auch die Lösung streng wissenschaftlicher Probleme mit vollster Beruhigung anvertraut werden kann, so kann Tegetthoff das Verdienst in Anspruch nehmen, hiebei mitgewirkt zu haben, durch die Verfügung, dass eine Anzahl von Seeofficieren dem hydrographischen Amte zur Dienstleistung zuzuweisen sei, um sich weiter auszubilden. Ueberhaupt zeigen viele Massnahmen, welchen hohen Werth er auf eine gründliche und umfassende Bildung legte, indem er alljährlich Officiere, Ingenieure, Hydrographen und Professoren Reisen in das Ausland unternehmen liess, um sich daselbst mit den Fortschritten in ihren Fächern bekannt zu machen, und nicht selten dachte er mit Wehmuth an seine Studienzeit zurück und bedauerte es lebhaft, nicht in der Lage gewesen zu sein, die von ihm stets erstrebte wissenschaftliche Ausbildung erlangen zu können.

Zur Durchbildung des Officiercorps in streng seemännischer Beziehung sollten grössere seemännische Reisen die Mittel liefern. Der Traum seiner Jugend, frühzeitig den Ocean zu durchschiffen, sollte sich bei Anderen verwirklichen. Die Zöglinge sollten sofort

nach ihrer Ausmusterung eingeschifft werden, um ein Jahr lang den atlantischen Ocean zu bereisen und auf diesen Fahrten Vertrautheit mit dem Element, das ihnen zweite Heimat ist, zu gewinnen. In seinen Plänen lag es, dass die ostasiatische Station immer besetzt sei und ein Schiff sich stets im indischen Ocean aufhalte. Während er sich im Glanze einer viel beneideten Stellung befand, pries er diejenigen glücklich, denen das Geschick es gestattete, die fernen Länder Ostasiens zu besuchen, ein Gedanke, dem er in reifen Mannesjahren fast mit derselben Schwärmerei nachhing, wie in den Tagen seiner Jugend.

IX.

Ueber das Privatleben Tegetthoff's ist wenig zu berichten: er ging ganz in den öffentlichen Dienst auf. Selbst während seines Urlaubes beschäftigte ihn sein Ressort und er behielt sich jede wichtige Entscheidung vor. Im Sommer 1869 suchte er im Bade Fusch Erholung und ertheilte von hier aus Weisungen über die Anordnung des Budgets. Von hier begab er sich in die Schweiz, nahm in Pfäffers längeren Aufenthalt, besuchte sodann Luzern, Grindelwald und gab in seinen Briefen dem Behagen Ausdruck, welches er in dem Umgange mit der Natur empfand. „Mir geht es vorläufig à la lettre sauwohl“, heisst es in einem Briefe vom 6. September 1869; „ich lebe im Freien, entwickle einen Riesenappetit und nehme heute zum ersten Male eine Feder in die Hand. Meine Jungferngletscherpartie habe ich überstanden und bin zufrieden mit meinen Leistungen per pedes. Auch mein Vollbart macht ganz gedeihliche Fortschritte und erwarte ich in Luzern die Nachricht, dass dessen Bestand gesichert ist“ [1]).

Im Sommer 1870 finden wir ihn in Radegund, wo er Heilung einer Lippengeschwulst sucht. Hier verfolgt er mit spannungs-

---

[1]) Es wurde damals an den Kaiser der Antrag gestellt, die Bartfreiheit zu gestatten.

vollster Theilnahme die grossen Kämpfe Deutschlands gegen Frankreich und mit grossem Unbehagen die mittlerweile eingetretenen politischen Wirren in unserem Vaterland. Kein Freund der „Schwindeleien Beust's und Taaffe's“ verdammt er auf das Entschiedenste die von dem Ministerium Potocki mit den Czechen eingeleiteten Verhandlungen. „Es sieht traurig aus“, schreibt er einem Freunde aus Radegund am 3. September 1870; „nach Aussen fällt nunmehr unserer Regierung eine sehr subalterne Rolle zu, nach Innen hat sie sich schon lange daran gewöhnt, gar keine mehr zu spielen. Ein wahres Glück, dass im verflossenen Jahre die Kaiserreise stattfand [1]). Gott sei Dank, es ist dabei erheblicher Glanz auf unseren Kaiser herabgeströmt. Wir waren von Preussen doch nicht in dem Masse verdunkelt, wie wir es jetzt sind. Ich habe den Franzosen Schläge, herzlich viel Schläge gewünscht. Ich fühle bis zu einem gewissen Punkte eine Befriedigung darüber, dass das blaguirende Franzosenthum eine derbe Lection erhalten, dass Deutsche es waren, die sie gegeben, dass Deutsche es sind, die fortan eine grosse Rolle in Europa spielen werden.“

Der Aufenthalt in Radegund dauerte bis in den November und nur schwer fügte er sich den Anforderungen, welche die Cur an ihn stellte. „Ich bin nun seit einer Woche auf vegetabilische Kost gesetzt“, schreibt er am 15. September, „und bekomme keinen Bissen Fleisch zu essen. Wenn ich früher bei dem ewigen Pantschen keine Zeit zur Arbeit fand, so fehlt mir jetzt dazu die Kraft. Ohne Fleisch ist mir abscheulich flau und lausig zu Muthe. Die Delegationsaussichten sind übrigens nicht derart rosig, um mit grossem Feuer am Budget zu arbeiten. Die Geldbewilligung pro 1871 liegt meines Erachtens noch in weiter Ferne, wenn es überhaupt gelingt, eine cisleithanische Delegation zusammenzubringen. Der Firma Beust-Potocki ist es gelungen, die Deutschen dahin zu bringen, auch ihrerseits über's Striken nachzudenken. Da eröffnet sich nun eine sehr trostreiche Aussicht auf eine der gedeihlichen Entwicklung Oesterreichs sehr fördersame Zwickmühle, auf

[1]) Zur Eröffnung des Suezcanals.

der sich in den verschiedensten Tonarten wird spielen lassen.« Und einige Tage später am 28. September: »Ich gedenke seinerzeit einen Abstecher nach Wien zu machen, um selbstverständlich gegen das gegenwärtige Ministerium (Potocki) meine Stimme abzugeben, dann werde ich hieher zurückkehren und weiter pritscheln und weiter fasten, bis die Delegationen mich zu einer neuen Curpause zwingen werden. Was sagen Sie zu dem nicht aufhören wollenden Chaos im Innern, und das zu einer Zeit, in welcher der Traum unserer Jugend, ein einiges Deutschland (leider nicht unter Oesterreichs Führung), der Verwirklichung entgegeneilt«.

Tegetthoff war eigentlich keine gesellige Natur und bewegte sich im Salon mit einer gewissen Unbehaglichkeit; die »fremden Gesichter« beirrten ihn, obgleich er während seiner Laufbahn gelernt hatte, mit Menschen zu verkehren und seiner Haltung Gewandtheit und Sicherheit innewohnte. »Ich finde mich zwischen fremden Leuten in Wien nicht zurecht«, schreibt er bald nach seiner Ernennung zum Vorstande der Marinesection, »trotz aller Liebenswürdigkeit, die man mir so herzlich entgegen bringt und die ich mit innigstem Dankgefühl anerkenne, begegne ich keinen solchen Freunden, deren Lebenslauf ich kenne, deren Gedankengang mit dem meinigen übereinstimmen könnte.« Im vollsten Bewusstsein seiner Leistungen trat dieses nie störend bei seinem Umgange mit Freunden und Fremden hervor. Selbstlosigkeit war der Grundzug seines Wesens. »Wie einfach und leicht erschien die Grösse eines männlichen Helden an ihm«, schreibt ein geistreicher Beurtheiler, »da floss noch die antike Vorstellung der Tapferkeit mit der Erscheinung eines Menschen zusammen. Das war nicht der moderne Begriff ausgerechneten relativen Vortheils, der seine Stunde abwartet, um über schlafende Gegner herzufallen und Geschichtsruhm zu stehlen, es war noch die Brust, die sich dem Stärksten entgegenstellt, mit dem entschlossenen Verzicht des eigenen Lebens, Muth, mit ruhig leuchtendem Antlitze, ohne zusammengebissene Zähne.« [1])

---

[1]) Briefe eines Unbekannten. Wien 1881.

Samstag den 1. April 1871 fühlte sich Tegetthoff unwohl und legte sich Abends nieder. Sonntag Nachmittags stand er auf, um sich zum Diner bei der Fürstin Schwarzenberg zu begeben, wo er bis acht Uhr Abends blieb und zu Fuss nach seiner Wohnung in der Schenkenstrasse heimkehrte. Am Montag verliess er sein Lager nicht mehr, er war krank, lehnte jedoch, trotz des Zuredens seiner Umgebung, ärztlichen Beistand ab. In der Nacht darauf nahmen die Athembeschwerden und das Stechen in der Brust so überhand, dass um ein Uhr zu Professor Duchek geschickt ward. Dienstag Mittags wurden die Mutter des Viceadmirals, welche in Graz lebte und sein Bruder, der Oberst Carl von Tegetthoff, von der Bedenklichkeit der Lage in Kenntniss gesetzt. Dieselben trafen Abends in Wien ein. Donnerstag Mittags war das Aergste zu befürchten. Abends fand ein Consilium der Aerzte Oppolzer und Duchek, des Marinearztes Fink und des Dr. Winternitz statt. Die Agonie stellte sich ein. Nach Mitternacht kam der Kranke zeitweilig zur Besinnung. „Nun legen wir uns nieder, um zu schlafen und stehen nicht mehr auf", sagte er um ein Uhr. Darauf sank er in Bewusstlosigkeit, doch in seinen Dilirien beschäftigte er sich fortwährend mit Organisationsentwürfen und mit dem Budget der Marine. Um vier Uhr Früh erhielt er im bewusstlosen Zustande die letzte Oelung, am 7. April 1871 um $7^1/_2$ Uhr war er eine Leiche [1]).

Es war keine Phrase, wenn die Wiener Abendpost an der Spitze ihres Blattes berichtete, dass der Tod Tegetthoff's in allen Kreisen der Bevölkerung Gefühle des tiefsten Schmerzes hervorgerufen habe. Die gesammte Wiener Presse gab diesen Gefühlen warmen und beredten Ausdruck. Der Kaiser liess durch seinen ersten Generaladjutanten, Generalmajor Grafen Bellegarde, den Hinterbliebenen in seinem und der Kaiserin Namen das innigste Beileid zu dem unersetzlichen Verlust bekannt geben, welchen das Kaiserhaus und das Vaterland erlitten haben und traf zu-

[1]) Beruht auf den fast übereinstimmenden Mittheilungen der Wiener Blätter.

gleich die Verfügung, die Leichenkosten aus der kaiserlichen Privatchatoulle zu bestreiten.

Der Tod hatte das Leben eines Mannes in der Blüthe der Jahre geknickt und dem Staate eine der ausgezeichnetsten Kräfte entrissen. Was er als Held geleistet, wissen die Zeitgenossen, und ein unverwelklicher Lorbeer ziert seine Stirne. Aber Tegetthoff war mehr als ein Seemann, der Schlachten zu gewinnen verstand. Sein Administrationstalent war vom ersten Range und zehn Jahre nach seinem Tode zehrt man im Grunde von jenen Ideen, die ihn erfüllten, und hält mit anerkennenswerther Zähigkeit an jenen Grundsätzen fest, die er für seine Wirksamkeit als massgebend betrachtete. So wie der Name Roon's mit der Organisation des preussischen Heerwesens innigst verwachsen ist, wird auch eine künftige Geschichte der österreichischen Marine den Namen Tegetthoff's erst recht zu Ehren bringen. Tegetthoff war aber auch ein Staatsmann, dessen Geist die grossen Aufgaben des Staates nach fast allen Richtungen erfasste und der sich mit den Problemen auswärtiger Politik ebenso intensiv beschäftigte, wie mit den bedeutsamen Fragen seines eigenen Ressorts. Die Natur hatte ihn mit grossen Gaben ausgestattet, die er durch unermüdliche Arbeit zur höchsten Entfaltung brachte. Während seiner Jugendzeit hatte er nicht das Glück einer gründlichen Schulbildung theilhaftig zu werden, aber zur Erkenntniss gelangt, dass Wissen Macht ist, war er unverdrossen noch im reifen Mannesalter bestrebt, die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen und seinen Geist auszubilden. Und zwar nicht blos durch Aneignung all dessen, was in seiner Berufssphäre lag; auch die höchsten Probleme menschlichen Denkens blieben ihm nicht fremd. An die Küsten des rothen Meeres begleiten ihn die Schriften Kant's und Feuchtersleben's, und während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Aden ergötzt er sich in seinen Mussestunden an Byron's Gesängen. Auf der Höhe seines Ruhmes verficht er in Freundeskreisen die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bildung und blickt mit Wehmuth auf seine Jugend zurück, die es ihm nicht ermöglichte, sich in umfassender Weise für seinen Beruf vorzubereiten. Tegetthoff

war ein ganzer Mensch. Mit seltener Verehrung blickt er stets zu seinem Vater, mit Zärtlichkeit hängt er an seiner Mutter. Im Kampfe mit den Stürmen in allen Zonen der Erde vergisst er nie den Geburts- und Namenstag seiner Lieben und sendet aus den entlegensten Winkeln seine Grüsse und Wünsche. Trotz aller seiner Erfolge bescheiden, wenn auch seines Werthes sich bewusst, ein treuer Freund, ein guter Kamerad, strenge gegen sich und seine Untergebenen, wenn es sich um die Erfüllung der Pflichten handelt, milde und nachsichtig gegen menschliche Gebrechen, ein guter Oesterreicher, ein treuer Sohn des Alpenlandes, welches ihn gebar.

„Ich habe“, lauten die tief empfundenen Worte des Monarchen in dem am 7. April 1871 von Meran datirten, an die Kriegsmarine erlassenen Flottenbefehl, „in dem Dahingeschiedenen einen treuergebenen, hingebungsvollen Diener, der Staat einen seiner ausgezeichnetsten Männer, die Marine in ihm den Helden verloren, der sie zu Sieg und Ruhm geführt, dessen Name für immer unzertrennlich bleibt von den glänzendsten Momenten ihres Wirkens, dessen Waffenthaten den herrlichsten Blättern der Kriegsgeschichte angehören.

Mit Mir wird die Kriegsmarine ihrem hingeschiedenen Commandanten eine unvergänglich dankbare Erinnerung bewahren und das Andenken an ihn stets zu ehren wissen.“

A. Aus der Privat-Correspondenz.

I.

Constantinopel, 11. Februar 1853.

Theuerster Vater!

.....Wer hätte das gedacht, dass das Jahr 1853 uns in allem Anfange die nahe Aussicht auf einen Türkenkrieg als Bescherung bringen würde! Und doch ist dieser jetzt, seit gestern Abends, beinahe gewiss. Seit dem unerwarteten Erscheinen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Leiningen am vorletzten Sonntag dauern die Verhandlungen zwischen diesem und den Ministern der hohen Pforte fort. Oesterreich besteht mit Festigkeit darauf, dass Montenegro evacuirt und die Erfüllung einiger anderen, seit längerer Zeit schwebenden, mir jedoch nicht genau bekannten Fragen unbedingt zugesagt werde. Die mündliche Sprache, die von den Ministern überhaupt, besonders aber von Fuad Effendi (Minister des Auswärtigen) bei den verschiedenen Audienzen und Conferenzen geführt wurde, stellte eine wahrscheinlich friedliche Ausgleichung in Aussicht. Letzterer soll unter Anderm sich einmal geäussert haben: „wenn Oesterreich einen Krieg will, werden wir unsere Kraft in einer demüthigen Ergebenheit suchen“. Der Sultan selbst soll seine Unzufriedenheit über die Politik seines Ministeriums gegen Oesterreich ausgedrückt haben und letzteres Willens gewesen sein, den Grafen Leiningen zu bewegen, nach erfolgter friedlicher Verständigung sich eine Abschiedsaudienz

beim Sultan zu erbitten, um quasi für die höchsten Würdenträger der ottomanischen Regierung durch günstige Fürsprache die hohe Gnade ihres Monarchen wieder zu erlangen. Wer die zerrütteten Finanzen, die beinahe totale Auflösung und Demoralisation der Heeresmacht dieses Staates, die Corruption, die in allen Aemtern grassirt, die gänzliche Unfähigkeit der Männer, die diese bekleiden, nur einigermassen kennt, wer überlegt, dass das türkische Reich seine beiden gegenwärtigen Feinde, Drusen und Montenegriner, nicht im Stande ist, mit günstigem Erfolg zu bekämpfen und sich gezwungen sah, gegen erstere aus Ohnmacht die Feindseligkeiten — für die Dauer des Winters — einzustellen, konnte in der That keinen Augenblick daran glauben, dass die Pforte dem gerechten Begehren Oesterreichs mit Widerstand begegnen und sich der Gefahr einer Invasion in ihr Gebiet toller Weise preisgeben werde. Und doch ist es so, fremdem Einflusse zu Folge. Die Vertreter Frankreichs und Englands, Marquis La Valette und Colonel Rose, belagern täglich durch mehrere Stunden den Grafen Leiningen und machen diesem Vorstellungen über die zu weit gehenden Begehren Oesterreichs und trachten ihn zu einer weniger energischen Sprache zu bewegen. Ersterer muss wahrscheinlich das Erscheinen der französischen Flotte vor Tripoli und Prevesa vergessen haben. Dass diese Diplomaten bei unserm ausserordentlichen Gesandten zu tauben Ohren sprachen, war leicht denkbar, bei der Pforte jedoch fanden ihre Vorstellungen Gehör.

Gestern Abends langte im Palais, in welchem ich mich gerade befand, die Antwortsnote an, in welcher die verlangte Erfüllung der in Frage stehenden Angelegenheiten nicht zugesagt und Oesterreich mit dem Versprechen weiterer Unterhandlungen vertröstet wird. Graf Leiningen beschloss, übermorgen oder Montag die Relationen zwischen Oesterreich und der Pforte abzubrechen und sich auf dem ihm zur Verfügung gestellten Dampfer „Croazia“ einzuschiffen, um seine Reise nach Wien anzutreten. Für den Augenblick sollte nur Herr Klezl, Geschäftsträger, ihn begleiten.

Die Corvette sollte heute früh den Befehl erhalten, unter Segel zu gehen, wir harren desselben von Stunde zu Stunde. Den Ort unserer Bestimmung kennen wir noch nicht, ob wir allsogleich zur Escadre in Topla stossen oder die weiteren Ereignisse in der Levante abwarten werden.

Die drei Schiffe Brigg „Pilades“, Golette „Elisabeth“ und „Artemisia“, die im Archipel kreuzten, erhielten bereits den Befehl, nach dem adriatischen Meer unter Segel zu gehen. Die imponirende Stellung, die Oesterreich in letzter Zeit der Türkei gegenüber genommen hat, hat mich wirklich sehr erfreut, die Energie, die man jetzt den Osmanen gegenüber entwickelt, erlaubt uns mit Zuversicht zu hoffen, dass unser junger Kaiser die seit Jahren befolgte laue Politik verlassen und unserm grossen Vaterlande jenes Ansehen verschaffen wird, welches es trotz der Grösse seines Territoriums nie genossen hat. Nur eines muss ich bedauern, dass unsere Marine noch immer sich in einer Unbedeutendheit befindet, die ihr nicht gestatten wird, activ mitzuwirken. Wann wird das anders werden? Kommt es zu ernsten Conflicten, wird wahrscheinlich unserer Seemacht das traurige Los zu Theil fallen, in einem gut befestigten Hafen verkrochen den Frieden abzuwarten. Vor vier Jahren hegte ich die Hoffnung, dass sich die Schmach für uns von 1848 nicht wiederholen werde, und doch können wir leider wenig Besseres von der Zukunft erwarten.

II.

Constantinopel, am 19. Februar 1853.

Bester, theuerster Vater!

Bei Empfang meines letzten Briefes, in welchem ich Dir ein Aufhören der freundschaftlichen Relationen zwischen Oesterreich und der Pforte als beinahe gewiss berichtete, wirst Du schwerlich ein zweites Schreiben aus Stambul von mir erwartet haben. Jedoch der vom Grafen Leiningen entwickelten Energie zu Folge wurden die schon als unausweichlich vorausgesehenen

ernstlichen Conflicte für jetzt vermieden, welches ein Aufheben unserer Bordconsigne und Segelbereitschaft veranlasste.

Die Corvette ist nun wieder fest vertäut und uns die Aussicht gegeben, noch durch mehrere Monate auf einen Befehl zur Abreise zu warten. Obwohl die „Carolina“ vom gesammten Corps der Kriegsmarine ihrer Station wegen beneidet wird, die auch wirklich à tout prendre unter den bestehenden Verhältnissen eine der angenehmsten ist, sind wir doch am Bord zu viel Matrosen, als dass wir uns nicht trotz einem brillanten Carneval, der Dank dem Unterschiede zwischen unserm und dem griechischen Kalender noch einige Wochen fortdauert, sehr oft nach der hohen See sehnen sollten. Da gegenwärtig die im Archipel kreuzenden Kriegsschiffe in's Adriatische Meer einberufen wurden, wird sich unsere Ablösung wahrscheinlich noch einige Zeit hinausziehen.

Gleichzeitig mit der Note, von der ich Dir in meinem letzten Briefe erwähnte, erhielt Graf Leiningen vom Sultan die Einladung zu einer Audienz, die er ablehnte und überdies in seiner Antwortsnote erklärte, eine solche nur nach unbedingter Annahme aller an die hohe Pforte gestellten Begehren annehmen zu können. Er schloss dieser einen in türkischer Sprache abgefassten Entwurf bei, welchem ähnlich die Note der Pforte binnen drei Tagen erfolgen müsse, widrigenfalls er sich gezwungen sehe, abzureisen und die Pässe für den hier residirenden k. k. Geschäftsträger zu verlangen, welches den Einmarsch in's ottomanische Gebiet der an den Grenzen zusammengezogenen Truppen zur Folge haben würde. Dieses energische Auftreten hatte zur Folge, dass schon Sonntag Morgens Fuad Effendi den ersten Dolmetsch der Internuntiatur zu sich bitten liess und diesem die Annahme aller von Oesterreich gestellten Conditionen seitens seiner Regierung mittheilte. Die schriftliche Antwort sollte Tags darauf dem Feldmarschall-Lieutenant zugeschickt werden, wie es auch in der That geschah. Letzterer nahm hierauf Dienstag seine Abschiedsaudienz beim Sultan, stattete allen Ministern Besuche ab und stach Nachmittags in die See. Dieser eclatante Succés machte hier grosses Aufsehen. Da es allgemein bekannt ist, dass Graf Leiningen die

ihm vom englischen und französischen Botschafter angebotenen bons offices ablehnte und erklärte, sein Auftrag laute nur mit der Pforte zu unterhandeln. Auch die russischen Diplomaten machten zu jenem eine saure Miene. Graf Leiningen theilte nämlich gleich nach seiner Ankunft Herrn von Ozeroff den Zweck seiner Sendung mit, wie auch, dass er von Wien angewiesen sei, ihn um seinen Einfluss bei der türkischen Regierung zur schleunigen Erreichung desselben anzusprechen. Man habe von Seite seiner Regierung seine Mission schon nach Petersburg angezeigt, wesshalb er versichert sein könne, in Bälde geeignete Instructionen zu erhalten. Ozeroff antwortete ausweichend und entschuldigte sich, keine Instructionen über diese Punkte zu besitzen, benahm sich auch sehr lau.

Sonntag Vormittag endlich, jedoch nach Fuad Effendi's mündlicher Mittheilung, kam ihm mit der russischen Post die Weisung zu, nach Kräften den Feldmarschall-Lieutenant in der Ausführung seiner Sendung zu unterstützen. Ozeroff eilte allsogleich zu Leiningen, theilte ihm das Empfangene mit und versicherte ihn seiner Bereitwilligkeit, worauf letzterer die Freude hatte, antworten zu können — es sei nun zu spät, die Angelegenheit mit der Pforte sei geschlichtet.

Eine gleiche Antwort erhielt der zu Fuad Effendi gesandte erste Dragoman der russischen Legation — die Verhandlungen mit Oesterreich seien geschlossen.

Dies hat sich in der That sehr glücklich ereignet, da man sonst jeden guten Erfolg dem Einflusse des mächtigen Russland zugeschrieben hätte. Marquis La Valette und Colonel Rose unterliessen es während der letzten Tage die Pforte zum Widerstand gegen Oesterreich anzueifern, da ihnen hierüber keine Weisungen zugekommen waren und sie sich durch weitere Zusagungen zu compromittiren fürchteten. Ersterer soll Anfangs so weit gegangen sein, der Pforte das Erscheinen einer Flotte von französischen Dampfern über die Donau vor Wien zu versprechen, jetzt will er sich den Anschein geben, als habe er Oesterreich unterstützt und zur schleunigen Beendigung der Ver-

handlungen mitgewirkt. La Valette ist ein echter Franzose, durch und durch Charlatan, sein Nachfolger Mr. Breunier wird von Tag zu Tag erwartet.

Dass nun die k. k. Internuntiusstelle hier besetzt werde, däucht Jedermann wahrscheinlich, man spricht vom Grafen Rechberg, weiss aber nichts Bestimmtes.

Der Winter hat hier erst seit einigen Tagen angefangen und uns starke Westwinde und viel Regen gebracht, Schnee ist noch keiner gefallen.

Von Triest bin ich ohne Nachrichten, ich erwarte solche mit Neugierde, um zu erfahren, ob man überhaupt durch die Möglichkeit eines Krieges mit der Türkei sich zu Armirungen bewogen sah. . . . . .

III.

Constantinopel, am 7. März 1853.

Theuerster Vater.

. . . . . Die Nachricht von dem auf die Person des Kaisers verübten Mordattentat hat mich tief empört, ich war auf eine so schändliche That nicht gefasst. Die Theilnahme in Pera war allgemein. Alles eilte zu Mr. Klezl, um ihm zur glücklichen Rettung des Lebens unseres geliebten und verehrten Monarchen Glück zu wünschen. Bei dem abgehaltenen Hochamte war eine ungeheure Menschenmasse und das sämmtliche diplomatische Corps zugegen, nur von Seite Sardiniens erschien Niemand, was natürlich als eine Demonstration gedeutet und allgemein getadelt ward. Keinesfalls macht es der diplomatischen Verschmitztheit des Baron Tecco Ehre.

Marquis La Valette verliess Constantinopel am 25. v. M. und übergab die Leitung der Geschäfte seinem ersten Secretär Mr. Benedetti. Ersterer war im verstrichenen Sommer mit dem Schraubenlinienschiff „Charlemagne“ in grossem Pomp eingezogen und machte sehr saure Miene, als er nun bei Wind und Regen des Nachts sich auf das gewöhnliche Postpacketboot einschiffen

musste, welches obendrein bei Passirung der Dardanellen mit einigen Kugeln begrüsst wurde. Den bestehenden Regeln gemäss muss jedes Schiff bei Galipoli anhalten und den Firman abgeben. La Valette erachtete dies, da das Schiff am grossen Maste seine Ambassadeursflagge führte, für unnöthig, erhielt aber eine kleine Lection für seine Gasconnaden.

Fürst Menschikoff traf mit einer Suite von 11 Officieren am 1. März hier ein und soll Fuad Effendi's Austritt aus dem Ministerium begehrt haben, dem man in Bälde entgegensieht. Seine Ankunft erweckt bei den Griechen die sanguinischesten Hoffnungen, sie wollen schon die heurigen Ostern in der Aja Sofia feiern.

IV.

Constantinopel, 18. April 1853.

Theuerster Vater!

Für Deinen gütigen letzten Brief sowie für die für mich sehr schmeichelhafte Weise, mit der Du meiner Mittheilungen über die hier stattgefundenen Ereignisse erwähnst, meinen herzlichsten Dank. Ich bin leider nicht in der Lage, Dir auch über die gegenwärtigen Verhandlungen gleich genaue Nachrichten berichten zu können. Der jüngere Theil unserer Diplomatie hier ist in der letzten Zeit sehr schweigsam geworden, was ich mir am besten durch eine beinahe totale Unkenntniss über den Stand und Gang der schwebenden Fragen erkläre. In der Stadt circuliren täglich neue, doch stets sehr abenteuerliche Gerüchte. Bald soll ein englisches Geschwader im Begriff sein, die Dardanellen zu forciren, bald ein russisches den Bosphor angreifen wollen etc. etc., Nachrichten, die bedeutende Störungen in den Börsegeschäften nach sich ziehen und die Bevölkerung in steter Aufregung erhalten.

So will man z. B. wissen, dass die hier domicilirenden Griechen für ihren Charsamstag einen Aufstand beabsichtigen, um sich der Sophien-Moschee zu bemächtigen. Trotz Allem glaubt man doch, dass die Mission Menschikoff's eine friedliche Lösung erfahren werde.

Die Ernennung Baron Brucks zum Internuntius hat bei Oesterreichs Schutzbefohlenen allgemeine Freude verursacht, Jedermann ist der Ueberzeugung, dass diese brillante Personalität die Interessen unserer Monarchie würdiger vertreten werde, als dies je geschah. Mr. Klezl wurde Privatnachrichten zufolge zum bevollmächtigten Minister in Athen ernannt.

V.

Constantinopel, 16. Mai 1853.

Ich zögerte bis heute mit Absendung dieses Briefes, um Dir etwas Gewisses über die Lösung der Sendung Menschikoff's bekannt zu geben. Vor acht Tagen glaubte man mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, es müsse sich demnächst baldigst entscheiden, ob Krieg oder Frieden bevorstehe, währenddem sind wir noch in derselben Ungewissheit, obwohl einstweilen die Sendung Menschikoff's ihr Ende erreicht hat. Wie Du aus den Blättern sehen wirst, hat dieser schon vor einer Woche die Relationen abgebrochen und ist, nachdem einige der Pforte bewilligte Termine, Dank Lord Stratford's Bemühungen, keine den Russen erwünschte Entscheidung herbeigeführt, vorgestern um 2 Uhr Nachmittags nach Odessa abgereist. Das kais. Wappen von dem russischen Palais ist bereits abgenommen und morgen wird Ozeroff mit dem ganzen Legationspersonale die Hauptstadt verlassen.

Dies sieht nun wohl sehr kriegerisch aus, man zweifelt aber dennoch sehr, dass der Friede gestört werde. Die Russen selbst bereuen es, so weit gegangen zu sein. Ich sah gestern bei Klezl Graf Nesselrode, der letzteres deutlich merken liess. Er ist ein ganz und gar nicht distinguirt aussehender, höchst affectirter Gascon, in seinen Ausdrücken zuweilen sehr gemein. Er schwadronirte sehr viel über die grosse Macht Russlands und über die grossen Schwierigkeiten, die England und Frankreich in einem Krieg mit diesem begegnen würden, und beschloss jede seiner Reden mit: Gottlob sind wir Oesterreichs alte Freunde, und können auf seine Allianz rechnen. Diese ist nach meiner unmassgeblichen

Ansicht sehr fraglich und ich glaube, dass auch Graf Nesselrode nicht so fest darauf baut, als er es glauben machen wollte. Dass Russlands Begehren ungegründet, präpotent und egoistisch sind, darüber, glaube ich, werden alle Cabinete einig sein. Dies und die Uebermacht des nordischen Reiches dürften wohl gewichtiger in die Wage fallen, als die alte Freundschaft, und der Beginn der Feindseligkeiten zwischen Russland und der Pforte, jenes in einen Krieg mit der grösseren Hälfte Europas verwickeln. Von den gemachten Forderungen zurückzutreten, wäre ein zu grosser Scandal, wie Nesselrode sich ausdrückt, ob auf ihnen zu bestehen Russland rathsam sei, wird sich anderswo entscheiden. Hier sind die Verhandlungen zu Ende.

Dass die letzte Woche sehr aufgeregt war, kannst Du Dir leicht denken. Mehmed Ali Pascha, ehemaliger Grossvezir, stürzte, an seine Stelle trat Mustapha Pascha, früherer Gouverneur von Candien, behauptete sich jedoch nur sehr kurz, jetzt bekleidet diese Stelle Reschid Pascha, der entschieden antirussisch ist. Berathungen der höchsten Dignitaires finden täglich statt, Truppen, Feldgeschütz wurden nach Varna abgesandt, kurz, man bereitet sich auf alle Fälle vor.

Den Tag vor Menschikoff's Abreise überschickte dieser der Pforte eine Note seiner Regierung mit kategorischen Forderungen und verlangte eine Antwort binnen 24 Stunden; sei es Indolenz oder Unentschlossenheit bei den Türken gewesen, kurz die Antwort erschien nicht, und Menschikoff musste sich bequemen, ohne diese abzuziehen, über welchen Insult die Russen ein lautes Geschrei erheben.

Klezl hatte während der Dauer der Verhandlungen keine Instructionen auf ihren Bezug, dies und das Ausbleiben Baron Bruck's bestärkt mich in der Meinung, dass die Fortdauer unserer alten Freundschaft mit Russland sehr in Frage stehe.....

VI.

Volo, am 4. April 1854.

Theuerster Vater!

Obwohl ich schon seit langer Zeit von Dir kein Schreiben erhielt, nähre ich doch die zuversichtliche Hoffnung, dass sowohl Du, als auch die gute Mutter vollkommen gesund seid, und dass kein Unfall Eurem Schweigen zu Grunde liegt. Unser Aufenthalt in Volo dürfte in Bälde hier zu Ende sein, Privatnachrichten zufolge ist die Corvette „Minerva“ zu unserer Ablösung bestimmt und bereits seit längerer Zeit auf dem Wege hierher; wir erwarten sie demnach von Tag zu Tag. Ueber unsere weitere Verwendung ist uns noch nichts Bestimmtes bekannt; der Commandant hegt Hoffnungen nach Constantinopel berufen zu werden, die ich jedoch nicht theile. Jedenfalls aber werden wir Smyrna auf längere Zeit berühren, habe daher die Güte, Dein nächstes Schreiben nach jenem Hafen zu richten. Wie Dir aus den Zeitungen bekannt sein wird, hat schon seit längerer Zeit ein Haufen Griechen, der bis auf 3—4000 geschätzt wird, die nördliche Grenze Griechenlands überschritten, sich des Dorfes Platanos bemächtigt und in der Ebene von Almyro festgesetzt. Dieses Corps stand unter dem Commando eines gewissen Panurias, der ehemals General in griechischen Diensten gewesen sein soll. Von dort aus hatte man beabsichtigt vorzurücken und nach und nach im Einklange mit den Aufständen in Epirus ganz Thessalien zu insurgiren. Dass diese Bewegung der Regierung des Königs Otto nicht fremd, behauptet man allgemein, und soll auch vor Kurzem die Bestätigung hievon in einer Correspondenz, die bei einem Gefangenen vorgefunden ward, erhalten haben. Obwohl Almyro nicht befestigt, und wie auch Volo beinahe gänzlich von Truppen entblösst war, machten die Griechen dennoch keinen entscheidenden Schritt und liessen den Türken Zeit, nach und nach Verstärkungen an Truppen und Munition zu erhalten, die auf vier Fregatten und einem Dampfer, gegenwärtig noch hier vor Anker, ankamen. Mit letzterem langte auch der nunmehrige Militärcommandant Ferik Pascha (Feld-

zeugmeister) hier an, dem gegenwärtig circa 2000 Mann zu Gebote stehen.

Auch Almyro's Besatzung ward verstärkt und mit Munition und Lebensmitteln versehen, da die Griechen, die langsamgen Volo vorgerückt waren und jenen Ort umgangen hatten, den Verkehr mit der Seeseite ungestört bestehen liessen. Die Verbindung Volo's mit dem Innern war nach und nach unterbrochen, zum Theil nur erschwert worden, und es hiess allgemein, die Insurgenten warten auf den 7. April, Jahrestag der alten Revolution, für welchen man einen allgemeinen Aufstand ankündigte. An einen wirklichen Angriff auf Volo dachte Niemand, weil ein Entsatz von der See sehr leicht möglich ist und auch zwei Dampffregatten, der „Gomer“ (franz.) mit Contreadmiral Le Barbier de Tinan und „Highflyer“ (engl.) hier vor Anker lagen, die diese Bewegung offen tadeln und erklärten, thätlich zu deren Unterdrückung wirken zu wollen. Unserm Commandanten wurden bis nun keine gleichen Verhaltungsbefehle zugeschickt. Der französische Admiral fand die hiesigen Zustände so beruhigend, dass er keinen Anstand nahm, am 31. März Volo zu verlassen und nach Piräus zu dampfen. Am selben Nachmittage jedoch sah man schon die Insurgenten auf den umliegenden Anhöhen mit ihren weissen Fahnen, einige näherten sich so sehr den Mauern der Festung, dass sie die türkischen Schildwachen beschimpften, worauf erst ein Allarmschuss fiel. Die Truppen rückten mit einigen Feldgeschützen aus, errangen jedoch keinen Vortheil. Die Griechen behaupteten ihr Lager auf den an die Stadt angrenzenden Hügeln. Der Allarmschuss hatte aber eine allgemeine Verwirrung hervorgerufen, und die zurückgebliebenen irregulären Truppen begannen in der Vorstadt die Magazine zu plündern. Das Haus eines Griechen, der sich zum französischen Consul improvisirt hatte und die Flagge führte, wurde beraubt, Alles flüchtete daher nach dem österreichischen Consulate, zu dessen Bewachung wir unser Infanteriedetachement abschickten, und auf die hier geankerten Handelsfahrzeuge, die gleichfalls in der Bucht das Weite suchten. Wir hielten die Corvette so nahe an die Stadt, als der seichte Grund es gestattete, und zeigten ihr

eine Breitseite zum Zeichen, dass man gesonnen sei, wenn nöthig, von den Kanonen zur Aufrechterhaltung der Ordnung Gebrauch zu machen. Der Consul sammt Frau und mehrere uns bekannte Familien suchten Schutz an Bord der Corvette, da das Consulatsgebäude mit Leuten von allen Racen überfüllt war. Die Nacht war ruhig und wurde nur durch einen Gewehrschuss gestört, der einem unserer Soldaten das Leben kostete. Ein Kamerad hatte wahrscheinlich absichtlich auf ihn gefeuert. Wir begruben Tags darauf den Todten an einer hervorragenden Landspitze, da hier kein christlicher Friedhof ist.

Am 1. machte der Kaimakan (Gouverneur) einen Versuch, die Insurgenten zu vertreiben, seine Macht war jedoch zu gering und er musste unverrichteter Sache heimkehren. Die Insurgenten behielten ihre Positionen inne und raubten mehrere Heerden etc.

Des Abends kam Ferik Pascha an mit einer Verstärkung von ca. 1200 Mann, mehreren Feldgeschützen etc. Der Dampfer und die erwähnten Fregatten hatten diesen renfort herbeigeführt. Tags darauf zog die ganze Militärmacht in's Feld, um mit den Insurgenten Garaus zu machen. Diese waren, was man Anfangs nicht begreifen konnte, von den Gebirgen in die Ebene hinabgestiegen, wo sie sich gegen die bedeutende Uebermacht nicht halten konnten. Später erst erfuhr man, dass diese Offensive zum Zweck hatte, die hiesige Garnison von einer anderwärtigen Verwendung abzuhalten, da die Griechen in Larissa und Almyro für denselben Tag Aufstände beabsichtigten, die jedoch gleichfalls von keinem brillanten Erfolg gekrönt wurden. Die Griechen waren ungefähr 400 Mann stark, von Grisano und Chroni befehligt, sie mussten um Mittag ihren Rückzug beginnen, das Dorf Volo den Türken preisgeben und auf den steilen Gebirgshöhen Schutz suchen. Dem Capitän Chroni wurde das Pferd genommen, er selbst entkam mit genauer Noth. Die Insurgenten hatten ca. 30 Todte und liessen drei Gefangene in Händen der Türken. Diese verloren ungefähr 24 Mann und hatten 44 Verwundete. Des Abends kehrten die Truppen siegestrunken nach der Stadt zurück, wir gingen ihnen entgegen, Officiere und

Mannschaft begrüssten uns sehr freundlich, der Ruf: Nemscha eji dir (der Oesterreicher ist gut) erscholl von allen Seiten. Diese Freundschaft haben wir der Politik Oesterreichs während des griechischen Freiheitskampfes zu verdanken. Mit Stolz wiesen die Truppen auf ihre Kanonen, unter welchen mit Haken befestigt wir mit Grausen die Köpfe der gefallenen Insurgenten sahen. Wir zählten deren 23, es waren meist junge Leute. Unter den Truppen herrscht grosser Enthusiasmus für ihre Sache, alles, was Waffen tragen kann, zieht in's Feld, so sah ich einen Knaben von 15 Jahren hinter seinem Vater auf dem Pferde sitzen, der auch den Kampf mitgefochten hatte, er erzählte mir, er habe selbst einen Griechen getödtet und ihm den Kopf abgehauen. Am Schlachtfelde trafen wir mehrere verstümmelte Leichname von Griechen, natürlich ohne Kopf. Die Truppen verrichteten vor der Stadt ihr Gebet, liessen Allah dreimal leben und rückten sodann ein. Soldaten mit den Köpfen beim Schopf in einer Hand defilirten in die Stadt und legten jene vor dem Hause Ferik Pascha's nieder, wo sie noch zu sehen sind. Ich sah die den Griechen abgenommenen Gewehre, es waren russische Commiswaffen vom Jahre 1813. Die Insurgenten bedienen sich der Kettenkugeln als Geschosse (nämlich zwei Flintenkugeln mit einem doppelt gedrehten Messingdrahte von zwei Zoll Länge verbunden). Den Tag nach diesem Gefechte ging ich nach Dorf Volo, ich traf das Dorf noch gänzlich verlassen, von den irregulären Truppen geplündert, mehrere Häuser in Brand. In jenem unseres Wäschers, was wie die übrigen ganz leer war, fand ich eines meiner Schnupftücher von jenen, die die gute Mutter die Güte hatte, mir in Fracturschrift zu merken, als Andenken an die Wäsche von fünf Wochen. Vielleicht hat sich der Wäscher in die höher liegenden Dörfer geflüchtet, unsere Sachen gerettet und ist ehrlich genug, sie herauszugeben. Bis jetzt hörten wir noch keine Silbe von ihm.

Die Insurgenten begriffen endlich, dass sie hier nach den eingetroffenen Verstärkungen nichts ausrichten konnten, sie zogen sich gegen die Spitze des Berges Pelion zurück, wo sie auf Verstärkung warten, die jedoch schwerlich ankommen dürfte, da von

allen Seiten für die Freiheitspartei ungünstige Nachrichten einlaufen. Die Folge hievon, dass die Dörfer des Gebirges, die ca. 24.000 Seelen, grösstentheils Griechen, zählen, Deputationen mit Loyalitätsadressen an Ferik Pascha abschickten. Einstweilen mögen sie ziemliche Kälte leiden, da es während der Nacht im Gebirge neuerdings schneite und auch unten abscheulich kalt ist. So wäre nun wieder Friede für die nächste Umgebung in Aussicht, dennoch sind die Gemüther noch nicht beruhigt, unsere Gäste, leider sehr viele, denen es gar nicht übel gefallen muss, noch immer am Bord.

VII.

Larnaka, am 21. September 1855.

Theuerster Vater!

Bis nun habe ich von Cypern nur die Aussenseite gesehen und diese verspricht in der That nicht viel. Eine flache Gegend, von lehmfarbigen Hügeln begrenzt, lehmfarbige Häuser am Strande entlang gebaut, nichts Grünes, so weit das Auge reicht mit Ausnahme weniger nicht sehr brillanter Exemplare von Palmbäumen, dies ist die Aussicht, die ich bei meiner Einfahrt vor mir hatte. Dazu ist die Rhede schlecht und gegen Osten ganz offen.

Wie lange ich hier weilen und Cyperwein, den ich übrigens nicht mag, nach Herzenslust schlürfen werde, ist mir noch völlig unbekannt, jedenfalls ist es mir aber sehr angenehm, diese Insel, die ich bis jetzt nicht kannte, zu betreten; vielleicht gestatten die hiesigen Angelegenheiten mir auch einen Ausflug in's Innere zu machen. Ein Wunsch wenigstens, den ich seit langer Zeit hegte, wurde mir durch diese Reise erfüllt. Wenngleich auch nur in Beirut, so bin ich doch in Syrien gewesen und wer weiss, was sich noch auf der Rückfahrt arrangiren lassen wird.

Wie ich Dir mit meinem letzten Briefe mittheilte, segelte ich in der Nacht vom 1. auf den 2. d. M. von Smyrna ab; ich erinnere mich aber nicht, ob ich Dir schrieb, dass an jenem Tage die Nachricht eingelaufen war, dass der von Triest kommende

Lloyddampfer „Africa“ im Canal von Chios gestrandet war. Ich ging demnach vor allem Anderen nach den Apulmadori, kleine im Canal von Chios gelegene Inseln, um an den Rettungsarbeiten Theil zu nehmen und ankerte dort am 4. Morgens. Brigg „Pylades“, Lloyddampfer „Messina“, einige gemiethete Kauffahrer waren bereits angekommen, die Arbeiten im vollen Gange. Es gelang auch gegen Abend das Boot flott zu bringen, es war rein durch die crasseste Dummheit des dritten Capitäns bei herrlichem Vollmond und Dämmerung um fünf Uhr Morgens gegen hohes, steiles Land aufgefahren. Der Vordertheil des Schiffes wurde stark beschädigt, ein grosser Theil der Waare wurde verdorben, ein nicht unbedeutender bei dem Wirrwarr von den Griechen gestohlen. Nur mit Mühe wird es gelungen sein, das Schiff bei schönem Wetter nach Smyrna, und da dort kein Dock, nach der nöthigsten Ausbesserung nach Constantinopel zu bringen. Am 5. Morgens setzte ich meine Reise fort, hielt mich einige Stunden in Chios auf und segelte dann weiter nach Rhodus. Ich hatte nun Zeit vor mir, da der Consulatskanzler von Smyrna, dem, wenn nöthig, bei seiner Untersuchung in Larnaka 'Assistenz zu leisten, meine Mission war, nicht am 1. mit der „Messina“ abgereist war. Diese letztere war zur Begleitung der „Africa“ nöthig, weshalb die Reise nach Cypern für jene Woche gänzlich unterblieb.

Da ich keinen am Bord hatte, so nahm ich in Rhodus einen Lootsen für die Küsten von Syrien und Karamanien auf. Ich blieb dort nur kurze Zeit. Eine Promenade in der Umgebung und durch die Ritterstrasse war Alles, was ich unternahm. Schade, dass diese herrliche Insel in den Händen der Türken und so wenig bevölkert ist, sie zählt keine 30.000 Bewohner bei 140 Seemeilen Umfang. Ganze Wälder von Olivenbäumen, die einst Früchte trugen, stehen jetzt wild da, weil es an arbeitenden Händen mangelt. Auch die Stadt ist sehr öde und leer, ganze Strassen mit noch gut erhaltenen Häusern aus den Zeiten der Maltheserritter sind unbewohnt, ebenso einige alte Dörfer, die in der nächsten Umgebung liegen. Man erinnert sich unwillkürlich an Pompeji, wenn man jene verlassenen Stadttheile durchschreitet,

keinen Laut hört und kaum einige lebende Wesen erblickt. Und doch ist die Insel reich; was könnte sie dann unter einer weiseren Regierung werden.

Am 9. Mittags steuerte ich ostwärts weiter und ankerte am 14. auf der Rhede von Beirut. Der Anblick der Stadt von der Seeseite ist magnifique, sie ist amphitheatralisch auf einer Landspitze gebaut, die meisten Häuser mit Gärten umgeben, die Vegetation üppig und der schöne Libanon im Hintergrunde. Ich war ganz bezaubert, wurde aber nur zu bald prosaischer gestimmt. Die Ausdünstung einiger Aeser, die mir, als ich mich dem Landungsplatze näherte, entgegendufteten, erkältete meinen Enthusiasmus und erinnerte mich, dass ich noch immer in der Türkei war. Schmutzige, unrathvolle Strassen, elende, Einsturz drohende Häuser etc. etc. Alles bewies mir zu deutlich, dass — von Aussen hui, von Innen pfui — für den Orient Regel ohne Ausnahme sei. Ich machte meinen Besuch beim Generalconsul und siehe da — er ein Steirer, seine Frau eine Steierin, ich ein Steirer — ein Trio von Steirern, an der Küste von Syrien wahrlich kein alltägliches Ereigniss. Gödl lässt sich Dir, der Mutter und allen allen unseren Verwandten vielmals empfehlen, seine Frau ist eine geborene Lannoy (ich glaube Baronin), ihre Familie bewohnte Wildhaus, sie war Jugendfreundin mit Tante Betty und Molly und grüsst beide herzlich. Ich verbrachte den Abend bei ihnen, es wurde natürlich viel von Steiermark und Marburg gesprochen. Ich konnte mich an Gödl noch dunkel erinnern, wie er vor undenklichen Zeiten nach seinem Austritte aus der orientalischen Akademie in einer Art Marinecostüm Dir in Marburg einen Besuch machte, hätte aber damals nicht geahnt, dass ich und er uns dereinst in Syrien officielle Visiten abstatten würden.

Türken und Araber in und um Beirut sind nun ganz Oesterreicher und schwärmen nur vom Erzherzog, die er bei seinem kurzen Aufenthalte durch sein freundliches, munteres, herablassendes Benehmen, durch sein lebhaftes, einnehmendes Exterieur vollkommen bezaubert hat. Er hat den Herzog von Brabant, der kurz vor ihm in jenen Ländern war, gänzlich herausgestochen.

Letzterer gab sich viel mehr Airs und war dabei knauserisch, wohingegen man dem Erzherzoge eher Verschwendung vorwerfen könnte.

Nebst einem kurzen Ritte in die Umgegend zum Pinienwalde, der zwar die brillanteste Aussicht bietet, jedoch weder für Fussgänger noch Pferde angenehm ist, da man fusstief in den Sand versinkt, machte ich noch einen grösseren Ausflug in's Gebirge. Ich ritt am Früh 16· mit Einigen meines Stabes, dem Consulatskanzler, einem Bekannten von mir aus Constantinopel, einem arabischen Dolmetsch etc. zum Hundsflusse, Nahr-el-Kelb, dessen Mündung einer der denkbar schönsten Punkte ist. Statt über eine Brücke zu reiten, die noch von den Zeiten der Römer herrührt und etwas landeinwärts liegt, passirten wir geradenwegs den Fluss, wobei aber mein Gaul auf einen Abweg gerieth und mich ganz wider meinen Willen ein kaltes Bad nehmen liess. So halb gebadet stellte ich mich dem Grossfürsten der Maroniten, Emir Reschir Achmed, vor, der auf seiner Rückreise von Kanobin, wo er dem Patriarchen einen Besuch gemacht, während der Nacht am Nahr-el-Kelb gelagert hatte und eben Anstalten traf, nach Brumana, seiner Residenz, aufzubrechen. Dieses Rencontre war für uns ein wahrer Goldfund. Seine arabische Excellenz empfing uns auf das Freundlichste, gab uns sehr gute Nargilehs zum Rauchen und lud uns ein, mit ihm nach Brumana zu kommen, was wir natürlich ohne Zaudern annahmen. Bald darauf setzte sich der ganze Zug in Bewegung; sein Gefolge war sehr zahlreich und wurde später durch eine Deputation, die ihm von seinem ältesten Sohne angeführt entgegenkam, noch verstärkt; 70 bis 80 Mann stark, alle hoch zu Ross, in den verschiedensten, abenteuerlichsten, malerischesten Trachten kletterten wir den Libanon hinauf, auf Pfaden, die man bei uns höchstens für Ziegen und Gemsen praktikabel erklären würde. So oft es thunlich war, liess mich der Ober-Emir an seiner Seite reiten, ich hatte aber viel Mühe und musste eine neue Reitgerte opfern, um meinen ausgehungerten Miethklepper mit dem guten Araber des Fürsten Schritt halten zu machen, dankte aber Gott, als ich

oben war, ohne gezwungen gewesen zu sein, meinen Gaul zu tragen, um meinen Ehrenplatz zu behaupten.

In Brumana angelangt, wurden wir unter Glockengeläute von der sämmtlichen Bevölkerung des Dorfes empfangen und vom Fürsten, wie ein kleiner Knabe an der Hand geführt, durchschritten wir den Platz vor seinem Palais und traten in dessen Inneres, wo er uns Zimmer anweisen liess. Diese sind eben nicht sehr prachtvoll, wie in allen türkischen Häusern: ein fusshoher Divan ringsherum und ein Tischchen von der Grösse eines Fussschemels in der Mitte.

Die Maroniten sind überhaupt in jeder Beziehung Araber, mit Ausnahme der Religion; sie bekennen sich zur katholischen und stehen daher auch unter dem Schutze der katholischen Grossmächte. Es ist ein in seiner innern Verwaltung unabhängiger Stamm, der Pforte jedoch tributpflichtig, ihre Emirs sind Wahlfürsten. Oesterreich fängt seit letzter Zeit wieder an, seinen Einfluss, den nach und nach Frankreich gänzlich an sich gerissen hatte, energischer geltend zu machen und sich dieses noch jugendlich empfänglichen Volkes anzunehmen. Der Besuch des Erzherzogs hat nicht wenig dazu beigetragen, alle Gemüther, die seit jeher stark gegen Oesterreich hinneigten, zu gewinnen.

Der Ober-Emir behandelte uns auf das Freundlichste und bewirthete uns Abends mit einem ganz nach europäischer Weise servirten Diner, bei welchem auch Champagner nicht fehlte. Als aber Tags darauf am frühen Morgen Generalconsul Gödl die Nachricht hinaufschickte, der Kaiser habe dem Grossfürsten den Franz Josefsorden erster Classe verliehen, wurde er ganz weich und seine Zärtlichkeit kannte keine Grenzen mehr. So viel hatte er sich nicht erwartet. Er liess uns verdolmetschen, wie viel die Maroniten seit jeher Oesterreich zu danken hätten und versicherte uns seiner und aller Maroniten ergebensten Gesinnungen gegen unser Kaiserhaus. Er wollte uns acht Tage oben behalten, mit uns Reisen in seinem Lande unternehmen, und weiss Gott was noch. Doch die strenge Pflicht rief, wir mussten an Bord zurück, wohnten aber früher noch einer Art Carrussel bei, welches er

uns zu Ehren veranstaltete. Die Geschicklichkeit, die die Araber zu Pferde entwickeln, ist in der That bewunderungswerth. In grösster Carrière werfen sie sich Lanzen (Djerrids) auf 40 bis 50 Schritte und fehlen selten. Auch schiessen sie zu Ross mit ihren Flinten und legen währenddem ihre Säbeln auf den Kopf, der nur mit einem Fess bedeckt ist, Alles ventre à terre.

Von seinen Reitern geleitet, traten wir um zehn Uhr unsern Rückweg an und waren fünf Stunden darauf in Beirut.

Von den vielen sonderbaren Trachten, die ich am Libanon sah, will ich nur die barockeste erwähnen, die aber auch anfängt nach und nach aus der Mode zu kommen. Die Frauen tragen nämlich am Kopfe eine Art Horn, welches ihren Zopf beherbergt. Dieses ist eine silberne Röhre, circa 2 bis $2^1/_2$ Schuh hoch, steht aufrecht, etwas nach vorne geneigt und verlässt sie weder bei Tag noch bei Nacht. Ich sah selbst eine Kranke, die ich mit unserm Doctor besuchte, mit einem solchen Kopfputze auf ihrem Lager.

Am 18. Abends sagte ich Beirut Adieu . . . .

VIII.

Constantinopel, am 27. December 1855.

Theuerster Vater!

Ich benütze die heute nach Wien abgehende Landpost, um Dir, theurer Vater, über meine gestern erfolgte Ankunft Nachricht zu geben. Vier Fünftel meiner Reise wären nun zurückgelegt; ob dies auch mit dem noch fehlenden der Fall sein, d. h. ob ich noch vor kommendem Frühling meine Station erreichen werde, wird das morgen von Sulina erwartete Lloydboot entscheiden. Man befürchtet hier allgemein, dass die Donaumündung bereits gefroren, mithin mein Einlaufen in selbe bis zum Eintreten einer besseren Jahreszeit nicht thunlich sein werde. Wenn dem so ist, so werde ich entweder hier oder in einem Hafen des schwarzen Meeres überwintern; jedenfalls aber, bevor ich mich zur Unthätigkeit entschliesse, mein Glück versuchen, da

sich häufig der Fall ereignen soll, dass Südwinde und bewegte See, wenn die Eisdecke nicht bereits zu dick geworden, selbe an der Mündung brechen und für einige Tage ein Einlaufen möglich machen.

Meine zwanzigtägige Fahrt von Triest nach Constantinopel dürfte Vielen eine sehr lange erscheinen, wer aber den „Taurus“ kennt und weiss, was das adriatische Meer und der Archipel im Winter sind, kann sie keine ungünstige nennen. Ich habe aber das beruhigende Bewusstsein, und kann es, ohne mir zu schmeicheln, vor aller Welt gestehen, dass ich nie auch nur eine halbe Stunde Zeit verloren, und dass Niemand mit dem „Taurus“ die Reise schneller zurücklegen konnte, berichtete auch an's Marine-Obercommando, dass jedesmal beim Aufhissen des letzten Kohlensackes die Maschine in Bewegung gesetzt wurde.

Cattaro, von wo ich Dir, theurer Vater, zum letzten Male schrieb, verliess ich am 10. um 1 Uhr Morgens und langte mit günstigem Wetter am 11. um 9 Uhr Vormittags in Corfu an. Dort wurden über Hals und Kopf Kohlen geladen, so dass ich Nachmittags 4 Uhr meine Reise fortsetzen konnte. Tags darauf nöthigte mich ein Südsturm in Sta. Maura einzulaufen und 24 Stunden in jenem Hafen zu verweilen. Am 13. Vormittags ging ich von Sta. Maura ab und ankerte um 10 Uhr Abends in Zante. Während der Nacht keine Kohlen mehr bekommen, deren Einschiffung wurde demnach den kommenden Tag betrieben und die untergehende Sonne sah wieder den „Ochsen“ der orientalischen Frage entgegendampfen.

Am 15. war starker Nordwind, so dass wir auch Segel benützen konnten, dem zum Trotz überholten uns um Mittag zwei Schiffe, die wir des Morgens hinter uns am Horizonte gesehen hatten. Eines war die Corvette „Diana“, das andere ein elend aussehendes griechisches Handelsschiff. Obwohl dies uns noch mehrmals passirte, führe ich es hier an, um Dir eine Idee von der Trägheit meines Pegasus zu geben. Die „Diana“ unter Mühlwerth's Commando ging Abends bei Cap Malta vor Anker, weil das Aussehen des Wetters einen baldigen Nordsturm versprach.

Da aber dieser eben nur in Aussicht stand, dampfte ich in den Archipel hinein und nordostwärts auf, mit der Hoffnung, noch vor dem Ausbruch desselben Syra zu erreichen. Aber l'homme propose et Dieu dispose — ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, der Sturm erwischte mich auf halbem Wege und nöthigte mich um 2 Uhr nach Mitternacht zum Umkehren. Dies war in der That eine schwere Nacht. Der „Ochs“ mag in seiner bisherigen Laufbahn keine gleiche erlebt haben. Er bäumte sich auch und rollte, dass wir stets einen der beiden Radkästen unter Wasser hatten. Doch, Gott gedankt, lief Alles ohne bedeutenden Schaden ab, und wir erreichten am 16. 10 Uhr Vormittags die Bucht, wo die „Diana“ lag, mit heiler Haut. Dort blieben wir bis zum 17. Mittags, und benützten die Zeit, die Kessel zu repariren, die seit der mit Eile in Triest vorgenommenen Ausbesserung nie dampfdicht gewesen waren.

Am 18. um $7^1/_2$ Uhr Vormittags brachte ich den „Taurus“ in Syra vor Anker. Es war meine Absicht, Dir von dort zu schreiben, doch eine Collision mit dem englischen Admiral Sir Houston Stewart, der auf jener Rhede mit einem Geschwader von 6 Schraubenschiffen, 3 Linienschiffen und 3 Fregatten lag, machte es schwer möglich. Die englischen Schiffe unterliessen es nämlich, bei Ankunft des „Taurus“ ihre Flagge zu zeigen und, wie bei allen Nationen gebräuchlich, ein Boot zur Begrüssung des Commandanten an Bord zu schicken. Wenn gleich der „Taurus“ bei seinem unansehnlichen Exterieur leicht für einen Handelsdampfer gehalten werden kann, so mussten doch die englischen Schiffe, nachdem ich einige Zeit ganz nahe an ihnen vor Anker gelegen, von ihrem Irrthum zurückkommen. Dann war es ihre Pflicht, sich wegen Ausserachtlassung fremden Schiffen schuldiger Höflichkeitsbezeugungen zu entschuldigen. Doch dies geschah nicht, obwohl ich einige Stunden wartete, ich musste demnach das Verfahren der englischen Schiffe für eine absichtliche Geringschätzung, für einen sich nur zu oft ereignenden Beweis englischer Arroganz halten und richtete daher eine Note an Sir Houston Stewart, in welcher ich mich hierüber beklagte. Die

Antwort lautete, dass keinesfalls Mangel an Achtung gegen Oesterreich, sondern die Aehnlichkeit des „Taurus“ mit einem Handelsschiffe hieran Ursache war. Was der Erzherzog, dem ich die ganze Geschichte meldete, hiezu sagen, ob er mein Verfahren billigen wird, bin ich nun neugierig zu wissen. — Am 18. Nachmittags verliess ich Syra und musste am 19. Mittags wegen heftigem Nordwind im Hafen Sigri auf Metelin einlaufen. Am 20. Morgens setzte ich meine Reise fort, war aber kaum einige Meilen vom Hafen entfernt, als eine Treibstange, einer der Hauptbestandtheile der Maschine, brach. Zum Glück war das Wetter schön und ich konnte ohne Gefahr nach Sigri zurückkehren. Wäre diese Havarie in der ersten Nacht im Archipel geschehen, der „Taurus“ hätte schwerlich je die Sulina zu Gesicht bekommen. An ein Fortsetzen der Reise mit dem „Taurus“ mit einer Maschine, der in gesundem Zustande schwer vorwärts kommt, war in der jetzigen Jahreszeit nicht leicht zu denken. Ich schickte demnach eine Staffette nach Mitileni mit dem Auftrag an das erste dort eintreffende Lloydboot ab, den „Taurus“ abholen zu kommen. Die „Imperatrice“ langte auch am 22. Morgens in Sigri an, nahm den „Taurus“ in Schlepp und brachte ihn am 23. Nachmittags nach Gallipoli. Starker conträrer Wind machte ein Weitergehen nicht möglich. Ich schickte jedoch die gebrochene Treibstange nach Constantinopel, damit deren Ausbesserung ohne Zeitverlust in Arbeit genommen werde, und schrieb an den dort stationirten k. k. Dampfer „Curtatone“ über den kläglichen Zustand des „Ochsen“. Der „Curtatone“ erbarmte sich seiner, kam vorgestern Morgens und brachte uns gestern bei Sonnenaufgang hieher. Die Arbeit an der Maschine dürfte noch 2—3 Tage dauern, und dann werden wir den „Taurus“ auf einem mir noch unbekannten Felde versuchen.

Die Sulina nennt man hier wegen der ungeheueren Preise ein neues Californien. Der Taglohn für einen Lastträger beträgt 5 Ducaten, nach diesem lässt sich das Uebrige berechnen. Auch sonst nach allen Beschreibungen, die man mir hier gemacht, scheint der Aufenthalt in der Sulina durchaus kein angenehmer

zu werden, obgleich ihn Jedermann als interessant betrachtet. Doch hierüber, wenn ich an Ort und Stelle sein werde. Ueber die Postverbindung konnte ich nur so viel erfahren, dass zwischen hier und Sulina keine besteht und während der nächstkommenden Monate keine möglich ist. Auch nach Tultscha und Galatz werden wir sie selbst unterhalten müssen, wie, ist mir bis jetzt ein Räthsel. Ich glaube demnach das Beste, die Briefe an mich nach Bukarest zu adressiren, da ich von dort aus Befehle und Instructionen zu erhalten habe. Carl dürfte Jemanden im dortigen Hauptquartier kennen, dem man die Besorgung meiner Correspondenz anempfehlen könnte.

Gleichwohl ich Constantinopel gut kannte, hat mich doch gestern der unbeschreiblich schöne Anblick der Stadt, von der Morgensonne beleuchtet, die ungemeine Thätigkeit im Hafen frappirt. Dieses Gedränge von Schiffen, die Unzahl von Dampfern, die den ganzen Tag hindurch auf- und abfahren, und zwischen grossen Schiffen und dem Lande und den einzelnen Orten des Bosphors eine Verbindung erhalten, ist in der That sehenswerth und erstaunlich für Jemanden, der, wie ich, nicht die Themse gesehen.....

IX.

Constantinopel, 11. Jänner 1856.

Theuerster Vater!

Du wirst staunen, mit einem so späten Datum einen Brief von mir aus Constantinopel zu erhalten — doch wessen Schuld, wenn die Türken ein so träges und faules Volk, dass sie zu einer Arbeit, die überall in 4—5 Tagen beendigt worden wäre, deren 14 benöthigten. Heute erst erhielt ich meine Treibstange aus dem Arsenale, nota bene nicht fertig, doch das Fehlende kann am Bord gemacht werden, wie ich hoffe, bis übermorgen Früh — jedenfalls erspare ich auf diese Weise einige Tage. Uebermorgen also werde ich meine Reise nach Sulina antreten und Dir von dort so bald als möglich meine Ankunft bekannt

geben, ich sage so bald als möglich, da Sulina mit keinem Orte in regelmässiger Verbindung steht, so lange der Winter dauert: wenn nicht von Seite unserer Truppen von Zeit zu Zeit zwischen Bukarest und Sulina ein Verkehr stattfindet, worüber jedoch hier Niemand etwas weiss.

Das letzte Lloydboot erfreute mich mit zwei Briefen von Dir, guter Vater, vom 25. November und 18. December, für welche ich Dir herzlichst danke, auch der guten Mutter viele Handküsse für ihre Zeilen. Was mich betrifft habe ich bereits in Triest zur Genüge gesorgt, um nicht zugleich mit der Donau einzufrieren. Ich könnte beinahe nöthigenfalls eine Expedition à la Capitän Ross unternehmen. Leider war aber das Marine-Obercommando nicht generös genug, um, wie es sich gehört hätte, für die Leute zu sorgen. Etwas ist gethan worden, aber gerade nur so viel, um keine Besorgniss hegen zu dürfen, an Comfort wurde jedoch nicht gedacht. Ich helfe nach, soviel es mir möglich ist, lasse der Mannschaft z. B. jetzt einen Ofen machen, damit sie nach der kalten Wache wenigstens einen gemüthlichen Ort finden, um aufzuthauen.

Baron Prokesch ist ganz Enthusiast für die Sulina und gratulirte mir sehr zu meiner Mission, sagte mir unter Anderm, dass, wäre er Marineofficier, er sich keine andere wünschen würde. Er versprach mir auch, dass er Alles thun werde, um jeden meiner Vorschläge zur Verbesserung der Einfahrt durchgehen zu machen und mir, damit Langsamkeit des gewöhnlichen Kanzleiganges vorzunehmende Arbeiten nicht verzögere, die weitesten Vollmachten zu geben. Ich werde nun an Ort und Stelle sehen, was man thun kann, um den Uebelständen der Barre so schnell als möglich abzuhelfen. Hier hört man nur hochschweifige Projecte, die viel Zeit und Geld erfordern würden, aber — viel Geld, wer soll das hergeben und Zeit ist keine zu versäumen. Man spricht von Erbauung von Dämmen, Einpfählung des Fahrwassers, Sprengung der ganzen Barre etc. etc., lauter eitle Planmachereien.

Ich glaube, es wird das Beste sein, auf das alte System der Türken zurückzukommen, dies bestand im Gebrauch einer

Art Egge, mit der der Grund aufgewühlt wurde. Die Strömung schwemmt dann den aufgewühlten Sand weiter. Dies mit Dampf betrieben dürfte für den Augenblick das Praktischeste sein. Doch hierüber mehr von Sulina, wo ich Zeit und Musse, Dich, guter Vater, mit den Donaumündungen intim bekannt zu machen.....

X.

Sulina, 21. Jänner 1856.

Theuerster Vater!

Am 19. bin ich mit dem „Taurus“ glücklich hier angekommen und habe heute meinen Dienst übernommen. Die Ausbesserung der Maschine hielt mich bis zum 13. d. M. in Constantinopel zurück, an diesem Tage ging ich ab, ward auf der Reise durch conträres Wetter aufgehalten und berührte nur Varna und Kali Akra. Meine Stellung hier ist eine sehr unangenehme und dies in jeder Beziehung Erstlich ist Sulina ein Haufen elender Baracken, wo zusammengelaufenes Gesindel haust, das vom Betrügen und Prellen der Schiffe lebt. Solche haben sich heuer hier in einer ungewöhnlich grossen Zahl, ungefähr 500 an der Zahl, wegen des niederen Wasserstandes an der Barre, zusammengehäuft. Jedes Schiff muss einen Theil seiner Ladung oder auch die ganze auf kleinere Schiffe überladen, um über die Bank vor der Mündung zu kommen, und dann von Neuem die Ladung an Bord nehmen.

Dieser Umstand lockte eine Masse griechischen und wallachischen Diebsvolkes herbei, die nun mit ihren Schiffen Ducaten centnerweise verdienen. Die Kosten des Ueberladens übersteigen in der Regel den ganzen Frachtlohn des Schiffes, dabei wird von den Lichtschiffen gestohlen und geplündert. Als Oesterreich im vorigen Jahre einen Donauschiff- und Consulatsbeamten hier aufstellte, um die Schiffahrt zu beschützen, schritt man zwar zu einigen Massregeln, die, wären sie durchgeführt worden und dies mit Gewissenhaftigkeit, jedenfalls Nutzen getragen hätten. So aber steht nur alles am Papier und man lebt in Wien in Illusionen über eine Regelung der hiesigen Zustände. So z. B. wurden soi

disant die Lichterschiffe geaicht, nämlich der Tonnengehalt bestimmt und jedem zur Vermeidung von Betrug ein Zeugniss hierüber ausgestellt. Wie geschah aber dies? Blos auf Angabe des Eigenthümers des Lichterschiffes, ohne eine Messung vorzunehmen, natürlich je mehr Zechini jener zahlte, desto mehr Tonnen standen im Certificate. Handelscapitäne, Alles schreit laut, doch jeder meiner Vorgänger, die in der Regel nur 14 Tage blieben, dachte sich après moi le déluge und schrack zurück, diese Legalisirung des Betruges anzuzeigen und Massregeln zu treffen, um diesem zu steuern. So dauert dieser Zustand seit September, desto schwerer für mich, jetzt Ordnung herzustellen. Und so ist es in allen Details. Als Hafencapitän ein Commis, der nur auf Betrügen ausgeht, ein organisirtes Lootsencorps, 18 Mann stark, besteht factisch nur aus drei und die lassen viel zu wünschen etc. Trotzdem wurde immer Alles in schönster Ordnung berichtet. Es genüge dies, dass die Instructionen, auf die mich das Armeecorpscommando in Bukarest verweist, sich hier nicht vorfinden und dazu keine Postverbindung. Man miethet gelegentlich einen Fussboten für theures Geld, der langsamen Schrittes nach Tultscha geht.

Sulina ist voll Ducaten, die die Schiffe hier liessen, daher die Preise enorm hoch, 1 Pfund Fleich 30 kr., das Waschen eines Hemdes 20 kr. etc. und dies natürlich, wenn man bedenkt, dass ein Boot, um ein Schiff auf die Rhede zu schleppen, eine Arbeit von 2—3 Stunden, 5—6 Ducaten per Mann verdient. Dies Alles macht, dass ich mit der Sulina schon degoutirt bin, keine Instructionen, nicht einmal der Zweck des Schiffes deutlich und klar ausgesprochen, nur nichtssagende Phrasen über politisch-militärische Stellung und ähnliche umschweifende Worte.

XI.

Sulina, am 14. Februar 1856.

Theuerster Vater!

. . . . . Unter einem kolossalen Stosse langweiliger Dienstpièçen, grösstentheils die Administration betreffend, fand ich aber

doch eine, die mir von Wichtigkeit war und mich herzlich freute. Sie betraf meine Angelegenheit mit dem englischen Admiral in Syra, und da ich weiss, dass Du, guter Vater, an Allem, was Deine Söhne betrifft, innigen Antheil nimmst, erlaube ich mir, den Schluss derselben hier abzuschreiben:

„Indem ich diese Angelegenheit durch die vorgebrachten Entschuldigungen und Versicherungen des englischen Contre-Admirals als zur vollkommenen Befriedigung abgemacht betrachte, gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen, Herr Linienschiffslieutenant, für Ihr energisches und würdevolles Auftreten zur Wahrung des Ansehens der k. k. Flagge hiemit meine vollste Anerkennung ausdrücken zu können.

Erzherzog Ferdinand Max.“

Dies freute mich um so mehr, als ich in Constantinopel von Baron Prokesch hatte indirecter Weise leisen Tadel bezugs dieser Angelegenheit erfahren müssen, überdies vernahm, dass Linienschiffscapitän Bourguignon in Smyrna sie auch ungünstig beurtheile, mithin mir schon Zweifel aufzusteigen begannen, ob ich nicht zu rasch vorgegangen wäre. Doch nun sind diese über alle Erwartung erfreulich gelöst.

Mein Leben hier geht so ziemlich einförmig fort; ich habe mich nun einigermassen an die ewigen Klagen gewöhnt und lasse mich durch nichts mehr in Aufregung bringen. Unangenehm bleibt es jedoch sehr, ohne Instructionen zu sein und auch keine erwarten zu können, da es scheint, dass man in Bukarest die ganze Sache ziemlich gleichgiltig nimmt und mir nicht antwortet. Wahrscheinlich wäre man aber auch dort in Verlegenheit, irgend eine Weisung nur halbwegs mit Bestimmtheit zu geben und begnügt sich deshalb mit Anempfehlungen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, aber ja jede Collision mit fremden Nationen zu meiden, was bei dem Umstande, dass nur die Minderzahl Oesterreicher sind, ein schweres Problem ist.

Des Nachmittags mache ich gewöhnlich einen kleinen Spaziergang längs dem Ufer im Sande; die Witterung ist jetzt schön

und milde, doch Spuren von einem herannahenden Frühling sind hier fromme Wünsche; Sand und Sumpf auf Stunden weit, kein Grashalm und kein Baum.

Ich hatte jetzt durch ungefähr zehn Tage einen englischen Ingenieur, Mr. Arrowsmitt, am Bord, der im Auftrage des Wiener Handlungshauses Weikersheim die Sulinamündung zu untersuchen und über deren Austiefung Vorschläge zu machen hatte. Er hält die Verbesserung der Tiefe des Fahrwassers mit einigen Baggermaschinen für möglich, was jedem halbwegs Vernünftigen einleuchtet; natürlich kostet es Geld, doch dies könnte man durch Abgaben der Schiffe leicht hereinbringen. Die Auslagen der Kauffahrer, die sie zu bestreiten haben, um aus der Donau auszufahren, nämlich Miethe von zwei bis drei kleineren Schiffen, um ihre Ladung auszuladen, Leute zum Ein- und Ausladen, Boote zum Schleppen etc. etc. betragen für jedes ungefähr zehn Gulden per Tonne. Dies wäre bei den gegenwärtig niederen Preisen der Fall, die jedoch im vorigen Herbste bedeutend höher waren, dann hat sich auch seit Jänner der Wasserstand bedeutend gebessert. Er ist auf der Barre vor der Mündung heute $9^1/_2$ Fuss. Nimmt man 250 bis 300 Tonnen als die mittlere Tragfähigkeit der Schiffe, die in die Donau gehen, an, so gäbe dies nahe an 3000 Gulden per Schiff, bei 1500 Schiffen, die jährlich aus den Fürstenthümern Getreide holen, $4^1/_2$ Millionen, die in diesem neuen Californien Sulina ausgegeben würden, wenn die Sachen so blieben, wie sie jetzt stehen.

17. Februar. Heute zur Abwechslung schlechtes Wetter mit Regen und starkem Wind. Bereits seit mehreren Tagen keine Ausfahrt und es fangen Schiffe schon an, von Constantinopel zu kommen, so dass die Zahl der Kauffahrer hier statt ab- zunimmt. Die Zahl der hier liegenden Segler mag noch immer nahe an 1000 sein, wenigstens ist seit meiner Ankunft keine Abnahme merkbar.

Du kannst Dir denken, welche Masse Geld in diesem elenden Dorfe zurückbleibt. Man sieht nur Gold, kaiserliche Ducaten, in den elendesten Kneipen wird nur um solches gespielt. Jeden zer-

lumpten Kerl, dem man bei uns kaum ein Vermögen von einem Sechskreuzerstücke zumuthen dürfte, verurtheilt man hier zu zehn bis zwanzig Ducaten Strafe zu Gunsten des Wohlthätigkeitsfondes, der zur Errichtung eines Spitals gestiftet wurde. Der Betreffende macht zwar ein saures Gesicht, doch zieht er aus der Tasche eine Hand voll Gold und ist nie zahlungsunfähig. Da jedoch das hier ansässige Gesindel nur an Ausfahrtstagen arbeitet und den Verdienst in den nächsten Tagen vertrinkt und verspielt, so stellt sich natürlich bei anhaltend ungünstigem Wetter beim hiesigen Pöbel Geldmangel ein, dessen Folge Diebstähle und Raubanfälle. Dazu täglich vorkommende Raufereien, Streitigkeiten zwischen Capitäns, zwischen diesen und Matrosen, Havarien etc. etc., und Du kannst Dir vorstellen, welche Anzahl Processe und Klagen bei einer Bevölkerung von 7000 Mann, die, wenig gerechnet, Sulina theils zu Wasser, theils zu Land beherbergt, lauter zügelloses Volk, täglich vor das Forum des „Ochsen“ gebracht werden. Doch man gewöhnt sich an Alles.

Von dem fürchterlichen Sturme, der hier am 18. December so viel Unglück verursachte, wirst Du in den Zeitungen gelesen haben. Das Wetter war des Vormittags schön, daher viele Schiffe auf die Rhede fuhren, um dort den Theil der Ladung, den sie löschen mussten, um über die Barre zu kommen, am Bord zu nehmen. Nachmittags überraschte sie der Windstoss; die Zahl der untergegangenen Schiffe, wie auch der Verlust an Menschenleben ist hier unbekannt. Viele Schiffe verschwanden, von denen man noch keine Nachrichten hat, vielleicht haben sich einige gerettet, andere mögen an den Küsten Rumeliens oder Anatoliens gescheitert sein. In den Gewässern Sulinas lagen Tags darauf 34 Wracks und man glaubt, dass die Zahl der ertrunkenen Leute nahe an 150 sei.

Doch seit jener Zeit geschah hier in der Nähe kein Unglück mehr. Der Canal ist übrigens sicher, nur die Rhede ist gefährlich.

Meine Briefe von hier werden Dir ziemlich einförmig sein; so lange die Dampfschiffverbindung nicht anfängt, ist für Sulina

die Welt mit Brettern verschlagen. Man erfährt hier gar nichts von dem, was auf Gottes Erdboden vorgeht, kann demnach nur von Sulina, Sulina und abermals Sulina reden . . . .

XII.

Sulina, 6. März 1856.

Theuerster Vater!

Vor wenigen Tagen fingen die regelmässigen Donaufahrten des Lloyd an; gestern kehrte das erste Boot aus Galatz zurück und denke Dir meine unangenehme Ueberraschung, ich bekam nicht nur keinen Brief aus der Heimat, auf den ich schon lange sehnlichst warte, sondern einen von mir, nämlich beiliegenden Brief an Dich, theurer Vater, den ich vor ungefähr drei Wochen mit einem Kauffahrer über Constantinopel expedirt hatte. Man hatte aus Gratz Sulina gemacht, Commandant des „Ochsen“ hinzugefügt, und mich mit meinem Briefe von Neuem beglückt. Wer diesen Geniestreich begangen, ist mir unbekannt. Doch, Gott gedankt, hört nun durch Eröffnung des regelmässigen Verkehres diese heillose Wirthschaft auf; es ist nun beinahe gleich, ob Du Deine Briefe über Constantinopel oder Wien - Donau an mich adressirst, so lange die Eilfahrten auf diesem Flusse nicht beginnen, dann aber ist der Weg über Wien der kürzere.

Seit ich die letzten Zeilen an Dich, guter Vater, schrieb, hat sich meine Stellung hier einigermassen geändert. Major Dervent ist hier eingetroffen und hat in Folge allerhöchster Entschliessung auch das Commando an der Sulina übernommen, mithin mich meiner Alleinherrschaft enthoben. Dass mich diese Aenderung unangenehm berührte, kannst Du Dir vorstellen, nur das Datum der allerhöchsten Entschliessung vom 27. Jänner, also sechs Tage nach meiner Ankunft, konnte mich zum Theile beruhigen, da es mir das Bewusstsein gab, nicht selbst diese Neuerung veranlasst zu haben. Ich nehme nun eine viel bescheidenere Stellung ein, die natürlich nicht dazu beitragen kann, mir den schaudervollen Aufenthalt hier angenehmer zu machen.

Feldmarschall-Lieutenant Coronini und Prokesch haben sehr schmeichelhafte Zuschriften an mich gerichtet und mich aufgefordert, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren etc. Doch dies sind wohl zum Theile Stückchen Zucker, die man mir reicht, um mir das Verschlucken der bitteren Pille zu erleichtern.

Das Wetter ist seit einigen Tagen sehr stürmisch, doch geschehen hier in der Umgegend wenig Unglücke, dafür zahlreiche in der Nähe des Bosphorus, man spricht von zwanzig Oesterreichern, die gescheitert sein sollen.

Die Schiffe im Canal nahmen in der letzten Zeit ziemlich stark ab, der Wasserstand auf der Barre variirt zwischen 9 bis 10 Fuss. In Bälde wird hier ein kleiner Dampfer und eine Baggermaschine eintreffen und Major Dervent seine Sprengungsversuche beginnen. Von letzteren verspreche ich mir nicht sehr viel. . . .

XIII.

Sulina, 28. März 1856.

Bester, theuerster Vater!

. . . . Dass Deine Ansicht über meine Geschichte mit Admiral Stewart ganz und gar wie jene des Erzherzogs war, hat mich sehr gefreut. Ueberhaupt habe ich schon viele Beweise, dass Du, theurer Vater, über Marineangelegenheiten welch' immer Natur die treffendsten Urtheile fällst und ich wiederhole, was ich auf meinem Urlaube bereits sagte, dass die Marine gewiss nur gewinnen könnte, Dich unter ihren oberen Leitern zu zählen. Der Unterschied zwischen österreichischen Kriegs- und Handelsschiffen, natürlich was Flaggen betrifft, besteht darin, dass erstere am grossen Maste einen National-Wimpel (ca. 30—40 Fuss langer Streifen, 4—5 Zoll breit, roth-weiss-roth) tragen, welchen Handelsschiffe nicht führen dürfen. Die Flagge ist eine und dieselbe. Die Lloyddampfer führen einen blauen Wimpel, mit welchem die Engländer jenen des „Taurus“ angeblich verwechselt haben wollen. Dies war aber eine eitle Ausrede, da mein Wimpel nicht vom Rauche geschwärzt, sondern ein vollkommen neuer war, den ich bei in Sichtkommen der englischen Flotte aufhissen liess.

Deine wohlmeinenden Vorwürfe und Rathschläge über meine erste Fahrt in den Archipelagus nehme ich mit Dank an, muss aber zu meiner Rechtfertigung sagen, dass ich nicht aus Tollkühnheit dem Sturm entgegenrannte, sondern die Hoffnung hegte, das Wetter würde nicht so arg werden oder mir mindestens erlauben, Milo zu erreichen. Was Wetter anbelangt, bin ich überhaupt kein Schwarzseher, dass ich mich hin und wieder täusche, ist natürlich und menschlich. Bei Cap Matapan hatte ich einen Hafen in See, mithin immer Zeit zum Umkehren; unangenehm wäre es freilich gewesen, wenn meine Maschine damals der Unfall getroffen hätte, der ihr wenige Tage später widerfuhr.

Für den mitgetheilten Artikel über Sulina und St. Georg danke ich Dir herzlichst. Die Brochure Cunningham's kenne ich. Ueber diese beiden Mündungen wird gegenwärtig Vieles geschrieben, doch darunter sehr Vieles ohne gehörige gründliche Kenntniss.

Dass der St. Georgs-Canal breiter, dessen Ufer höher und cultivirbarer Boden, nicht Sand und Sumpf, wie meine Residenz, weiss so ziemlich alle Welt, dass aber dort die Bänke an der Mündung ausgedehnter, mithin mehr Zeit und Kosten erforderlich, um sie schiffbar zu machen, berücksichtigt nicht Jeder. Gegenwärtig dürfte es sich aber darum handeln, so schnell als möglich etwas zu unternehmen, um die Donauschiffahrt zu erleichtern, in Eile kann aber nur an der Sulina-Mündung etwas ausgerichtet werden. Auf meine Bitte um sechs Dampfbaggermaschinen versprach mir Prokesch eine, die die türkische Regierung herleiht. Diese, obgleich ein sehr, sehr bescheidener Anfang, werde ich nach Möglichkeit arbeiten lassen. Major Dervent wird allem Anscheine nach mit seinen Sprengungsversuchen ein colossales Fiasco machen, wenigstens versprechen einige kleine vorgenommene Proben nicht viel, eigentlich gar nichts. Es ist auch meines Wissens das erste Mal, dass man Land sprengen will.

Zugleich mit Deinen beiden Briefen erhielt ich vom Feldmarschall-Lieutenant Coronini den Auftrag, nach Galatz zu kommen, wo er mich auf seiner Durchreise zu sprechen wünschte. Er war

äusserst charmant und dankte mir für meine guten Dienstleistungen in Sulina und gab mir zu verstehen, dass es ihm angenehm gewesen wäre, wenn Dervent zu Hause geblieben. Auch Prokesch schrieb mir in diesem Sinne, Beide wollen lobend über mich an den Erzherzog berichten.

Nicht aus Bescheidenheit, wohl aber zur Steuer der Wahrheit muss ich sagen, dass ich eigentlich hier nicht viel geleistet habe, da man mir die Zeit dazu nicht liess, sondern es in Wien für gut fand, Sulina mit Major Dervent zu beglücken. Ich hatte zwar den besten Willen, berichtete unbarmherzig über alle Uebelstände, und dies erkennen Prokesch und Coronini an, in deren Gnade ich nun fest stehe.

Trotzdem wünsche ich mir, sobald als möglich Sulina den Rücken zu kehren, besonders seit ich in Zeitungen von einer Expedition nach Brasilien gelesen. Die Unthätigkeit hier, um so grösser, seit mein Wirkungskreis zu einem sehr beschränkten ward, ist mir schon lästig und meine Wünsche nach einem Segelschiffe, meinetwegen nach Kreuzungen mit meiner alten, langsam kriechenden „Lisse“ sehr heiss . . . . .

XIV.

Sulina, 1. Mai 1856.

Theuerster Vater!

. . . . . Dein Urtheil über Major Dervent ist treffend. Die Randglossen zum Artikel im „Pester Lloyd“, der zweifelsohne ein Ausfluss seines schriftstellerischen Talents, classisch. Ohne eine grosse Menschenkenntniss beanspruchen zu wollen, beurtheilte auch ich Major Dervent gleich bei seinem ersten Erscheinen als das, was er sich nun wirklich zeigte, i. e. als einen kolossalen Maulmacher, der zwar viel gelesen haben mag, davon aber nur einen sehr, sehr geringen Theil verdaute. Er stellte sich mir als einen „genialen Kerl“ vor, „dem Alles gelingt“, prahlte damit, „auf 300 Meilen von der See Alles ausgedacht und vorbereitet zu haben“, um nun in !120! Arbeitsstunden die Barre vor der Sulina-Mündung wegzuschaffen. Dies war das Resultat seiner

hochweisen Berechnungen, das günstige Prognosticon für die Sulina-Schiffahrt. Nun sind aber mehr als 60 Tage verflossen und er hat mit seinen Experimenten noch gar nicht beginnen können. Er hat zwar Alles auf 300 Meilen von der See ausgedacht, doch so unsinniges, hirnverbranntes Zeug, dass er nun eins nach dem andern aufgibt oder umzuändern beabsichtigt. Als er mir am ersten Tage seine Pläne und Projecte mittheilte, erhob ich mehrere Zweifel über die Anwendbarkeit und Ausführbarkeit derselben, seine Antwort jedoch, Alles reiflich überlegt und bereits jede mögliche Einwendung im Vorhinein sich selbst gemacht zu haben, benahm mir die Lust, meine Bekehrungsversuche in der Folge zu wiederholen. Ich hielt mich bescheiden im Hintergrunde und liess ihn fröhlich und getrost seinen Fiasco's entgegen gehen.

Dass Deine treffende Frage: „Besteht denn die Sulina-Barre aus Felsen?“ sich nicht auch der Handelsminister stellte, den Major Dervent zuerst mit seinen Schwätzereien und Versprechungen bethörte, wundert mich noch heut zu Tage sehr. Die Sulina-Barre ist wie jede Bank vor einer Flussmündung aus den Ablagerungen des Stromes, die sich vor seinem Eintritt in's Meer, wo er an Geschwindigkeit verliert, gebildet; daher Sand und Schlamm, der, um das Fahrwasser zu vertiefen, mit Baggern gehoben werden muss, ihn aber zu sprengen ist bis nun meines Wissens nur Major Dervent eingefallen. Die Türken seiner Zeit gebrauchten Rechen, um den Grund aufzuwühlen und die so gehobenen Theile der Thätigkeit des Stromes zu überlassen. Dies ununterbrochen angewandt, mag genügen, um eine Tiefe zu erhalten, jedoch nicht ausreichen, um ein Fahrwasser herzustellen. Auch Major Dervent hat einen Rechen erfunden, jedoch einen sehr unpraktischen und einen so merkwürdigen Apparat, um ihn zu schleppen, dass er, wie bereits erwähnt, noch gar nicht versucht werden konnte. Ich behalte mir vor, bei meinem nächsten Urlaube Dir, guter Vater, alle seine neuen Erfindungen genau zu erklären. Dich schon jetzt mit der Beschreibung derselben zu beglücken, wäre zu lange, würde mir auch, ohne von allen Zeichnungen beizubringen, nicht gelingen.

Die Befugniss der Küstenfahrer beschränkte sich bis nun auf das adriatische und mittelländische, das schwarze Meer ausgeschlossen. In letzter Zeit erlaubte man solchen wegen der ungeheuren Theuerung der Lichterpreise nach Sulina zu gehen. Hier muss nämlich jedes Schiff, um bei niedrigem Wasserstande die Barre zu passiren, einen Theil seiner Ladung, Kauffahrer grösserer Gattung die ganze, ausladen, was wegen sehr starker Concurrenz an Kauffahrern beinahe die ganze Fracht in Anspruch nahm. Obige Verfügung wurde aber, wie gewöhnlich, zu spät erlassen, die Kauffahrer, die im vorigen Jahre die Donau einliefen, sind fort, Lichter noch im Ueberfluss da, besonders da heuer nur kleine Schiffe in die Donauhäfen fuhren.

Es hat auch bis nun noch kein österreichischer Küstenfahrer von dieser neuen Befugniss Gebrauch gemacht, würde auch hier sehr üble Geschäfte machen.

Bezugs der Linienschiffe habe ich Dir bereits geschrieben, dass von einem in Pola der Kiel gelegt wurde. Du wirst auch die Beschreibung dieser Festlichkeit in der Triester Zeitung gelesen haben. Von den zwei andern, die die „Gazzetta ufficiale di Verona“ bespricht, weiss ich nichts. — Man beabsichtigt zwar seit Langem sechs zu bauen, das Wann ist aber noch sehr problematisch.

Was die Zulagen für „Taurus“ wegen seiner Stationirung hier betrifft, habe ich schon seit einiger Zeit an's Marine-Obercommando berichtet, jedoch noch keine Erledigung erhalten. Ich habe die hiesigen Theuerungsverhältnisse, wie sie wirklich sind, geschildert, bis jetzt aber keine Berücksichtigung gefunden — Pazienza. — Die Officiere setzen factisch zu, ihre Bezüge genügen nicht. Mir fallen durch den Umstand, dass Sulina keine Unterkunft, kein Gasthaus bietet, grosse Auslagen zu. Jeder, der her kömmt, wird mir anempfohlen, ich bin genöthigt ihn aufzunehmen und demnach rein Wirthshaus geworden. Den englischen Ingenieur hatte ich 14 Tage, Wex 12 Tage am Bord, ausserdem noch viele Andere für kurze Zeit. Bei solchen Gelegenheiten muss man natürlich mehr die Ehre des Corps als Spar-

samkeit in Betracht nehmen. — Dies die Revenuen von Sulina. Mich an Prokesch oder sonst einen Fremden deshalb wenden, würde zweifelsohne den Erzherzog kränken, ich überdies nicht über's Herz bringen.

Für die neuen Beweise väterlicher Liebe und warmer Theilnahme an den sehr bescheidenen Verdiensten Deines Sohnes, die mir Dein Brief vom 2. v. M. giebt, küsse ich Dir, theurer Vater, herzlichst die Hände. Deine liebevollen Bemühungen, das mir von der „Triester-Zeitung“ gesprochene Lob in meinem Vaterlande bekannt zu machen, haben mich wahrlich gerührt und ich muss um so mehr dem glücklichen Zufall, den günstigen Umständen, denn solche müssen obgewaltet haben, dankbar sein, dass mir von allen Seiten für meine schwachen Leistungen Anerkennung zu Theil ward, da hiedurch Dir, guter Vater, Freude bereitet wird. Unlängst bekam ich vom Marine-Obercommando einen sehr schmeichelhaften Erlass, mit der Abschrift eines Berichtes, den Prokesch über mich an den Erzherzog gerichtet. Ich werde alle diese Actenstücke, die mir mein Sulina-Exil reichlich brachte, bei meinem nächsten Urlaube mitbringen.

Nebenbei kann ich Dich versichern, dass die Ernennung Dervent's für Sulina sowohl Prokesch als Coronini nichts weniger als angenehm, Beiden eine Ueberraschung war. Doch gegen den Strom lässt sich nicht schwimmen, gegen einen Befehl des Kaisers nicht ankämpfen. — — —

Türkisch studiere ich jetzt ziemlich fleissig, kann auch schon etwas sehr Weniges schreiben. Der Commandant des türkischen Baggers, der gegenwärtig hier, wenn das Wetter schön, arbeitet, sitzt mir so ziemlich den ganzen Tag am Hals und da kann man wahrlich nichts Anders thun. Auch jetzt, während ich schreibe, sitzt er, schaut mir zu, spitzt seine Rohrfeder und ist bereit, mich im Hieroglyphenkratzen der Vollkommenheit näher zu führen. Mein neuer Freund heisst Mehmed und befindet sich im Besitze einer jungen Frau und sechs Sklavinen, die er sehr bedauert, nicht mitnehmen haben zu können.

Vorige Woche war Feldmarschall-Lieutenant Bianchi auf Besuch hier und trug mir Grüsse an Dich auf.

Sonntag hatten wir einen kleinen Crawall, eine Demonstration zu Gunsten der Russen bei Gelegenheit der griechischen Osterfeste. Major Dervent hatte hiebei Gelegenheit sein umsichtiges?! Benehmen an den Tag zu legen.

Nun, theuerster Vater, ein herzliches Lebewohl. Gott erhalte Dich stets gesund und beschütze Dich stets. Meine herzlichsten Handküsse an Dich und an die gute Mutter mit vielem Dank für ihre gütigen Zeilen von Eurem

dankbaren Sohn
Wilhelm.

XV.

Sulina, 30. Mai 1856.

Theuerster Vater!

. . . . . Deine Ansichten über Baggermaschinen sind sehr gründlich und richtig, diese sind jedenfalls die einzigen Mittel, um hier schnell die Tiefe zu verbessern, nur müssen sie in genügender Anzahl vorhanden und von tüchtigen Leuten — jedenfalls nicht Türken — bedient sein. Dann können sie auch viel leisten, keinesfalls aber die sanguinischen Erwartungen des Correspondenten der „Triester Zeitung“ erfüllen. Letztere gründen sich übrigens auf amtliche Angaben der türkischen Admiralität, da auch Prokesch sie mir dienstlich mittheilte. Die Erfahrung hat aber anders gelehrt — der hier zu Gebote stehende Bagger könnte, wenn er gut dirigirt, circa 50—60 Barken (Maximum) im Tage füllen, die aber nicht 1200, sondern 500 Kubikfuss hätten, demnach jedenfalls viel leisten. Wie aber die Sachen jetzt stehen, lässt sich bei der weltbekannten Dummheit, Faulheit, Indolenz und Gleichgiltigkeit der Türken für dieses Jahr kein erhebliches Resultat erwarten. Ich habe mich schon heiser geredet, um meine lieben Moslems für die ihnen gewordene Aufgabe zu animiren und zu begeistern, doch meine Beredtsamkeit vermag nichts gegen ihre Indifferenz, ich machte Fiasco.

Als letztes Mittel ersuchte ich neulich den Internuntius, er möge sich beim Capudan Pascha bewerben, dass der Bemannung des Baggers Tausende von Stockprügel angedroht oder

Tausende von Piaster, wenn sie etwas zu Wege bringen, verheissen würden. Vielleicht wird sie dies aus ihrer Lethargie aufrütteln, ich zweifle aber noch immer. Soviel über den Bagger.

Major Dervent hat seine Sprengungen an der Barre gänzlich aufgegeben, nachdem er sich von dem Unsinn dieser Idee überzeugt hatte. Seine Egge lässt er von Zeit zu Zeit arbeiten, hat aber die Art, sie zu schleppen, bedeutend vereinfacht, und ist von seinen genialen Erfindungen und prahlerischen Versprechungen (er wollte nämlich in 120 Arbeitsstunden die ganze Barre wegkratzen) abgekommen. Wie viel jene wirklich leistet, ist schwer zu ermitteln und schwierig zu bestimmen, wie viel Verdienst ihm, wie viel dem Bagger an dem etwas verbesserten Wasserstande zuzuschreiben sei. Dass Eggen durch Aufwühlung des Sandes etwas leisten, ist notorisch bekannt, da die Türken ihrer Zeit durch Anwendung dieses Mittels allein den Wasserstand erhielten und Versandungen vorbeugten. Nur hängte Major Dervent seiner Egge eine Menge von ihm erfundenes dummes Zeug an, was nach meiner Idee keinesfalls für den Forschritt der Civilisation seit 1828, wenigstens insoferne Dervent zu diesem beigetragen, sprechen dürfte. Einige Wracks von Schiffen, die in der Richtung des linken Ufers liegen und quasi eine Art Damm bilden, der das Wasser einengt, mithin die Strömung verstärken, würden, wie ich glaube, am meisten berechtigt sein, für die grössere Tiefe im Fahrwasser Dank zu fordern. Doch die sind still und stumm. Major Dervent jedoch keineswegs.

Du kannst Dir demnach vorstellen, was er berichten und erzählen wird. Trotzdem ist weder Prokesch noch Coronini von seinen Leistungen überzeugt, da er sein Eigenlob zu dick aufträgt; Dervent ist jedoch vom Kaiser für hier ernannt, daher sich Jedermann wohl hütet, gegen ihn anzukämpfen.

Wie lange die gegenwärtigen Verhältnisse noch dauern werden, weiss ich nicht, die Zeitungen sind stumm über die Commissionen, die hieher kommen, über den Regierungswechsel, der hier eintreten soll. Binnen Kurzem wird man aber, glaube ich, doch etwas erfahren. Kommen einmal die Sulina-Commis-

sionen, dann wird wahrscheinlich mit irgend einem Unternehmer ein Contract zur Herstellung und Erhaltung der erforderlichen Tiefe abgeschlossen werden.

Ueber Sulina, deren Bewohner und Lebensweise das nächste Mal. Der heutige wird ohnedem lang genug.

In der verflossenen Woche kam Prokesch mit »Cursatore« hieher und war durch drei Tage mein Gast. Er schaute sich in Sulina Alles an, fuhr mit mir nach Tultsch und war während seines Aufenthaltes am Bord höchst freundlich mit mir; gleichwohl fällt es mir nicht im Traum ein, so sanguinisch zu denken, wie Mr. Kanzler — ich erwarte mir gar nichts. —

Heuer wird im mittelländischen Meer ein kleines Geschwader von acht Schiffen unter Linienschiffscapitän Bourguignon kreuzen, der Erzherzog es nur auf kurze Zeit besuchen. — Die grossartigen Reiseprojecte werden aufs künftige Jahr vertagt, wie es leider immer geschieht. Es scheint, dass in dieser Beziehung die Marine auch unter der jetzigen Regierung auf keinen grünen Zweig zu kommen habe, es geht ein Jahr nach dem andern der alte Schlendrian fort.

XVI.

Sulina, 9. Juni 1756.

Theuerster Vater!

Meinen herzlichsten Dank für die beiden Briefe vom 14. und 16. Mai, die ich am 1. und 7. d. M. (beide über Galatz) erhielt. Besonders der Letzte überraschte mich höchst angenehm, da er mir ganz unerwartet kam, und ich küsse Dir im Geiste für die warme Theilnahme, die Du an Allem nimmst, was mich betrifft, wovon mir wiederholt Beweise wurden, auf das Herzlichste die Hände.

Samstag ward ich durch die unerwartet frühe Ankunft des Lloyddampfers verhindert, Dein Schreiben vom 14. zu beantworten. Es war dies nämlich das erste Mal, dass er den Fahrplan einhielt, und nicht Sonntag, sondern bereits Samstag hier durchfuhr. Diesen Brief werde ich wahrscheinlich selbst in Galatz aufgeben, wohin ich Donnerstag abzugehen gedenke. Der General-

consul von Smyrna reist mit nächstem Boote mit seiner Familie hier durch und hat mich engagirt, ihn auf einem Stück seiner Fahrt zu begleiten. Dauert jedoch das gestern und heute sehr stürmische Wetter fort, so dürfte nichts daraus werden und Steindls aus Respect vor dem schwarzen Meere weitere acht Tage in Constantinopel warten.

Wer der Correspondent des Artikels der „Augsb. Allg. Zeitung“ auch sei, so ist er über mehrere Punkte nicht am besten informirt, so z. B. ist seine Behauptung, ich habe einen Mann erschiessen lassen, falsch; zu einer solchen Massregel hätte ich mich wohl nur unter den äussersten Umständen, bei einem offenen Aufruhr, den ich stets nach Möglichkeit zu verhindern trachtete, entschlossen. Ich bin sehr froh, dass nichts Dergleichen geschah — der einzige Crawall, der hier stattfand, war am griechischen Ostersonntag, schon unter Major Dervent's Regime. Es verlor zwar ein Grieche in Folge einer Schusswunde das Leben, doch hievon war ich nur indirecte, unschuldige Ursache. Dies scheint der Correspondent der „Augsb. Allg. Zeitung“, jedoch sehr verdreht, gehört zu haben, ich werde Dir diese Geschichte, wie sie war, nun erzählen.

Ein griechisches Handelsschiff erlaubte sich einmal, um eine Demonstration zu machen, auf seinem grossen Maste eine österreichische, unter dieser eine griechische und eine weisse Flagge mit dem Wort „Pazienza“ in grossen Buchstaben eingenäht, aufzuhissen (dies sollte gewissermassen bedeuten: Geduld, dass die Oesterreicher den Griechen gebieten). Dieses Schiff war weit oben im Canal — eine Seemeile vom „Taurus“ — geankert. Die Sache machte natürlich Aufsehen, erregte Entrüstung bei den Oesterreichern und boshafte Schadenfreude bei den Griechen. Sobald es mir gemeldet ward, entsendete ich ein Boot und liess die Flagge herabholen. Dem griechischen Gesindel eine körperliche oder eine Geldstrafe hiefür zu dictiren, schien mir nicht passend, erstere konnte für den Capitän, der doch die Hauptperson, keine Anwendung finden, letztere hätte als eine Art Speculation angesehen werden können. Dann war die Beleidigung, oder da die k. k. Flagge über derlei Angriffe wohl erhaben, mindestens der

Versuch zu einer solchen öffentlich, — die Genugthung musste demnach auch eine öffentliche sein. Ich befahl dem Griechen herabzukommen, sich mit seiner Brigg quer vom „Taurus“ zu legen, sich Kanonen und Munition zu verschaffen und die österreichische Flagge mit 21 Schüssen zu salutiren. Dies geschah zur bestimmten Stunde, wenn auch nach einigen Anständen, die aber durch Androhung einer Portion Knutenhiebe gehoben wurden. Es war ein Sonntag, das Wetter sehr schön, demnach das Publicum zu Wasser und zu Land sehr zahlreich, Gesindel zu Tausenden. Die Salutirung begann, durch Unvorsichtigkeit beim Laden ging aber unglücklicher Weise der fünfte Schuss zu früh los und ein griechischer Matrose verlor seinen Arm. Er wurde an Bord amputirt, jedoch nicht am besten, und starb acht Tage nachher. Dass mir die weitern 16 Schuss viel Mühe, Drohungen etc. gekostet haben, wirst Du Dir leicht vorstellen. — Es waren sehr unangenehme Stunden, ich war auf's Schlimmste vorbereitet, doch es endigte Alles gut.

Coronini billigte dies mein Verfahren auf das Vollkommenste. Auch mit den körperlichen Strafen ist die „Augsb. Allg. Zeitung“ etwas freigebig, sie wurden zwar häufig angewendet, waren aber nicht so an der Tagesordnung, wie jener Correspondent es glauben machen will; überhaupt will er mich als einen kleinen Haynau darstellen, für welches Compliment ich mich aber bedanke.

Was Major Dervent betrifft, so wird er ohne Zweifel so lange hier bleiben, als die Oesterreicher die Sulina besetzt halten. Einerseits ist er von hoch oben ernannt, so dass auch hohe Personen, wie Prokesch, gegen ihn aufzutreten für bedenklich erachten; anderseits benützt er mit Vortheil seine geläufige Zunge, um den Leuten glauben zu machen, was auch nicht ganz wahr ist. So sagte er neulich zu Prokesch, er repräsentire in Sulina den Grafen Grünne, geniesse sein vollstes Vertrauen etc., und dies hatte den gewünschten Effect. Auch der heuer sehr günstige Wasserstand, an dem weder er noch der Bagger Ursache ist, mag in seinen Berichten eine grosse Rolle spielen, und ausschliesslich als sein Verdienst beansprucht werden.

Was übrigens seine Landsprengungen betrifft, haben diese nicht nur nicht reussirt, sondern sind gar nie ausgeführt worden, da Dervent nie im Stande war, unter Wasser gelegte Patronen mit seiner Elektrisirmaschine zu entzünden.

Unter den jetzigen Umständen das Commando der hiesigen Station zu übernehmen, würde mir auch keine grosse Freude machen. Die Sachen sind nicht der Art eingeleitet, um, wenn von Heute auf Morgen die Moldau von hier factisch Besitz ergreift, viel Ehre aufheben zu können; so meine Ansicht. Ich gönne es also vom Herzen Major Dervent, die künftige neue Regierung in seine chaotische Wirthschaft einzuführen und seinen Nachfolgern glauben zu machen, er sei dem Wunsche der k. k. Regierung, hier ein kleines Musterregime herzustellen, im vollen Sinne des Wortes nachgekommen.

Ueber meine künftige Bestimmung weiss ich kein Wort; dies wird sich in Triest entscheiden, wo ich im Laufe des Monats September einrücken dürfte. Ich vermuthe dies nach den Privatnachrichten, die mir zugekommen. Es heisst, dass „Achilles“ (kleiner Dampfer von 40 Pferdekraft) unter Eberan's Commando für diese Station bestimmt sei; er erhält gegenwärtig einige Ausbesserung im Arsenale zu Venedig, die den ganzen Juli in Anspruch nehmen wird. Seine Abreise könnte also Anfangs August erfolgen, jedoch sowohl seine Her- als meine Hinfahrt, da keiner von beiden schnell auf den Beinen, wird einige Wochen erfordern. Nach Triest geht aber „Taurus“ ganz gewiss, er ist total Invalide und braucht neue Kessel, die jetzigen sind bald zwei Jahre über die gewöhnliche Dauerzeit im Gebrauche.

Von Triest will ich dann nordwärts weitersteuern und damit mir nicht gleich nach der Ankunft neue Bestimmungen über den Hals kommen, schon von hier aus für meinen Urlaub vorarbeiten.

Wie sehr ich schon jetzt Deiner Aufforderung, das Sumpfklima mit der guten steirischen Alpenluft zu vertauschen, Folge leisten würde, kannst Du Dir leicht vorstellen. Doch dies ist für die Gegenwart unthunlich, ich muss einmal etwas von meinem

Blute hier für's Vaterland vergiessen, d. h. von den Gelsen aussaugen lassen. Da hilft nichts. Die Freude, Sulina den Rücken zu kehren und Dich und die gute Mutter wiederzusehen, bleibt mir für den Herbst vorbehalten.

Dass nun Oesterreich ernstlich gewillt sei, sich zu einer Seemacht zweiten Ranges zu erheben, bezweifle ich, wenigstens scheinen die genommenen Massregeln nicht darauf hinzudeuten. Man hat zwar in Pola den Kiel zu einem Linienschiffe gelegt, baut in Triest zwei Schraubenfregatten und ist, glaube ich, auch Willens, nach Beendigung dieser den Bau von anderen Schiffen in Angriff zu nehmen, doch geht man meiner Ansicht nach, wie immer, einseitig zu Werke. Unter Wimpffen's seliger Regierung träumte man von und sorgte nur für den Arsenalbau in Pola, alles Andere war Nebensache. Schiffe wurden einberufen und abgetakelt und die Mannschaften als Maulwürfe zur directen Betheiligung des Baues jenes Riesenwerkes gezogen. Würde dieses vollendet, so wäre es beinahe für die englische Marine genügend, für uns aber auf Jahrhunderte ein Unsinn, eben weil es zu gross. Wozu braucht Oesterreich Docks, Werften etc., um auf einmal neun Linienschiffe bauen zu können? — Natürlich waren die Kosten enorm und die Admiralität genöthigt, um den Ausfall des Budgets zu decken, wenig zu bauen (Schiffe) und wenig ausgerüstet zu halten. Seit der Erzherzog am Ruder ist, ruht der Arsenalbau, hingegen legte man Hand an, um das Material der Marine zu vermehren und begann den Bau der oben bezeichneten Schiffe; man vernachlässigt aber jetzt wie ehedem die Ausbildung des Personales, jetzt wie früher takelt man Schiffe ab, um auf dieser und immer auf dieser Seite zu ersparen. Und doch ist die Heranbildung eines tüchtigen Personales unstreitig von hoher Wichtigkeit und dies besonders in unserer Marine, deren Mannschaften grösstentheils aus Recruten zusammengesetzt sind, die im Laufe ihrer achtjährigen Dienstzeit gute Seeleute werden sollen. Dies kann man aber nur durch viele Reisen im Winter — nicht durch Uebungsgeschwader im Sommer — erreichen. Ueberhaupt sind letztere das Tollste, was noch je einem Marine-Obercommando

in den Kopf gekommen. Ausgerüstete Schiffe in der guten Jahreszeit in Abtheilungen zusammenzuziehen, um Escadre-Uebungen vorzunehmen, ist allerdings vernünftig, Schiffe aber für solche auszurüsten und im Herbste abzutakeln, um an den Schiffszulagen zu sparen, grenzt an Narrheit. Nicht nur sind neu bemannte Schiffe, die einige Zeit nöthig haben, um sich halbwegs in Ordnung zu setzen, für taktische Manövers nicht am geeignetsten, es sind aber auch die Kosten der Aus- und Abrüstung weit, weit höher, als die miserable Summe, die man durch letztere zu ersparen vermeint. Dies geschah im vorigen Jahre, die Erfahrung wird lehren, ob man sich für heuer eines Besseren besonnen hat.

Dass die Zeitungen auf die Nothwendigkeit einer Marine für Oesterreich wiederholt hindeuten, erscheint mir als ein Beweis, dass man das jetzige Vorgehen nicht durchaus billige und auf das Einschlagen eines zweckmässigeren Weges, wenn auch nur indirect, hinweise. Hat auch Oesterreich seine Schiffe auf eine entsprechende Zahl erhoben, wird man doch bei vorkommender Gelegenheit den Mangel an Leuten, um sie gut zu bemannen, sehr empfinden und ist einmal auch das Officierscorps gut eingeschult, stehen durchaus praktische, tüchtige, echte Seemänner, gediente Theerjacken an der Spitze, so wird zweifelsohne das ganze Werkel besser gehen.

11. (Juni). Von einer Reise nach Brasilien habe ich auch nichts weiter gehört; es heisst, glaube ich, sie sei auf's kommende Jahr verschoben, wahrscheinlich, um dann wieder dem nächsten vorbehalten zu bleiben. Und dies geht so weiter.

Dass hier an der Sulina mit einigen Mitteln Bedeutendes geschehen könne, hast Du vollkommen Recht, theuerster Vater. Dazu gehören aber Privatunternehmer oder mindestens energischere Regierungen, als die unsrige. Bei uns ist man einerseits sparsam, andererseits misstrauisch. Wie viel Leute wurden nicht schon hergeschickt, um über die hier vorzunehmenden Arbeiten Bericht zu erstatten. Jeder hatte aber zugleich den Auftrag, sich möglichst zu beeilen, damit die Diäten nicht eine gar zu grosse

Summe erreichen. Und so kommt es, dass in Wien Stösse von Berichten, schlecht und schleuderisch aufgenommenen Plänen, auf nichts basirte Ansichten liegen. Man sieht dann wohl ein, dass man sich auf all' dies Gewäsch nicht verlassen könne, und schickt von Neuem einen Abgesandten auf ähnliche Weise aus. Obendrein fehlt in unseren hohen Sphären jede praktische Ueberlegung; der Umstand wenigstens, dass man den sinnlosen Plänen des Major Dervent, Sand zu sprengen oder die Barre in 120 Stunden bis auf 15 Fuss mit seiner Egge wegzukratzen, Glauben geschenkt und sich ihm unbedingt in die Arme geworfen hat, mag darauf hinweisen.

Ich hoffe, die europäische Commission wird die ganze Geschichte gescheidter anpacken und die Arbeiten irgend einem Unternehmer überlassen, der seinerseits unter Garantieleistung die Verpflichtung zu übernehmen haben wird, binnen einer bestimmten Zeitfrist die gewünschte Tiefe herzustellen und für die Folge zu erhalten. Den Uebernehmer wird man dann auf eine gewisse Reihe von Jahren eine den Schiffen aufzulegende Abgabe beziehen lassen, und so haben die Regierungen keinen Kreuzer zu bestreiten und die Schiffer werden froh und glücklich sein, mit 25—30 kr. per Tonne ein- und ausfahren zu können, anstatt, wie im verflossenen Jahre, enorm hohe Lichtergebühren zahlen zu müssen, die für den letzten Winter im Durchschnitt circa 10 fl. C. M. per Tonne ausmachten und den ganzen Frachtlohn, häufig mehr, in Anspruch nahmen. Der Zusammentritt der erwähnten Commission soll übrigens für die nächste Zukunft in Aussicht stehen.

13. (Juni). Nun noch einige Zeilen über meine gegenwärtige Residenz, um dann zu schliessen, da dieser Brief bereits ziemlich voluminös ist.

Sulina liegt am rechten Ufer des Donauarmes gleichen Namens. Es soll in früheren Zeiten einige ansehnliche Gebäude gezählt haben, wenigstens nach den Begriffen seiner Bewohner, und im Ganzen von keinem üblen Aussehen gewesen sein. Bei der Expedition der Engländer gegen die am linken Ufer des Canals

errichteten russischen Batterien, bei welcher, wie Dir bekannt sein wird, der junge Capitän Parker fiel, wurde das Dorf abgebrannt und gänzlich zerstört. Die ausgeschiffte Mannschaft rächte auf diese — barbarische — Weise den Tod ihres Commandanten. Nur der Leuchtthurm und die griechische Kirche blieben verschont, das Uebrige ward ein Schutthaufen. So blieb es bis im vorjährigen Frühling, in welchem durch Vermittlung der österreichischen Regierung die Donauschiffahrt freigegeben und die von den Russen bis zu jener Zeit gehandhabte Sperre aufgehoben wurde. Es fingen nun an sich Schiffe der neutralen Flaggen und zugleich mit diesen Leute, um sich dem einträglichen Lichterdienste zu widmen, einzufinden. Der Wasserstand war im Beginn des vorigen Jahres sehr günstig, weshalb viele und grosse Kauffahrer nach den Donauhäfen fuhren und diese in um so grösserer Zahl, als wegen der Feindseligkeiten die in der Regel sehr bedeutenden Verladungen von Getreide in den russischen Häfen des schwarzen Meeres nicht stattfinden konnten. Im Sommer und Herbste fiel das Wasser bedeutend, in letzterem betrug die Tiefe an der Mündung nur $6^1/_2$ Fuss. Die aussergewöhnlich grosse Anzahl von Schiffen und die gleichfalls aussergewöhnlich geringe Tiefe des Fahrwassers waren für die Sulinoten, unter welchem Namen ich all' das zusammengelaufene Gesindel verstehe, eine Geldernte. Die aus Galatz und Ibraila rückkehrenden beladenen Schiffe waren genöthigt, ihre ganze Fracht auf kleinere Schiffe zu überladen, um die Barre passiren zu können, grosse Kauffahrer konnten dies unter keiner Bedingniss thun und mussten im Canal liegen bleiben und auf einen günstigeren Wasserstand warten. Da nun die Schiffe wegen der Untiefen nur bei ganz glatter See auslaufen können, sind die Ausfahrtstage selten und an solchen war natürlich die Nachfrage nach Lichtern eine sehr starke. Gleichwohl nun letztere bis zu einer Zahl von beinahe 1200 anwuchsen, erreichten doch die Preise für's Lichten eine enorme Höhe. Man bezahlte im vorigen Herbste für 1000 Kilo (100 Kilo ungefähr 45 Wiener Pfund) bis 230 Jermeliks (türkischer Thaler = 5 Zwanziger), der normale Preis variirt

zwischen 20 und 30 Jermeliks, fällt auch oft unter 20 herab. Dazu brauchen noch die Schiffe Leute zum Aus- und Einladen, besonders viel zu letzterem, aus dem Grunde, weil die Rhede sehr unsicher und jeder gerne mit seinem Schiffe so schnell als möglich die hohe See sucht. Als Taglohn für Handlanger wurden 6, 7—8 Ducaten bezahlt, welche Münze überhaupt hier für alles Mögliche eingeführt wurde und gewissermassen den kleinsten Preis bezeichnete. Welch' Wunder, dass unter solchen Umständen nun Gesindel von jeder Gattung, der Abschaum der Bevölkerung aller Levantiner Städte, nach Sulina wanderte, wo für wenig Mühe viel Geld zu gewinnen war, man übrigens noch, bevor Oesterreich die Regelung der hiesigen Zustände in die Hand nahm, seinen verlangten Preis mit Messern und Pistolen verhandeln konnte. Dass man unter solchen Umständen nicht an's Häuserbauen dachte, ist begreiflich, man begnügte sich mit dem Errichten von elenden kleinen Schilfhütten, in denen in einem Raum, den man sonst sich kaum getrauen würde, einem Menschen als Wohnort anzuweisen, 20—30 Kerle hausten, sich Geld verdienten, wenn Gelegenheit dazu da war, und bei schlechtem Wetter Branntwein soffen und um Ducaten spielten oder sich gegenseitig bestahlen oder beraubten. Dies war Sulina, dies seine Bewohner. Letztere Lumpenkerle von allen möglichen Nationen, meist Griechen, auch viele Maltheser; Sulina selbst kein Dorf, viel weniger eine Stadt, sondern ein Räuber- und Diebsnest, ein Sammelplatz von Schurken und Spitzbuben, die auch jedesmal bei Arbeiten auf den Schiffen einen guten Theil der Ladung stahlen. Als nun der Winter hereinbrach und durch das Einfrieren der Donau jede Communication unterbrochen wurde, wurden auch die Preise der Lebensmittel enorm hoch, jeder verlangte was er wollte (wir selbst zahlten das Pfund Fleisch noch mit 1 fl. C. M.). Ein ehrlicher Erwerb fehlt hier quasi. Die Umgegend ist Sumpf nach allen Richtungen. Längs dem Ufer zieht sich ein schmaler Sandstreif hin (nirgends über 50 Klafter breit) aber nur eine halbe Seemeile stromaufwärts. Auf diesem steht der obere Theil des Dorfes, der untere bereits

im Meere, und sieht aus, wie Venedig bei seiner Gründung ausgesehen haben mag. Die Leute, die hier leben, sind nur provisorisch hier, man sieht daher keine Familien, beinahe kein weibliches Wesen, nur Kerle, die Geld machen wollen. Jetzt, wo eine bedeutende Stockung in diesen Geschäften eingetreten, bauen einige mit dem während des Winters verdienten Gelde hölzerne Häuser, bei meinem Eintreffen zählte Sulina nur deren drei, hingegen 234 Schilfhütten und 1755 Einwohner. Diess das Ergebniss einer Zählung, die ich am 7. Februar vornehmen liess.

XVII.

Zwischen Candia und Alexandrien, am 31. März 1857.

Theuerster Vater!

Meine Reise war bis jetzt so einförmig als möglich, tagtäglich schönes Wetter mit ziemlich ruhiger See und dieselben langweiligen Gefährten, nämlich einen Armenier und seit Corfu einen schweigsamen Engländer, der seine Fahrt bis nach Hongkong ausdehnt. Die Unterhaltung ist daher nicht sehr lebhaft und ich bringe den grössten Theil meiner Zeit mit Auswendiglernen von arabischen Worten zu. Das Bischen Türkisch, das ich mir früher angeeignet, ist mir hiebei auch von einigem Vortheil und ich hege die Hoffnung, beim Antritt meiner Expedition von Kairo aus der räuspernden Laute der Wüstensöhne so ziemlich Meister zu sein. Zurückkommen werde ich natürlich als completer Araber. In Corfu langten wir Sonntag um 2½ Uhr Nachmittags an und setzten nach dreistündigem Aufenthalt, der zum Erneuern des Kohlenvorrathes benützt wurde, unsere Reise wieder fort. Dort expedirte ich meinen ersten Brief, der nun wohl schon in Deinen Händen sein wird. Auf der Rhede trafen wir die Brigg „Hussar“ unter Eberan's Commando, mit ihm machte ich einige Besuche und einen kleinen Spaziergang auf dem Glacis. Dass dieses anders aussehen werde, als jenes von Graz, konnte ich mir wohl denken, ich war aber dennoch beim Anblick des üppigen Grüns der Bäume

und der mannigfaltigen Farben der Blumen erstaunt. Da war wohl keine Spur vom Winter mehr; es stand Alles in der herrlichsten Blüthe.

Alexandrien, 2. April. Gestern Nachmittags 4 Uhr ankerten wir hier und morgen Früh 9 Uhr werde ich mit der Eisenbahn nach Kairo weiterreisen. Der Schluss der Fahrt war nicht so ruhig und angenehm, wie der Beginn derselben. Wir hatten in der Nacht sehr starken Südostwind, der auch unser Eintreffen um mehrere Stunden verzögerte. Mit der Schnelligkeit, mit der wir von Corfu nach Alexandrien fuhren, hätten wir bereits Vormittags 10 Uhr hier eintreffen sollen. So aber bescheerte uns Neptun mit einem kleinen Tanzfest, das hinreichend war, um meine Reisegefährten vor der Gefahr, an den Folgen einer schlechten Verdauung zu leiden, sicher zu stellen. Am Landungsplatze angelangt, wurde uns bedeutet, unser Gepäck auf das Mauthamt zu bringen. Das Zollgebäude selbst bekam ich nicht zu Gesicht, da die Visitirung unter freiem Himmel vorgenommen ward. Unter Beisein eines zahlreichen, gerade nicht wohlduftenden Publicums guckte ein schwarzer Staatsdiener in unsere Koffer, jedoch mit solcher Nonchalance, als wollte er uns nur den Beweis geben, dass Egypten schon so weit in der Civilisation vorgeschritten sei, um Reisende mit derlei Plackereien zu erfreuen. Unterkunft fanden wir mit knapper Noth, da alle Hôtels mit Gästen überfüllt sind, meist Engländern mit sonnverbrannten Gesichtern in allerlei orientalischen Costümen, die aus Indien heimkehren.

Alexandrien selbst macht keinen angenehmen Eindruck, ich wenigstens würde es nicht zu meinem Aufenthaltsorte wählen. Die Umgegend ist öde, nur hin und wieder spärlich mit Dattelpalmen bepflanzt, die wieder in mit Mauern umgebenen Gärten gezogen werden. Man sieht daher wenig Grünes und das Wenige von nicht lebhafter üppiger Farbe. Das Ganze hat ringsherum ein sehr trauriges Ansehen. Auch die Friedhöfe, die in der Türkei hübsch gehaltene Cypressenhaine sind, sind hier düster und öde, eine Masse unregelmässig an einander gereihter, pyramidenförmiger Grabmäler auf sandigem Boden.

Ich traf hier einen alten Bekannten, den Kanzler des Generalconsulates, Herrn Walcher, mit dem ich wiederholt in Smyrna und Galatz zusammengekommen war. Mit ihm machte ich einen kleinen Ausflug zur Pompejussäule, die unweit der Stadt auf einem kleinen Sandhügel steht, von einem der erwähnten gänzlich vegetationsleeren Friedhöfe umgeben. Sie soll einstens die Statue des Kaisers Diocletian getragen haben, ist von dunkelrothem Granit sehr schön gearbeitet und erhalten und soll bei einem Durchmesser von 8 Fuss gegen 88 Fuss Höhe messen, ein kolossaler Block aus einem Stück gehauen.

Die Stadt selbst hat einige schöne, gerade Strassen mit sehr gut gebauten Häusern, die unablässig von einer zalhreichen Menschenmenge von allen erdenklichen Farben und Trachten durchwühlt sind. Unter diesen fielen mir besonders die Araberinnen wegen ihrer Hässlichkeit und ihres garstigen Anzuges auf. Um ihre unschönen Gesichter den Neugierigen zu verbergen, tragen sie mit Metallspangen am Kopf befestigte Lappen von schmutziger Farbe, die spitz zulaufend von der Nase bis zu den Knieen reichen. Ueber die Nase selbst hängen — wahrscheinlich nur bei den Reichern — noch einige Goldmünzen. Die Stadt ist von gut erhaltenen Befestigungen umgeben, mir machten sie wenigstens den Eindruck, da ich ganz türkische Wirthschaft anzutreffen erwartete. Nun genug für heute, von Kairo mehr, auch über das, was ich heute noch sehen werde.

XVIII.

Kairo, 16. April 1857.

.....Ich benütze die Zeit meines Aufenthaltes hier zum Erlernen der arabischen Sprache und nehme täglich eine Lection, mache aber nebstbei kleine Ausflüge in die Umgegend, um alles Sehens- und Merkwürdige in Augenschein zu nehmen. Meine Tour nach Arabien werde ich von Suez aus erst gegen Ende dieses antreten, der Umstand, dass das Gepäck und ein Diener meines Freundes, die zurückgeblieben waren, noch nicht hier anlangten, sind an dieser Verzögerung Ursache.

Und nun über Kairo. Dir von dieser grossen merkwürdigen Stadt mit Allem, was sie enthält und was in ihrem nächsten Umkreise liegt, eine gute Beschreibung liefern zu wollen, wäre ein zu gewagtes Unternehmen für meine wenig geübte Feder, ich kann daher nur einen Versuch machen, kurze Bemerkungen aufzuzeichnen und einige der Eindrücke, die mir blieben und bleiben werden, mit möglicher Treue zu schildern. Viel in Details eingehen würde auch die Grenzen eines Briefes überschreiten.

Gleichwohl ich schon viele Städte des Orients gesehen hatte, war ich doch bei meinen ersten Ausflügen in dieser Stadt überrascht. Constantinopel, Smyrna etc. zählen unter ihren Einwohnern eine zu grosse Menge von Nichttürken, um nicht durch die lange Reihe von Jahren des Verkehrs mit Europäern viel von ihrem orientalischen Gepräge verloren zu haben. Sie haben zwar alle ein Türkenviertel, doch auch dieses wird viel von Griechen, Armeniern, wenn gleich nicht bewohnt, doch stark besucht. In Kairo ist dies nicht der Fall. Hier ist die bei Weitem überwiegende Mehrzahl arabischen und koptischen Stammes; die Europäer verschwinden, sie wohnen entweder ausser der Stadt oder doch so zerstreut, um dem Totaleindruck des Ganzen keinen Abbruch thun zu können. In der Stadt sieht man keine im Style der Europäer erbauten Häuser, selbst von solchen bewohnte sind Schöpfungen arabischer Architektur: schmal, so dass eine Wohnung immer in mehreren Stockwerken vertheilt ist, mit engen, finsteren, steilen Stiegen, hölzernen, oft sehr zierlich gearbeiteten Gittern vor den scheibenlosen Fenstern, das Ganze ein Wirrwarr und Winkelwerk, zu dem man durch eine niedrige Thür gelangt, die am ehesten noch dem Eingange in einen Keller oder in eine Katakombe gleichsieht. Ueber letzterem ist in der Regel ein ausgestopftes Krokodil angebracht, das nach einem alten Aberglauben noch von der Verehrung und Vergötterung dieses Thieres von Seite der Urbewohner dieses Landes herrührend, das Haus vor Unglück beschützen soll.

Die Strassen sind enge und unregelmässig, oft so, dass man zu Esel mit beiden Füssen an den Wänden streifen kann. Sie

erinnerten mich oft an Venedig. Jene, in denen man Läden und Gewölbe antrifft, sind in der Regel breiter, aber keineswegs hinlänglich für die ungeheure Masse von Menschen und Thieren, die sie den ganzen Tag über durchströmen. Ein Ritt durch die Muschki zur Marktzeit ist in der That für einen Fremden recht interessant und übersteigt die kühnsten Begriffe von einem Gedränge, denn hier geht man nicht immer langsamen Schrittes, sondern reitet im Trab. Man sieht oft eine undurchdringliche Mauer vor sich, kommt aber doch mit seinem Esel durch, unter einem lauten Geschrei von allen Seiten, denn jeder ruft: „Ausweichen und Platz machen“. Wagen und Pferde brauchen einen Kerl, der voranläuft und den Weg bahnt. Unangenehm ist auch das Begegnen von Kameelen, die mit ihrer schweren Last viel Raum einnehmen; überhaupt muss man auf seine Füsse sehr Acht haben, um dem unvermeidlichen Caramboliren nach Thunlichkeit vorzubeugen, sich übrigens nichts daraus machen, wenn man von links und rechts sehr unsanfte Stösse bekommt.

Esel spielen hier eine grosse Rolle, Alles reitet, was nur halbwegs die Mittel dazu besitzt. Wagen und Pferde sieht man besonders in der Stadt wenige.

Possirlich sehen die türkischen oder arabischen Frauen aus; sie tragen eine halbrunde weisse Larve mit grossen Löchern für die Augen und dann einen grossen weissen oder schwarzen Ueberwurf, der ihren Körper gänzlich einhüllt. Auf einem Eselein zusammengekauert — sie reiten wie die Männer — mit auswärts gespreizten Ellbögen, ist man wahrlich in Verlegenheit, ob man sie mit Fledermäusen oder Nachteulen classificiren soll. Die Weiber der Armen mit ihren groben blauen Kleidern und schmutzig schwarzen Lappen vor dem Gesichte laufen zu Fuss herum und tragen ihre kleinen Kinder auf der rechten Schulter; jene müssen so gut es geht balanciren und sich am Kopfe ihrer Mama's anhalten.

Die längste und schönste Partie, die ich bis jetzt unternahm, war zu den Pyramiden. Mein Freund und künftiger Reisegefährte begleitete mich und diente mir als unübertrefflicher Wegweiser.

Wir gingen Ostersonntag Morgens von hier ab, nahmen unseren Weg nach dem Dorfe Metrahinneh, in dessen Nähe die Ruinen des grossen alten Memphis liegen. Von dieser weltberühmten Stadt sind gegenwärtig nur wenige Spuren vorhanden; einige meist zertrümmerte Statuen und Säulenstücke, Ueberreste von Einfassungsmauern und zwei kolossale Statuen des Pharaonen Rhamses II. ist Alles, was man jetzt noch sehen kann. Das Uebrige liegt unter Sand und Schutt vergraben. Die beiden Kolosse sind noch recht gut erhalten, von sehr schöner und feiner Arbeit und mit zierlichen Hieroglyphen bedeckt, doch aber auch zum Theile beschädigt. Sie liegen jetzt in Kothpfützen, den grössten Theil des Jahres überschwemmt. Die Jugend von Metrahinneh, die jüngste Generation dieses classischen Bodens, wälzte sich nackt im Schlamm herum, machte sich aber bei unserem Erscheinen davon. Von Memphis aus gingen wir nach Sakhara und Abusir und besichtigten dort die Apis- und Ibiskatakomben, deren Zugang nun durch den hingewehten Wüstensand bedeutend erschwert wird. Erstere enthalten in unterirdischen Gängen 33 riesenhafte Sarkophagen, in denen Mumien von vergötterten Stieren begraben liegen. Sie stehen jetzt leer, die Schätze an metallenen Idolen und Münzen wurden von ihren Auffindern davon geschleppt. Sie sind aus grauem und grünem Granit sehr schön gearbeitet, von ungeheuren Dimensionen und stehen in Reihen links und rechts von einem gewölbten Gange in Nischen aufgestellt. Nach beiläufiger Berechnung mag jeder über 1000 Centner wiegen; überhaupt erstaunt man über die Grossartigkeit und über den ungeheuren Kostenaufwand der Ehrendenkmäler, die man zu jener Zeit den Todten errichtete. Was würde man auf einem europäischen Kirchhofe nach einer Reihe von mehreren tausend Jahren finden?

Die Ibiskatakomben sind unterirdisch aneinander gereihte Gemächer, die eine unendliche Anzahl von Ibismumien enthalten. Die Asche der Ibisvögel wurde in konischer Form in Leinwand verpackt und das Ganze dann in ein irdenes Gefäss gesteckt. Davon sind tausend und tausend aufgeschichtet. Ich nahm zwei

mit, die noch gut erhalten waren, der Inhalt der meisten ist verkohlt.

Auch das Grabmal des Pharaonen Psammetich I. wurde besucht; es besteht auch aus mehreren unterirdischen Gemächern, die ringsherum an den Wänden die Lebensgeschichte und Heldenthaten dieses Herrschers aufgezeichnet haben. Die Hieroglyphen sind prachtvoll gearbeitet in Marmortafeln geschnitzt, die leider grossen Theiles fehlen. Da sich die hiesige Regierung um diese werthvollen Denkmale aus uralter Zeit gar nicht kümmert, wird natürlich für die verschiedenen Museen Europa's nach Möglichkeit geplündert; die Franzosen machten hierin bei ihrer Occupirung Egyptens den Anfang, die übrigen Nationen folgten diesem Beispiele. Es wird auch jetzt noch immer nach- und ausgegraben, was zwar in der Wüste mit bedeutenden Auslagen verbunden ist, jedoch bei einem halbwegs glücklichen Fund einen reichlichen Ertrag abgibt. Von den Pyramiden bestieg ich nur jene von Cheops bei Gizeh, sie ist die höchste und am besten erhaltene, sie hat gegenwärtig, gleichwohl der Gipfel fehlt und ringsum viel Land aufgehäuft ist, gegen 450 Fuss Höhe. Die Bekleidung von Granit, mit der sie dereinst bedeckt war, fehlt nun gänzlich und daher ist es möglich, auf den unregelmässigen Steinblöcken, aus denen sie erbaut, ihre Höhe zu erklimmen. Beschwerlich ist diese Tour jedenfalls, besonders bei ziemlicher Wärme um die Mittagsstunde. Die Stufen sind hin und wieder 3—4 Fuss hoch. An jeder Hand einen Beduinen, die mit einem monotonen Gesang (guter Herr, gutes Trinkgeld) ihr Forttraben begleiteten und einen dritten hinten zum Nachschieben, gelangte ich nach wiederholtem Ausrasten, um wieder zu Athem zu kommen, und nach reichlich vergossenem Schweisse auf die Höhe. Der Tag war gerade für die herrliche Aussicht, die sich oben bietet, nicht der günstigste, über dem Nilthal lagerte ziemlich dichter Nebel, gleichwohl es sehr heiss war. Doch übersah man ganz Kairo und die Umgegend bis an das Gebirge Mokattam und nach Westen die unabsehbare Sandfläche der libyschen Wüste, die nur gegen Südwest von Sandhügeln begrenzt war.

Die Tour in das Innere der Pyramide zu den sogenannten Zimmern des Königs und der Königin war, wenn möglich, noch fatiguanter. Hier waren zwar keine hohen Stufen zu erklettern, dafür aber in 2 bis 3 Fuss hohen Gängen auf sehr steilem und glattem Marmorboden bergauf zu steigen. Der Sarkophag der Königin steht auf ungefähr zwei Drittel der Totalhöhe, demnach begreiflich, dass ich erschöpft zurückkam.

Nachmittags ritten wir auf unseren Eseln nach Kairo zurück. Die Nacht hatten wir im Dorfe Abusir in der Lehmhütte eines Fellahs zugebracht. Gleichwohl wir es wegen des wenig einladenden Aussehens eines uns zur Verfügung gestellten Gemachs verschmähten, von diesem Gebrauch zu machen und vorzogen, den gestirnten Himmel als einzige Decke zu haben, waren wir dennoch von allem möglichen Ungeziefer auf's Grässlichste geplagt und hocherfreut, als wir den darauffolgenden Morgen aufbrechen konnten. An ein Verschlafen war nicht zu denken; davor hätte uns nebst den anderen unwillkommenen Gästen eine ziemliche Anzahl Esel, Hunde, Schafe, Hühner, Kameele etc., die uns im Hofe Gesellschaft leisteten und bei Ergrauen des Tages ein Höllenconcert anstimmten, bewahrt.

Die nächste Umgebung, das heisst die unmittelbare von Kairo, ist recht hübsch und ganz in europäischem Genre von Alleen durchschnitten. Alles ist natürlich grün; das Getreide wird dieser Tage zum ersten Male geerntet werden. Die Esbekieh, eine schöne Tamariskenallee und neben ihr ein ziemlich gut gehaltener Garten, dient des Abends der eleganten Welt Kairo's zum Sammelplatze. Sogenannte Hochzeitsphantasien sind gerade in dieser Jahreszeit ein sehr häufiges Schauspiel. Es ist nämlich hier bei den Eingeborenen Sitte, die Braut durch sieben Tage lang auf den Strassen zu paradiren und nach dieser Reihe von Umzügen erst dem Bräutigam zuzuführen. Die Braut erscheint bei dieser Gelegenheit in einem sonderbaren Costüm. Sie steckt in einem zinnoberrothen Futteral, das nur Oeffnungen für die Füsse hat, von Händen und Gesicht ist keine Spur zu sehen. Ueber ihr wird eine Art Baldachin von rosafarbenem Flor von

vier Kindern getragen. Nebenan und voraus schreiten Verwandte und Bekannte weiblichen Geschlechtes mit weissen, rothen und schwarzen Ueberwürfen. Eines der Weiber wedelt der sicher an Luftmangel leidenden Braut mit einem Fächer Kühle zu. Den Zug eröffnen einige Kerls mit langen Stöcken, auf denen sie Büscheln Grünes und farbige Lappen tragen; die Queue endlich wird von einer schauerlichen Musik gebildet, die aus Tamburins und einer ohrenzerreissenden Klarinette besteht. Solche Processionen sind jetzt täglich zu sehen, minder angenehm aber zu Pferde zu begegnen, da letztere trotz eines längeren Aufenthaltes in Kairo noch sehr wenig musikalisches Talent entwickeln und an den besprochenen Harmonien durchaus keinen Gefallen finden wollen.

Mit der nächsten Post noch Mehreres über Kairo, einstweilen die Bitte, dieses Geschmier mit viel Nachsicht zu beurtheilen.

Wie ich Eingangs erwähnte, werde ich mit Beginn des kommenden Monates meine Reise von Suez aus antreten und einen ostindischen Dampfer bis Aden benützen; nach Suez selbst werden wir zu Kameel gehen, da die Eilwagen ungeheuer theuer sind und unsere Bagage, Provisionen etc. viel Raum in Anspruch nimmt. Wie es von Aden aus gehen wird, lässt sich hier schwer sagen; bei dem gänzlichen Mangel an regelmässigen Verbindungen kann man oft wochenlang in irgend einem Neste zurückgehalten werden, bis sich eine Gelegenheit zum Weiterreisen findet. Die Zeitpunkte der Abfahrt und Ankunft für den ferneren Theil meiner Excursion sind demnach unlösbare Probleme. Ich glaube aber, dass die Zeit, die ich mir festsetzte, schwerlich genügen wird, werde aber das Mögliche aufbieten, um meinen Urlaub nicht um Vieles zu überschreiten.

Apropos, was Kleidung anbelangt, bin ich schon ein completer Araber, trage sie zwar noch nicht, habe sie aber vollständig bereit.

XIX.

Kairo, 3. Mai. 1857.

. . . . . Du wirst staunen, theurer Vater, dass ich noch immer fest in Kairo etablirt bin; und doch ist es so, auch sind die Aussichten, bald wegzukommen, noch sehr dunkel. Wie unangenehm mir diese Verzögerung ist, kannst Du kaum glauben; ich bin nicht nur schon bedeutend Kairomüde, woran zum Theil meine Ungeduld Ursache sein kann, hege aber auch aus andern Rücksichten den lebhaftesten Wunsch, meine Reise anzutreten. Doch ist hiezu keine Möglichkeit, so lange mein Freund sich nicht segelfertig erklärt; und er hat sich leider in den Kopf gesetzt, Diener und Gepäck hier zu erwarten. Wie lange wird das noch dauern — hoffentlich nicht über das nächste Boot, das von Suez gegen den 20. abgehen wird. Natürlich wird durch diese Verspätung in der Abfahrt auch der Zeitpunkt der Rückkehr, den ich mir ohnehin zu frühe vorgestellt hatte, noch hinausgeschoben; überdies lässt sich betreffs dieses Punktes, da es sich um Fahrten mit Segelschiffen nach Orten, mit welchen der Verkehr kein frequenter, handelt, gar nichts Bestimmtes feststellen, nur voraussehen, dass ich in Graz so ziemlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht habe; doch hierüber wird uns die Zukunft belehren.

En attendant, geht es mir, abgesehen von der Ungeduld, die mich Tag und Nacht peinigt, trotz Chamsin und Hitze ganz wohl. Chamsin nennt man hier zu Lande den Südwind, der unter dem Titel Scirocco die Bewohner des adriatischen Meeres missmuthig und faul macht; ersterer ist natürlich viel ärger. Wir waren die letzten Tage hindurch von einem solchen gepeinigt und hatten nicht wenig von schwüler Temperatur zu leiden. Es war im Schatten 32°, in meinem Zimmer, das sich einer besonderen Frische erfreuen soll, 27—28°. Während der Nacht sank das Thermometer nie unter 24°; dazu die Luft schwül und drückend und es war so ziemlich den Erfordernissen eines permanenten Schwitzbades Genüge geleistet. Trotzdem machten wir gestern eine Jagdpartie auf Wildschweine, von der wir heute

Nacht wohlgebraten heimkamen. Jene edlen Thiere sind so ziemlich zahlreich in den mit Gummimimosen bewachsenen kleinen Oasen und Kornfeldern um Sakhara und Abusir anzutreffen. Wir — Heuglin, Boleslawsky, österreichischer Oberlieutenant, Ex-Mitglied der verunglückten Dr. Escayrac'schen Expedition und Baron Neuman, ein Baier, der hier seine Vorbereitungen trifft, um über Abessinien, Kordufan, Darfur etc. Centralafrika zu traversiren und eines schönen Morgens an irgend einem Punkte an der Küste des atlantischen Oceans emporzutauchen — ritten vorgestern Abends 6 Uhr von hier ab und langten gegen Mitternacht in einem Palmenhaine an, wo wir bis zum kommenden Morgen lagerten. Dann wurde der Feldzug gegen alle Eber eröffnet; wir durchstreiften zuerst sämmtliche Kornfelder und ergötzten uns in den Mittagsstunden mit dem Herumziehen in den Dorngebüschen, in deren Schatten die Säue Siesta zu halten pflegen. Es gelang uns mehrere aufzuthun, wir begegneten oft zahlreiche Rudel, auch einige anzuschiessen, jedoch nur eines kleinen unschuldigen Frischlings habhaft zu werden. Zur Rettung der Ehre meiner Gefährten, die insgesammt gute Schützen sind, muss ich beifügen, dass uns Treiber und Hunde fehlten und daher jedes Thier, dass nicht todt am Platze blieb, im Dickicht leicht entkommen konnte. Ich bewährte wieder meinen alten Ruf als schlechter Jäger und werde wahrscheinlich nie zu einem bessern kommen.

Gleich nach Beginn unseres Streifzuges in einem der Kornfelder kam ich auf einen kleinen freien Platz, wo das Getreide gemäht und aufgehäuft war. Ich setzte meinen Weg ruhig fort und stieg, um mir die Zeit zu vertreiben, auf diesen Hügel, als es plötzlich unter mir lebendig ward. Es scheint, dass ich einem der beiden Schweine, die dann in Eile fortgaloppirten, unsanft auf die Nase getreten sei. Ich war natürlich auf eine solche Ueberraschung nicht vorbereitet, wäre auch beinahe hingefallen — ganz begreiflich demnach, dass ich zwei Fehlschüsse machte und meinen Feinden mit erstaunter Miene nachsah. Ich muss nur hinzusetzen, dass in Egypten, vielleicht zum Theil wegen

der grossen Hitze, diese Thiere, wie auch Pferde, Büffel etc. weit frommer sind als in Europa und nie Menschen attaquiren. Durch acht Stunden hetzten wir, beinahe resultatlos, in grosser Hitze herum, ruhten dann durch einige Stunden aus und ritten in der Nacht nach Kairo zurück. Dass ich heute gut schlief, wirst Du Dir vorstellen können, denn wir waren in 30 Stunden 12 Stunden zu Esel und 8 zu Fuss.

Derlei Partien sind hier zu Lande, zwar wie überall, der Gesundheit zuträglich, aber sehr fatiguant. Man hat beinahe nirgends Schatten, jener der Palmbäume ist eine wahre Ironie; man behaut sie bis zur Krone, daher sie bei einer hochstehenden Sonne dem Wanderer wenig Obdach geben können. Ich glaube, man könnte, ohne durch Kleidungsstücke gehörig geschützt zu sein, im Schatten eines Palmenwaldes ganz gut einen Sonnenstich davon tragen; gebraten wird man sicherlich. Was letzteres anbelangt, hat man hier ganz eigenthümliche Ansichten; je grösser die Hitze, desto mehr hüllt man sich den Kopf ein und ich glaube die Leute haben nicht unrecht; man weicht mehr der Gefahr aus, sich eine Verkühlung zuzuziehen, als mit den leichten Kopfbedeckungen, die man den Sommer über in Europa trägt.

Bei Excursionen, die ich bis nun machte, war ich immer in arabischem Kopfputz. Dieser besteht aus einer knapp anliegenden gewirkten baumwollenen weissen Mütze, Takia genannt, über diese kömmt eine ebenfalls ganz anschliessende rothe, aus sehr starkem, dickem Tuch (Tarbusch) und endlich ein grosses Tuch, halb Baumwolle, halb Seide, mit dem man sich in Form eines Turbans den Kopf einhüllt. Letzteres heisst Kufia. Die beiden Mützen werden auch des Nachts aufbehalten und dienen unter Einem als Schlafmützen. Besonders Anfangs, so lange man an diese Vermummung nicht gewöhnt ist, schwitzt man ungeheuer; man behauptet aber, dass es der Gesundheit zuträglich, die Transpiration wo möglich ununterbrochen zu erhalten.

Die Muselmanen haben jetzt Ramadan, eine Periode von vierzig Tagen, die gleichzeitig unserer Fasten und unserem Fasching gleichkömmt. Während dieser Zeit müssen sie sich nämlich den

Tag hindurch jeder Speise, jedes Trankes, auch des Rauchens enthalten, leben dafür aber in der Nacht sehr lustig. Der Beginn des Fastens wird hier jeden Tag durch einen Kanonenschuss, in kleineren Orten durch Ausrufen von einer Moschee angegeben, ein zweiter wird nach Sonnenuntergang abgefeuert, dessen alle Leute, wie begreiflich mit der grössten Ungeduld — dem Tschibuk in einer Hand, etwas zum Essen in der andern — harren. Ich glaube kaum, dass die reicheren und höheren Classen dieser Vorschrift des Korans strenge Folge leisten, gleichwohl es für diese weniger Ueberwindung kosten würde; denn wohlhabende Leute, die Nichts zu thun haben oder ihre Geschäfte auf die Nacht verlegen könnten, wie dies hier in den verschiedenen Ministerien und anderen öffentlichen Bureaux der Fall, mögen den Tag verschlafen und sich in der Nacht für die vermeintlichen Entbehrungen regressiren. Das arme Volk aber, das sich mit schwerer Arbeit sein Brod verdienen muss, ist wahrlich zu bewundern; ich hatte gestern Beispiele von dessen Enthaltsamkeit, die doch auf eine harte Probe gestellt war. Auf unserer Jagd begleiteten uns einige Araber; sie mussten wie wir oder eigentlich noch mehr herumlaufen, hatten daher keinesfalls über Mangel an Hunger und Durst zu klagen. Doch blieben sie standhaft, sahen uns zu, als wir Alles, was wir erwischen konnten, verschlangen, wagten aber nicht den ganzen Tag hindurch, so lange die Sonne sichtbar war, nur einen Schluck Wasser über ihre Lippen zu führen. Ueberhaupt ist diese Race Menschen von einer Ausdauer, die an's Unglaubliche grenzt, sie kennen keine Müdigkeit. Buben von 8 — 10 Jahren liefen als Eseltreiber den ganzen Weg hin und zurück und waren dabei noch der besten Laune, sie sangen und schwätzten in einem fort und trieben ihre Esel an, sobald sie zu traben aufhörten. An Ort und Stelle angekommen, schlafen sie neben ihren Leidensgefährten ohne Decke, gleichwohl die Nächte hin und wieder kühl, mit einem Hemde aus blauem Baumwollstoff und einer weissen Mütze als einzige Bekleidung. Alle leiden an Augenkrankheiten, viele sind auf einem Auge blind, man sagt, dass dies grossentheils durch die schlechte Nahrung des armen Volkes, die in der Regel

aus elendem Brode und rohem Gemüse besteht, verursacht sei. Ich glaube es ist ein erbliches Uebel, das auf den Bewohnern dieses Landes lastet, durch Schmutz und Unreinlichkeit, der alle Begriffe übersteigt, und durch den ungeheuren Staub, der oft die Luft verfinstert, genährt.

Ich bemerke eben, dass es Zeit ist, diesen Brief zu schliessen, der wieder kolossale Dimensionen angenommen hat. Ich bedaure nur, dass es hier nicht möglich, Briefe ausser bis nach Alexandrien zu frankiren; es besteht leider kein Postvertrag zwischen der egyptischen Regierung und unserer.

Mit dem nächsten Dampfer mehr, hoffentlich auch die Nachricht von meiner Abreise; es brennt mir schon unter den Füssen und ich freue mich sehr auf den Augenblick, in welchem ich mein Dromedar besteigen werde, auf diesem Wüstenschiff gegen Suez zu steuern.

XX.

Unter Segel am Nil, 23. Mai 1857.

. . . . Wir hatten in Kairo eine Dahabia — für Reisende eigens construirtes Boot — für 100 fl. bis Kenneh[1]) gemiethet. Diese Fahrzeuge sind ganz bequem und wären es noch mehr, wenn sie weniger arabisch eingerichtet wären. Die hintere Hälfte des Schiffes hat einen Ueberbau und enthält drei ziemlich grosse Cabinen, deren Ausstattung keinen besonderen Anspruch auf Comfort machen kann. Von Tischen und Stühlen keine Spur, nichts als breite Bänke, die beinahe den ganzen Raum einnehmen und zum Schlafen — der wichtigsten Beschäftigung des Orientalen — dienen sollen. Mein schwarzer Koffer, wenn Du Dich seiner erinnerst, ward zum Speisetisch avancirt und um diesen herum sitzen wir alle alla turca am Boden, wenn wir unsere von unkünstlerischer Hand gekochten Diners einnehmen. Mein Freund hatte nämlich in Kairo einen Diener als Koch aufgenommen,

---

[1]) Diese Schreibart auf älteren Karten; Heuglin schreibt Qeneh.

der es aber für angezeigt hielt, am Tage der Abfahrt nicht zu erscheinen. Wir wollten nicht länger warten und reisten daher ohne ein solches Möbel ab; zum Glück hat der Diener meines Reisegefährten von einem deutschen Arzte in Chartum einige Speisen bereiten gelernt und überraschte uns am ersten Abende mit einer tüchtigen Schüssel vaterländischer Knödel, die um so mehr Beifall fanden, als wir bei unseren Einkäufen in Cairo auf Fleisch vergessen hatten und daher genöthigt waren, uns die ersten Tage mit derlei künstlichen und exotischen gastronomischen Producten zu behelfen. Ein österreichischer Oberlieutenant Boleslawsky, Mitglied der verunglückten D'Escayrac'schen Expedition, der nach Chartum reist und uns bis Kenneh begleitet, leistet das Unglaubliche in dieser Beziehung, so dass wir im Ganzen gut aufgehoben sind; nichtsdestoweniger würde eine deutsche Hausfrau über unsere innere Wirthschaft die Hände oft über den Kopf zusammenschlagen; denn da fehlt bald dieses, bald jenes der nothwendigsten Artikel, während unnützes Zeug im Ueberfluss vorhanden ist; so gingen uns z. B. schon zweimal die Kohlen aus, die in einem holzarmen Lande, in welchem mit Kameel- und Kuhmist gekocht und Brod gebacken wird, nicht immer zu ersetzen sind. In kleineren Dörfern ist absolut kein anderes Brennmaterial als jenes aufzutreiben; dass wir einem solchen einen kalten Tisch vorzogen, wirst Du begreiflich finden. Auch in Kairo wird dieser sonst verschmähten Gabe der Hausthiere mit Emsigkeit nachgejagt; Mädchen und Knaben laufen auf den Strassen herum und sammeln eiligst, was Esel und Ochs im Vorbeigehen fallen gelassen. Ich glaubte Anfangs, dass die Gartencultur so sehr im Flor stünde und man deshalb so viel Dünger benöthige, bis ich eines Bessern belehrt wurde und erfuhr, dass ein derlei Fund das Holz ersetze, zum Theile auch als Baumaterial mit Lehm vermischt verwendet werde.

Die Fahrt am Nil bei Tage hat in dieser Jahreszeit wenig Anziehendes; schönere Aussichtspunkte gibt es wenige, dazu ist das Flussniveau zu tief; man fährt oft stundenlang und sieht nichts als zu beiden Seiten sehr hohe Ufer, die jede weitere

Aussicht versperren. Auch die Gebirge der lybischen und arabischen Kette, die sich links und rechts dem Strome entlang erstrecken, sind kahl und baumlos, die Felder, wenn man an flachen Stellen einen Ueberblick über diese gewinnt, dürr und ausgebrannt. Nur wo Dörfer dicht am Ufer liegen, geben diese, besonders Abends, mit den Palmenhainen, die sie umgeben, schöne und lebhafte Bilder. Da geht die sämmtliche Einwohnerschaft zum Flusse hinunter; Weiber in langen Processionen, in ihr dunkelblaues Gewand gehüllt, mit grossen steinernen Krügen auf dem Kopfe, um Wasser zu holen, Esel, Pferde, Büffel, Ochsen, Kameele zur Tränke; Männer sitzen und rauchen ihre Schibuks, Kinder machen Spektakel und baden. Ueberhaupt ist der Abend eine reichliche Entschädigung für die beschwerliche Hitze des Tages; die Dämmerung ist von kurzer Dauer, aber prachtvoll; die schönen Färbungen herrlich; violette, rosenrothe, orangegelbe Tinten kleiden mit lebhafter Frische Firmament und Umgegend und schmelzen dann langsam zu einer gelblich graulichen Färbung, die jeder Aussicht einen eigenthümlichen Reiz gibt. Schwer würde es einem Maler gelingen, diesen herrlichen Farbenwechsel wiederzugeben, und reussirte er, würde man seine Darstellung in Europa sicher für übertrieben halten.

Die Abende sind hier kühler und angenehmer als dies z. B. in Triest der Fall ist; ich habe am Nil keinen erlebt, an dem die Luft schwül gewesen wäre. Da sitzt es sich dann herrlich auf Deck oder am Ufer, wenn die Dahabia[1]) wegen Windstille nicht segelt. Da wird dann im Freien gespeist und geschlafen, fest und gut, bis uns am kommenden Morgen die Sonne weckt.

3. Juni. Du wirst am Datum ersehen, dass das hiesige Klima auch auf mich einwirkt. Es macht mich träge, eigentlich noch träger, als ich es gewöhnlich bin. Es ist aber auch schwer, bei einer Hitze, die in der Regel zwischen 32 und 37 Grad Réaumur im Schatten wechselt, viel zu thun; des Morgens und Abends ist man froh, die freie Luft geniessen zu können, und entschliesst

[1]) Heuglin schreibt Dehabieh.

sich schwer dazu, sich in seine Cabine einzuschliessen, deren Wände überdies den Tag hindurch dermassen durchgehitzt werden, dass sie auch des Nachts so ziemlich den Anforderungen eines Schwitzbades entsprechen würden. Hiezu noch kein Tisch und kein Stuhl, um bequem sitzen und schreiben zu können; am Boden sitzend, mit einem Koffer als Unterlage, wird einem diese Arbeit bald sauer.

Längere Stationen machten wir bis nun in Monfalut am 25. Mai, Siut 20. und Girgeh[1]) am 30. Mai; nebst diesen Orten lernten wir noch eine beträchtliche Zahl Dörfer und Marktflecken kennen, bei denen wir theils freiwillig, um Proviant zu kaufen, theils von Windstillen und conträren Winden gezwungen anlegten. Sie bieten aber sämmtlich wenig Interessantes und sehen sich ziemlich einander gleich. Eine unförmige Masse sich nach allen Richtungen durchkreuzender Lehmmauern, die mit Palmenästen und Stroh gedeckt, den Arabern und Fellahs als Wohnungen dienen, in Lumpen gekleidete Kerle und nackte Kinder, die sich im Staube wälzen oder mit der Präparirung des Brennmaterials — eine nichts weniger als appetitliche Arbeit — beschäftigt sind, eine Unmasse garstiger, schäbiger Hunde, die laut bellend den Fremden willkommen heissen; ein wahres Bild der Armuth ist so ein arabisches Dorf. Es gelingt auch nur mit Mühe, hin und wieder ein paar Eier oder ein Huhn aufzutreiben; die Leute leben von schlechtem Durrah-Brod, rohen Gurken und Kürbissen. Ist ein solches Dorf nicht von Palmen und Mimosen umgeben, was gewöhnlich der Fall ist, so sieht es über alle Begriffe elend aus, da die Häuser nicht übertüncht, dieselbe graue Farbe wie der ringsum ausgetrocknete Boden haben. Man wird sie oft kaum gewahr, so eintönig ist die Farbe und ist stets versucht, sie eher für Viehställe als Menschenwohnungen anzusehen.

Gleichwohl das ganze Nilthal sehr fruchtbar und jährlich zwei Ernten gibt und bei guter Cultivirung auch drei Ernten geben könnte, sind die Bewohner desselben, Dank der unzweck-

[1]) Richtiger: Djirdjeh.

mässigen Verwaltung und den Erpressungen der Regierung, arm. Für die Winterernte sorgt der Nil; nachdem die Ueberschwemmung zurückgetreten, die Erde im ganzen Thale getränkt und mit befruchtendem Schlamm bedeckt wurde, gedeiht und wächst Alles schnell und prachtvoll. Im Frühjahr und Sommer jedoch braucht der Boden eine unausgesetzte künstliche Bewässerung, um ihm nur einigen Ertrag abzugewinnen und ihn vor den versengenden Strahlen der Sonne zu schützen. Der Boden ist nur an der Oberfläche trocken, überall jedoch kommt man auf Wasser, sobald man bis zur Tiefe des Flussniveaus gräbt. Aus diesen Gruben wird nun mit Schöpfrädern, die von Büffeln getrieben werden, das Wasser gehoben und auf die Felder geleitet. Durch zu hohe Besteuerung dieser sehr primitiven Hebemaschinen — Sakieh — wurde das arme Volk genöthigt, nach und nach eine Menge ausser Betriebsamkeit zu setzen, da es die Kosten des Viehunterhalts nicht erschwingen konnte. Das Heben des Wassers geschieht nun häufig durch die Leute selbst, doch mit grosser Mühe, da an einigen Stellen der Unterschied zwischen dem höchsten und niedersten Flussniveau zwischen 20 bis 26 Fuss beträgt. Man gräbt zu diesem Behufe zwei oder drei Gruben, die mit Schöpfeimern nach und nach gefüllt und geleert werden. Dass dies den Tag hindurch bei 50 Grad Wärme keine leichte Arbeit, wird Jedermann leicht begreiflich finden, und daher auch, dass bei einem an und für sich zur Trägheit geneigten Volke die Ausdehnung des bebauten Bodens eher ab- als zunimmt. Hydraulische Maschinen mit Dampf getrieben werden jetzt nach und nach eingeführt, natürlich nur auf Landgütern der vicekönigliehen Prinzen und anderer reicher Leute. Wo dies der Fall, leistet der Boden das Unglaubliche.

In Monfalut langten wir am Bairamsfeste an; Neumond war Tags zuvor eingetreten und mit diesem der Ramadan zu Ende gegangen, während welchem es jedem Nachfolger Mohammed's verboten ist, so lange die Sonne über dem Horizonte steht, Speise und Trank, oder auch nur eine Pfeife Tabak zu geniessen. Es ging in der Stadt sehr lustig zu, Alles war festlich gekleidet und fröhlichen

Gesichts. Die Männer liessen sich wieder nach langer Entbehrung einen Tschibuk bei Sonnenlicht schmecken, die Buben galoppirten auf Eseln durch die Strassen, die Weiber sassen an den Häusern oder auf den Terassen zusammengekauert und liessen ihr eigenthümliches Geheul, das je nach den Umständen Schmerz oder Freude ausdrücken soll, ertönen. Auf allen freien Plätzen waren Schaukeln angebracht, mit welchen sich die arabische Jugend belustigte, unter Zelten Kaffeehäuser improvisirt und Boutiquen mit Spielzeug aufgestellt. Es ging zu wie bei uns an einem Markttage. Sahen auch den Bairamszug an uns vorüber defiliren, eine sonderliche Procession zu Fuss, zu Pferd und zu Kameel. Letztere besonders waren auf eine sehr groteske Weise aufgeputzt, mit Büschen von Straussfedern an der Stirne, mit buntfarbigen Lappen coiffirt und mit scheckigen Tüchern behangen. Sie waren meist von Knaben geritten und mit Tauen an einander festgemacht, so dass der Gänsemarsch nicht unterbrochen werden konnte. Zwei Abtheilungen heulender Derwische zogen auch mit, diese mögen früher ihren Zikr aufgeführt haben, da alle sehr betäubt aussahen, kaum aufrecht stehen konnten und vom Munde schäumten. Sie waren von einer Anzahl Männer umgeben, die mit Gerids (hölzernen Lanzen) bewaffnet, die Menge der neugierigen Zuschauer abhielten. Es ward mir wahrlich unheimlich zu Muthe, als diese, mehr wilde Thiere als Menschen, vor uns stehen blieben und ein Stück Concert zum Besten gaben. Einer dieser Kerle war mit einer Schlange coiffirt, die er in der Form eines Turbans um den Kopf gewunden hatte. Ein anderer hatte eine Art grosser Angel durch die beiden Backen gestochen, an der eine Schnur mit einem Haken befestigt war. An diesen hängte er von Zeit zu Zeit einen eisernen Cylinder von mindestens zwanzig Pfund Gewicht, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Bei allen derlei Bravourstücken sind immer Betrügereien im Spiel, nichtsdestoweniger gelten sie bei der gaffenden Menge als Wunder, die Betreffenden als Heilige. Eine grosse Anzahl Tarabuks (Trommeln) vertraten die Stelle der Musikbanden, die auch bei uns von feierlichen Umzügen stets einen integrirenden Theil ausmachen. Auf diesen wurde nach

Herzenslust zu Fuss und zu Kameel, als Accompagnement zum Röcheln der Derwische, losgedonnert. Das Ganze war für mich jedenfalls ein sehr interessantes Schauspiel, das Menschengewühl in den engen Strassen ungeheuer, das Geschrei betäubend, die Sonne heiss und der Staub egyptisch.

Monfalut ist eine ziemlich grosse Stadt, mit gut gebauten gedeckten Bazars, die wir jedoch leer sahen. Es ist noch und war besonders in früheren Jahren ein sehr bedeutender Handelsplatz; seit aber die Caravanen von Darfur Siut als Echelle benützen, verlor es viel von seiner ehemaligen Wichtigkeit. Sowohl Monfalut als Girgeh werden nach und nach vom Nil zerstört, beide Städte liegen ziemlich hoch und verlieren jährlich zur Zeit der Ueberschwemmung eine Portion Boden, auf dem sie gebaut sind. Ganze Reihen von Häusern stürzten schon in den Fluss, viele sind schon halb eingefallen und warten auf das harte Loos, das ihnen im kommenden Herbste bevorsteht. In Girgeh steht von einer dereinst grossen und schönen Moschee nur noch eine Ecke mit dem Minaret —, die Granitsäulen, die früher den Hofraum zierten, liegen am Ufer und im Wasser umher. Niemand denkt daran, etwas zu thun, um dieser allmäligen Zerstörung vorzubeugen, die Regierung am allerwenigsten. Man tröstet sich damit, dass der Nil vielleicht bald sein Bett ändern würde, wie er es zum Nachtheile der Stadt gethan. Wen die Tour trifft, der packt ein und zieht mit Hab und Gut einige hundert Schritte landeinwärts.

4. Juni. Von Girgeh nach Kenneh sind nur 66 Seemeilen. Trotz dieser kleinen Entfernung sind wir schon seit mehr als vier Tagen auf der Reise und haben wenig mehr, als die Hälfte des Weges zurückgelegt. Das Wetter ist uns seit einiger Zeit sehr ungünstig, theils conträr, theils still; dazu noch der seichte Wasserstand; kömmt ein wenig guter Wind, so sitzen wir sicher auf einer Bank und haben den Tag über zu thun, um unsere Dahabia flott zu machen. Diese letzte Strecke ist eine wahre Schneckenfahrt. Hin und wieder wird zum Zeitvertreib ein Bischen gejagt und das Ergebniss unserer Kriegszüge theils verzehrt, theils ausgestopft.

Doch nun etwas über Siut und Girgeh. Erstere ist eine bedeutende Stadt, die erste im Range nach Kairo und Alexandrien und liegt in einer hübschen, grünen, freundlichen Ebene, circa eine Meile vom Flusse. Es that mir wahrlich wohl, nach so vielen Spaziergängen in kahlen Gegenden wieder einmal im Schatten grosser Akazien und riesenhafter Sykomoren auf einem langohrigen Araber zu reiten.

Siut ist als Ausgangspunkt der Darfur - Caravanen ein wichtiger Handelsplatz, hat grosse schöne Bazare, hübsche Bäder und angenehme Spaziergänge in der allernächsten Umgebung, da auch hier die Wüste nicht weit. Die Caravane war vor einem Monat, über 2000 Kameele stark, angekommen, hatte eine grosse Ladung Natron, Elfenbein, Moschus etc. mitgebracht und wird nach einigen Wochen mit Industrieproducten und Datteln heimkehren. Wir sahen diese Unmasse Kameele, als sie des Abends von ihren pechschwarzen, untersetzten Führern mit ganz platt gedrückten Gesichtern zur Tränke geführt wurden; ein grosser Theil jener Thiere wird dann in Siut verkauft, da die Heimfracht weniger schwer als die Herfracht ist, überdies Egypten mehr Kameele braucht, als es zieht.

Wir machten von Siut einen Ausflug nach den Ruinen des alten Lycopolis, deren Bewohner dereinst die Wölfe vergötterten. Von der Stadt selbst sind keine Spuren als Schutthaufen übrig, dafür aber in einem Ausläufer der arabischen Kette, der hier stark nach Osten vorspringt, eine Unmasse prachtvoller Felsengräber, in welchen die Wolfsmumien beigesetzt wurden [1]). Diese Grabstätten wurden in den Fels gehauen, bilden grosse unterirdische, katakombenartige Gallerien, deren Wände mit prachtvoll gearbeiteten Hieroglyphen bedeckt sind. Viel wurde und wird noch zerstört, da die Araber keinen Anstand nehmen, alte Monumente, wo sie ihnen bequem gelegen, zu ihren Neubauten zu

---

[1]) Nach Heuglin Hunde- und Schakalmumien; die überwiegende Anzahl derselben gehörte dem in Egypten noch wild vorkommenden wolfartigen Canis variegatus an.

verwenden. Mancher Pascha hat sich schon ein unschönes Palais aus dem prachtvollen Material eines alten Tempels erbaut und so werden auch die Wände und Säulen der Wolfsgräber, die aus dem Kalkfelsen selbst ausgehauen waren, ausgebrochen und zu Kalk gebrannt, was weniger Mühe kostet, als einen neuen Bruch anzulegen.

7. Juni, Kenneh. Heute Nacht endlich kamen wir zu Fuss hier in Kenneh an; wir hatten die Dahabia einige Stunden früher verlassen und die herrlichen Tempel in Denderah besucht. Doch hierüber wie über den ganzen Rest meiner bisherigen Reise mehr im nächsten Briefe, dieser ist bereits zu voluminös geworden, als dass ich noch viel beizufügen wagen dürfte.

Ich war auch viel zu weitläufig in meinen Erzählungen und würde, wäre das Schreiben nicht mit so viel Schwierigkeiten verbunden, keinen Anstand nehmen, eine zweite verbesserte Auflage dieser Epistel zu verfassen.

Den Tag hindurch, wenn die Hitze gross ist, ist es unmöglich, irgend etwas zu thun, ich triefe dann vor Schweiss; mein Brief würde wie ein in einem Thränensturm verfasster aussehen. Des Nachts ist es auf Deck so angenehm, dass man sich schwer dazu entschliesst, sich in die noch immer heissen Cabinen einzuschliessen, in denen man übrigens bei angezündetem Licht und offenen Fenstern von einer Schaar von Fliegen und Mücken belagert wird.

Wir gehen noch heute nach Theben ab, um die dortigen herrlichen Ruinen zu sehen. Es würde hier ohnehin einige Tage in Anspruch nehmen, um die Kameele zur Reise nach Cosseir am rothen Meere aufzutreiben. Es ist jetzt gerade die Jahreszeit, in der die Pilger zahlreich nach Mekka ziehen, übrigens heisst es, Said Pascha, der Vicekönig, werde demnächst Cosseir und Sauakin besuchen; was gewiss ist, dass man viele Kameele aufgekauft hat und daher diese Wüstenschiffe nicht so leicht zu bekommen sind. Theben liegt so nahe, dass es wahrlich eine Sünde wäre, weiterzureisen, ohne dort gewesen zu sein. Wir wollen ein solches Verbrechen nicht am Gewissen haben.

XXI.

Cosseir, am 27. Juni 1857.

.... Wir sind seit 22. hier und mit Unterhandlungen um eine Fahrgelegenheit beschäftigt; anfangs verlangte man von uns übermässige Preise und nur, seit wir Miene machten, per terra unsere Reise fortzusetzen, sanken diese. Heute erst mietheten wir ein Schiff — wenn man es so nennen darf — das wenigstens die gute Eigenschaft besitzt, dass man in der sogenannten Cajüte aufrecht sitzen kann. Uebrigens ist diese nur eine Art Verschlag, $2^1/_2$ bis 3 Fuss hoch, vorne und hinten offen. Ich hatte nie eine hohe Meinung von den Küstenfahrern des rothen Meeres, war aber doch nicht darauf gefasst, solch lumpiges und elendes Zeug anzutreffen. Doch hierüber mehr, wenn ich mit unserer zukünftigen Wohnung besser bekannt sein werde, hier nur noch, dass es uns sehr unangenehm ist, weiss Gott wie oft, Schiff wechseln zu müssen; die Kerle fahren nur nach und zwischen den nächsten Orten, was über diese hinaus, ist ihnen fremd und schauerlich. Wahrlich, diesen Leuten ist die Welt mit Brettern verschlagen; so gab uns heute der Mohaffez (erste politische Behörde von Cosseir) einige Begriffe von seinen ausgebreiteten geographischen Kenntnissen. Die Meerenge von Bab el Mandeb war ihm ein spanisches Dorf und als wir ihm unsere Karten zeigten, wusste er nicht Land von Wasser zu unterscheiden und fragte, ob man Arabien im Norden oder im Süden umsegeln müsse, um nach Ostindien zu fahren. Auch über die Verhältnisse des Ortes, den sie seit Jahren bewohnen, sind sie in der schauerlichsten Unkenntniss. „Wer kann das wissen“ ist die einzige Antwort, die man auf Fragen um Daten über Einwohnerzahl, Rhederei etc. herausbringen kann.

Cosseir ist, was die Gegend betrifft, ein zweites Sulina. Diese ist zwar nicht sumpfig und eben, sondern von Bergen eingeschlossen, dafür aber, wenn möglich, noch kahler und öder, als jene und hat, einen kleinen Garten ausgenommen, keinen Baum, keinen Grashalm, gar nichts Grünes auf hundert Meilen

aufzuweisen. Der erwähnte Garten ist übrigens auch kein Prachtexemplar; 100 Schritt im Quadrat, trockene Erde von einem Brunnen mit brackischem Wasser getränkt, enthält dieser circa ein Dutzend kümmerliche Dattelpalmen und einige ausgedorrte Mimosen, auf die die Bewohner Cosseir's mit Stolz hinweisen. Trotzdem würde ich dieses Nest der trockenen guten frischen Meeresluft wegen meiner vorjährigen Residenz vorziehen, wenn das Wasser nicht gar so abscheulich wäre. Dieses muss auf Kameelen von einer Entfernung herbeigeschafft werden, die je nach den Geldmitteln der Consumenten grösser oder kleiner ist. Je weiter vom Gebirge, desto besser das Wasser, aber auch desto theurer muss man es in Cosseir zahlen, oft über 1 fl. den Eimer, was jedoch nicht verhindert, dass es immer stinkend ist und man sich glücklich schätzt, dass in diesem Lande metallene Schalen und nicht Gläser als Trinkgefässe gebraucht werden. Wir brachten unser Wasser von Kenneh mit, fünf Tage Wüste trugen jedoch keineswegs zu dessen Güte bei, doch wir trösten uns mit der Aussicht, in Sauakin gutes anzutreffen. Wie das Wasser, kommt auch sonst jeder Lebensbedarf von weiter Ferne, theils aus dem gegenüberliegenden Hedschas, theils zu Kameel vom Nil, von wo Gemüse, Getreide etc. bis auf das geringste Nahrungsmittel herbeigeschafft werden muss. Cosseir selbst producirt gar nichts, es verdankt seine Existenz dem Umstande, dass es an der Mündung der Pilgercaravanenstrasse von Oberegypten liegt und treibt etwas Handel und Fischfang. Die Stadt zählt circa 3000 Einwohner, die Häuser sind aus Ziegeln gebaut, die aus Sand mit Wasser gemischt bestehen. Ein ordentlicher Regenguss würde hinreichen, um den ganzen Plunder zerfliessen zu machen, einerseits zum Glück der Bewohner ist dies ein sehr seltenes Ereigniss, das jetzt schon seit 4 Jahren nicht stattfand. Im Gebirge regnet es selten, doch genug für den hiesigen Bedarf, und die Leute sind betreffs dieses Artikels wahrlich nicht difficil. Das Meer bietet für alle diese Schattenseiten grossen Ersatz, und ich war herzlich erfreut, als ich nach fünftägiger Reise durch wüste Ebenen und zwischen kahlen und öden Felsen das schöne Blau der See wieder erblickte, von

der ich seit 17 Jahren nie so lange entfernt gewesen. Das rothe Meer gehört zu den reichhaltigsten an Fischen, Muscheln, Schmalthieren etc. Die Ufer sind mit Korallenbänken eingeschlossen, zwischen denen es von Seethieren der mannigfaltigsten Gattung und von den buntesten und herrlichsten Farben wimmelt. Die Felsen selbst sind nach allen Seiten zerrissen und zerklüftet, das Wasser ist hell wie Krystall und man sieht deutlich in die Tiefen hinab, aus denen die Bauten der Korallenthiere buschig wie belaubte Bäume emporragen und die mit Tausenden von Fischen, glänzend wie Gold und Edelsteine, belebt sind. Das Ufer ist an einigen Stellen gleichsam unterminirt und es stöhnt von allen Seiten, sobald eine grössere Woge heranbraust und in diese unterirdischen Gänge dringend die Luft verscheucht. Wahrlich, hier im Meere ist Leben und Treiben über alle Erwartung und die prachtvollen Exemplare von Muscheln, Algen, Mollusken, Fischen etc., die es den Blicken des staunenden Bewunderers gönnt, können einigermassen für das traurige und düstere Aussehen des öden und kahlen, wasser- und vegetationslosen Landes entschädigen.

Cosseir ist von einem Fort vertheidigt, das von Mehemet Ali erbaut wurde und jetzt ein Beispiel orientalischer Fahrlässigkeit und Nachlässigkeit ist. Es trägt gegen 24 von Rost zerfressene Kanonen auf morschen Lafetten, hat im inneren Raum eine trockene Cisterne, die nicht gefüllt werden kann, da das Wasser in 24 Stunden ungeniessbar wird und sollte von 20 Mann garnisonirt sein, die es aber vorziehen, in der Stadt anderen Geschäften nachzugehen. Posten ist keiner aufgestellt; Festungscommandant ist ein Feldwebel, der allem, nur keinem Soldaten gleichsehend am Thore sass und an einem Kaftan für einen unserer Diener friedlich schneiderte, ein treffliches charakteristisches Bild türkischer Kriegsbereitschaft. Ueberdies ist der ganze Plunder viel zu nieder und die Häuser am Ufer würden sicher hart mitgenommen werden, falls es der Besatzung gelingen sollte, als Abwehr gegen ein feindliches Schiff einen Schuss abzufeuern. Wir bewohnen das Haus des Chawadscha Elias, k. k. Consularagenten, der in Cairo abwesend ist. Auf seinen Auftrag hat uns

sein Sohn Moss Suleimann (Moses Salomon) auf das Gastfreundlichste aufgenommen, gut bewohnt und bisher noch besser gefüttert. Das Haus von Aussen vier kahle Wände, wie alle übrigen, was den Gässen dieser Städte ein sehr todtes Aussehen gibt. Durch eine Thüre, durch die man nur gebückt durchkömmt, gelangt man in einen kleinen Hof, auf den alle Zimmer die Aussicht haben. Zu ebener Erde ist ringsum eine Art Gang mit Stiegen, Stufen, Kammern und Winkeln, alles vom rohesten Machwerk; im ersten Stocke sind die Wohnungen; jene des weiblichen Personales strenge abgesondert, denn gleichwohl unsere Hausleute Christen aus Bethlehem, haben sie doch gleiche Sitten mit den Muselmännern. Unser Zimmer hat in zwei Reihen über einander 8 beiläufig viereckige Fenster auf den Hof, alle natürlich ohne Scheiben und Läden, so dass wir mit Staub ziemlich gesegnet sind. Der Boden ist mit hübschen Teppichen belegt, ringsum an den Wänden Matratzen und Kissen als Divans, sonst von Möbeln keine Spur; auch da muss wieder ein Koffer als Schreibtisch herhalten.

Gegessen wird uns zu Ehren nach europäischer Sitte, d. h. jeder hat seinen Teller, zu denen unsere Bestecke requirirt wurden. Unser Hausherr, der sich aus besonderer Liebenswürdigkeit diesen Zwang anthut, vergisst sich aber zuweilen und legt mit seinen unschönen Pratzen vor, wenn er glaubt, dass der Vorrath am Teller ein zu geringer ist. Die Speisen sind grösstentheils gut zubereitet, werden aber eiskalt servirt. Der Kaffee ist mit Nelken gewürzt, damit man das schlechte Wasser nicht herausschmecke.

28. Juni. Unsere Lebensweise ist eine sehr einfache und ein Tag dem andern gleich. Morgens und Abends wird gebadet. Das Wasser ist angenehm, doch ich ziehe ein Bad bei uns vor, wo man ohne Furcht vor Haifischen sich in's Tiefe hineinwagen kann. Diese lieben Thierchen sind hier zwar nicht sehr häufig, wir sahen aber eines gleich am ersten Tag und betrachten dies als eine heilsame Warnung. Im Nil verleideten die Krokodile das Schwimmen, gleichwohl ich nicht so glücklich war, eines

der ich seit 17 Jahren nie so lange entfernt gewesen. Das rothe Meer gehört zu den reichhaltigsten an Fischen, Muscheln, Schmalthieren etc. Die Ufer sind mit Korallenbänken eingeschlossen, zwischen denen es von Seethieren der mannigfaltigsten Gattung und von den buntesten und herrlichsten Farben wimmelt. Die Felsen selbst sind nach allen Seiten zerrissen und zerklüftet, das Wasser ist hell wie Krystall und man sieht deutlich in die Tiefen hinab, aus denen die Bauten der Korallenthiere buschig wie belaubte Bäume emporragen und die mit Tausenden von Fischen, glänzend wie Gold und Edelsteine, belebt sind. Das Ufer ist an einigen Stellen gleichsam unterminirt und es stöhnt von allen Seiten, sobald eine grössere Woge heranbraust und in diese unterirdischen Gänge dringend die Luft verscheucht. Wahrlich, hier im Meere ist Leben und Treiben über alle Erwartung und die prachtvollen Exemplare von Muscheln, Algen, Mollusken, Fischen etc., die es den Blicken des staunenden Bewunderers gönnt, können einigermassen für das traurige und düstere Aussehen des öden und kahlen, wasser- und vegetationslosen Landes entschädigen.

Cosseir ist von einem Fort vertheidigt, das von Mehemet Ali erbaut wurde und jetzt ein Beispiel orientalischer Fahrlässigkeit und Nachlässigkeit ist. Es trägt gegen 24 von Rost zerfressene Kanonen auf morschen Lafetten, hat im inneren Raum eine trockene Cisterne, die nicht gefüllt werden kann, da das Wasser in 24 Stunden ungeniessbar wird und sollte von 20 Mann garnisonirt sein, die es aber vorziehen, in der Stadt anderen Geschäften nachzugehen. Posten ist keiner aufgestellt; Festungscommandant ist ein Feldwebel, der allem, nur keinem Soldaten gleichsehend am Thore sass und an einem Kaftan für einen unserer Diener friedlich schneiderte, ein treffliches charakteristisches Bild türkischer Kriegsbereitschaft. Ueberdies ist der ganze Plunder viel zu nieder und die Häuser am Ufer würden sicher hart mitgenommen werden, falls es der Besatzung gelingen sollte, als Abwehr gegen ein feindliches Schiff einen Schuss abzufeuern. Wir bewohnen das Haus des Chawadscha Elias, k. k. Consularagenten, der in Cairo abwesend ist. Auf seinen Auftrag hat uns

sein Sohn Moss Suleimann (Moses Salomon) auf das Gastfreundlichste aufgenommen, gut bewohnt und bisher noch besser gefüttert. Das Haus von Aussen vier kahle Wände, wie alle übrigen, was den Gässen dieser Städte ein sehr todtes Aussehen gibt. Durch eine Thüre, durch die man nur gebückt durchkömmt, gelangt man in einen kleinen Hof, auf den alle Zimmer die Aussicht haben. Zu ebener Erde ist ringsum eine Art Gang mit Stiegen, Stufen, Kammern und Winkeln, alles vom rohesten Machwerk; im ersten Stocke sind die Wohnungen; jene des weiblichen Personales strenge abgesondert, denn gleichwohl unsere Hausleute Christen aus Bethlehem, haben sie doch gleiche Sitten mit den Muselmännern. Unser Zimmer hat in zwei Reihen über einander 8 beiläufig viereckige Fenster auf den Hof, alle natürlich ohne Scheiben und Läden, so dass wir mit Staub ziemlich gesegnet sind. Der Boden ist mit hübschen Teppichen belegt, ringsum an den Wänden Matratzen und Kissen als Divans, sonst von Möbeln keine Spur; auch da muss wieder ein Koffer als Schreibtisch herhalten.

Gegessen wird uns zu Ehren nach europäischer Sitte, d. h. jeder hat seinen Teller, zu denen unsere Bestecke requirirt wurden. Unser Hausherr, der sich aus besonderer Liebenswürdigkeit diesen Zwang anthut, vergisst sich aber zuweilen und legt mit seinen unschönen Pratzen vor, wenn er glaubt, dass der Vorrath am Teller ein zu geringer ist. Die Speisen sind grösstentheils gut zubereitet, werden aber eiskalt servirt. Der Kaffee ist mit Nelken gewürzt, damit man das schlechte Wasser nicht herausschmecke.

28. Juni. Unsere Lebensweise ist eine sehr einfache und ein Tag dem andern gleich. Morgens und Abends wird gebadet. Das Wasser ist angenehm, doch ich ziehe ein Bad bei uns vor, wo man ohne Furcht vor Haifischen sich in's Tiefe hineinwagen kann. Diese lieben Thierchen sind hier zwar nicht sehr häufig, wir sahen aber eines gleich am ersten Tag und betrachten dies als eine heilsame Warnung. Im Nil verleideten die Krokodile das Schwimmen, gleichwohl ich nicht so glücklich war, eines

ordentlich betrachten zu können. Den Tag über wird nach Wasservögeln gejagt oder auf den Riffen nach Muscheln gesucht und diese dann zu Hause ausgestopft und geputzt. Ist es sehr heiss, so werden die Mittagsstunden verschlafen; die Hitze plagt uns jetzt seit einigen Tagen nicht im mindesten, der Thermometer steigt selten über 26 Grad, Dank einem steifen Nordwind. Ueberhaupt hat Cosseir ein sehr angenehmes Klima und ist bedeutend kühler als Orte gleicher Breite am Nil. Abends ist man begreiflicher Weise sehr müde und geht zeitlich zu Bette, d. h. man streckt sich auf der Terrasse auf einige Teppiche. Bezugs meiner Sammlungen glaube ich hier beifügen zu müssen, dass ich fürchte, sie werden nicht sehr reichhaltig ausfallen. Was wir vom Nil mitbrachten, verdarb uns auf der Reise grösstentheils und dies dürfte noch mehrmals bei dem ewigen Ein- und Auspacken und bei dem Herumwerfen der Kisten, in denen nebenbei nicht sehr viel Raum zu Gebote steht, der Fall sein.

Nun etwas von meiner früheren Reise seit Siut. — Ueber Cosseir hätte ich genug geplaudert, ich erlaube mir so weitläufig zu sein, weil Heuglin meine Briefe durch eine dritte Person besorgt, die sie in Alexandrien frankirt; denn ein doppeltes oder dreifaches Porto würde mein verworrenes Gespräch wohl nicht werth sein.

Wir verliessen Siut am 27. Mai, nachdem wir Abends bei einem arabischen Obersten dinirt hatten. So ein Frass ist sich überall so ziemlich gleich; ich habe nun deren eine grosse Zahl mitgemacht und werde deren hervorragendsten Momente am Schluss erwähnen.

Am 30. langten wir in Girgeh an, einer ziemlich elenden Stadt, die nun nach und nach vom Nil weggeschwemmt wird. Dies ist bei mehreren Orten, die auf hohem lockerem Ufer stehen, der Fall; der Fluss, der in Folge seiner eigenen Ablagerungen oft sein Bett wechselt, schwemmt unten das Erdreich weg und Häuser und Moscheen, was an die Reihe kommt, purzelt in's Wasser. Von Girgeh aus besuchten wir die Ruinen von Abydos und holten unsere Dahabia bei Belliana ein und thaten dasselbe vor Kenneh,

um den schönen Hathortempel von Tentyra zu besichtigen [1]). Diese Ruinen sind alle prachtvoll, haben aber nichts mit Theben zu thun, das ich später sah.

Von Girgeh nach Kenneh verfolgten uns Windstillen und conträre Brisen, so dass wir letzteren Ort erst am 3. d. M. erreichten. Da gab es nun Anstände, um Kameele aufzutreiben, es war gerade ein zahlreicher Transport Pilger angekommen, der alle diese Thiere in Beschlag genommen hatte. Wir hätten jedenfalls einige Tage warten müssen und dann war Theben so nahe. Es wäre wahrlich ein Verbrechen gewesen, durch Kenneh zu reisen, ohne die prachtvollen Ueberreste der alten kolossalen Pharaonen-Hauptstadt gesehen zu haben.

Die ganze Tour dauerte nur 5 Tage, in anderen Ländern viel Zeit, hier aber nicht. Die Araber haben für das englische Sprichwort time is money (Zeit ist Geld) noch keine Uebersetzung gefunden und werden sie auch noch lange nicht ermitteln. Mein Aufenthalt in Theben war viel zu kurz, um von den herrlichen Ruinen, die eine Reihe von 30 bis 40 Jahrhunderten noch aufrecht liessen, mehr als verworrene Erinnerungen mitgenommen zu haben, und der Raum eines Briefes ist zu beschränkt und das Sitzen an einem Koffer eine zu unbequeme Stellung, um jene nur halbwegs verständlich zu Papier zu bringen. Theben hatte zur Zeit seiner Pracht eine ungeheure Ausdehnung auf beiden Ufern des Nils, die Ruinen selbst und mehrere Dörfer, die auf dem Gebiete der Stadt erbaut wurden, liegen eine halbe Stunde bis stundenweit auseinander.

Luxor, wo wir mit unserer „Dahabia“ vor Anker lagen, ein elendes, armseliges Fellahnest, steht grösstentheils zwischen den Mauern eines Tempels, das französische Consulatsgebäude auf dem Sanctuarium desselben. Diese ungeheuren Bauten, die aus einer Reihe aufeinanderfolgender Hallen mit Säulen, Obelisken, Kolossen etc. geziert bestehen, erforderten Jahrhunderte zu ihrer Erbauung. Ein Pharao errichtete das Sanctuarium und seine

---

[1]) Jetzt Déndera.

Nachfolger verschwendeten Geld und Arbeitskräfte, um das Begonnene zu verschönern und zu vergrössern, so dass endlich ein riesenhaftes Ganzes entstand, das alle Erwartungen und Alles, was uns aus den Zeiten der Römer und Griechen blieb, an Grösse und Pracht bei Weitem übertrifft. Tempel von $1^1/_2$ Meilen im Umfange, mit Hunderten von Säulen geziert, mit riesengrossen Obelisken und Statuen stehen, noch mehrere wohl erhalten genug, um den herrlichen, grossartigen Anblick ahnen zu lassen, den sie dereinst geboten haben mögen. Nur ein grosses mächtiges Reich, nur ein despotischer Herrscher konnte solche Werke schaffen, die Hunderte von Jahren und Hunderttausende von Menschen zu ihrer Vollendung erforderten. Welche Mühe, welche Zeit, welche Kosten, bis das nöthige Material gebrochen und in Riesenstücken an Ort und Stelle gebracht, bis es dann behauen und bearbeitet, bis der Bau selbst ausgeführt wurde und bis endlich Zeichner, Bildhauer und Maler die Wände, Plafonds, Säulen, mit einem Wort jeden Fleck von oben bis unten, von aussen und innen mit zierlich und fein gearbeiteten, en basrelief gehauenen und dann bemalten Bildern und Schriften bedeckt hatten. Man wird mit Staunen erfüllt, wenn man diese Bilder, die Opferdarstellungen und historische Ereignisse vorstellen, betrachtet; die Perspective war zwar keineswegs die starke Seite der Egypter, auch die Formen der Figuren sind unproportionirt und eckig, die Gesichter (immer Profile) zuweilen schön und zart, die Ausführung aber, was Genauigkeit der Arbeit betrifft, unübertrefflich, was besonders bei den Arbeiten in Granit überrascht, da die alten Egypter das Eisen noch nicht kannten und nur kupferne Werkzeuge verwendeten. Auch die Massenhaftigkeit des Materiales übersteigt alle Begriffe. Obelisken und Kolosse immer aus einem Stück des schönsten Granits, erstere haben 70—90 Fuss Höhe; die grosse Ramsesstatue, der grösste je bearbeitete Monolith, soll nach einer beiläufigen Berechnung über 20.000 Centner gewogen haben; leider liegt er jetzt in Stücken. Und derlei riesenhafte Prachtexemplare sind hier in Menge vorhanden. Die grösseren Tempel waren mit Alleen von Sphynxkolossen verbunden,

die, wenngleich verstümmelt, zu Hunderten noch aufrecht stehen. Und zwischen allen diesen herrlichen grossartigen Ueberresten der Vorzeit das jammervolle Elend der Gegenwart. Armselige Lehmhütten zwischen diesen Riesenpalästen, die grossentheils als Stallungen für Esel und Kameele dienen, und schmutzige Fellahs, nackte Kinder, die sich im Staub wälzen und den Fremden um ein Paar Para anbetteln, wo einst mächtige Pharaonen in Staat und Pracht von zahllosem Gefolge umgeben (wie man sie auf den Bildern dargestellt sieht) einherwandelten. Wir brauchten zwei Tage, um die Tempel von Luxor, Karnak, Medinet - Abu, Gurna (wie sie nach den arabischen Dörfern benannt werden), das Rameseum, die Memnonssäulen etc. nur flüchtig zu beschauen und machten uns am Abend des zweiten Tages nach dem Thale Biban el Moluk auf den Weg. Die Gegend ist dort öde, kahl und todt und wurde vielleicht darum als Wohnung für die Todten erwählt. Die Kalkfelsen sind ringsum mit Gräbern besäet, im Thal selbst sind jene der Pharaonen, von denen gegenwärtig nur 20 zugänglich gemacht wurden, gleichwohl man aus Inschriften weiss, dass deren Zahl über 40 beträgt, so sorgfältig wurden die Eingänge verschüttet und unkenntlich gemacht. Einige waren schon zu Zeiten der Römer offen; Nr. 17, das wir zuerst besuchten, wurde aber erst 1817 von Belzoni entdeckt und ist daher im Vergleich zu den Andern, die Jahrhunderte hindurch den Einflüssen des Wetters und Beschädigungen von Besuchern ausgesetzt waren, sehr gut erhalten. Der Eingang selbst lässt nicht viel erwarten, ein im Felsen gehauener abschüssiger Weg, der ganz verschüttet war, führt zum Thor, von dem eine sehr steile beschwerliche Treppe in die Tiefe führt. Hier fangen die Gänge an, die bald mehr, bald weniger steil sich weit in's Innere erstrecken. Wände und Plafonds sind mit herrlichen Basreliefs bedeckt, deren Malereien eine so herrliche Frische haben, als wären sie gestern beendet worden. Nach den Gängen folgen Gemächer auf viereckigen Pfeilern, aus dem Kalkstein selbst gehauen, gestützt, dann wieder Gänge, bis man zum eigentlichen Grabe gelangt, das den Sarkophag des Königs Osiris, des Vaters des grossen

Sesostris enthielt, der jetzt im Londoner Museum steht. Die Entfernung dieses Gemach's vom Thore beträgt in horizontaler Richtung 320 Fuss, die Tiefe 90 Fuss. Es folgen dann noch weitere Gänge bis zu einer Tiefe von 180 Fuss, wo endlich der eingestürzte Fels ein ferneres Vordringen unmöglich macht. Unsere Beleuchtung war spärlich und doch war der Effect, den die schönen Farben der Malereien, die Wände, Plafonds, Pfeiler von oben bis unten bedecken, herrlich. Scenen aus dem Leben des Königs, heilige Handlungen, Opfer, die er den verschiedenen Gottheiten darbringt, das ganze egyptische Pantheon, wie es Osiris nach seinem Tode empfängt und dergleichen war der Gegenstand der Bilder, die Figuren in Riesengrösse dargestellt, theils in dunklen Farben auf lichtem Grunde, theils in hellen auf dunkelbrauner oder blauer Unterlage. Meine Erwartungen waren weit übertroffen, so viel versprechend auch Beschreibungen, die ich gehört und gelesen, gewesen waren. Man glaubt in eine neue Zauberwelt versetzt zu sein und fühlt sich von Staunen und Bewunderung ergriffen, dass alle diese ausgedehnten kunstvollen Arbeiten nur dazu bestimmt waren, die Wohnung eines Todten zu sein und jedem profanen Blicke versteckt zu bleiben und nicht für kommende Zeiten der Menge als Darstellung von Macht, Pracht und Reichthum des Erbauers zu dienen. — Doch was Jahrhunderten widerstand, scheint den nächsten Jahrzehnten unterliegen zu sollen. Die Verstümmelungen sind ungeheuer, die für die Museen Europa's verübt werden. Ganze Wände wurden zerstört, um Bilder herauszuhauen, Pfeiler durchsägt, die dann zerbrochen und verstümmelt liegen bleiben.

In Luxor verliess uns unser Reisegefährte Boleslawsky, der nach Assuan weiterfuhr mit der Absicht, bis nach Chartum zu gehen.

Wir langten am 12. in Kenneh an und schlugen unser Lager in einem leer stehenden Hause, das uns der Gouverneur überliess, auf. Vorbereitungen und Einkäufe, die hier zu Lande immer eine grässliche Zeit erfordern, waren Ursache, dass wir erst am 17. Abends unsere Kameelpartie begannen, die fünf

verwenden. Mancher Pascha hat sich schon ein unschönes Palais aus dem prachtvollen Material eines alten Tempels erbaut und so werden auch die Wände und Säulen der Wolfsgräber, die aus dem Kalkfelsen selbst ausgehauen waren, ausgebrochen und zu Kalk gebrannt, was weniger Mühe kostet, als einen neuen Bruch anzulegen.

7. Juni, Kenneh. Heute Nacht endlich kamen wir zu Fuss hier in Kenneh an; wir hatten die Dahabia einige Stunden früher verlassen und die herrlichen Tempel in Denderah besucht. Doch hierüber wie über den ganzen Rest meiner bisherigen Reise mehr im nächsten Briefe, dieser ist bereits zu voluminös geworden, als dass ich noch viel beizufügen wagen dürfte.

Ich war auch viel zu weitläufig in meinen Erzählungen und würde, wäre das Schreiben nicht mit so viel Schwierigkeiten verbunden, keinen Anstand nehmen, eine zweite verbesserte Auflage dieser Epistel zu verfassen.

Den Tag hindurch, wenn die Hitze gross ist, ist es unmöglich, irgend etwas zu thun, ich triefe dann vor Schweiss; mein Brief würde wie ein in einem Thränensturm verfasster aussehen. Des Nachts ist es auf Deck so angenehm, dass man sich schwer dazu entschliesst, sich in die noch immer heissen Cabinen einzuschliessen, in denen man übrigens bei angezündetem Licht und offenen Fenstern von einer Schaar von Fliegen und Mücken belagert wird.

Wir gehen noch heute nach Theben ab, um die dortigen herrlichen Ruinen zu sehen. Es würde hier ohnehin einige Tage in Anspruch nehmen, um die Kameele zur Reise nach Cosseir am rothen Meere aufzutreiben. Es ist jetzt gerade die Jahreszeit, in der die Pilger zahlreich nach Mekka ziehen, übrigens heisst es, Said Pascha, der Vicekönig, werde demnächst Cosseir und Sauakin besuchen; was gewiss ist, dass man viele Kameele aufgekauft hat und daher diese Wüstenschiffe nicht so leicht zu bekommen sind. Theben liegt so nahe, dass es wahrlich eine Sünde wäre, weiterzureisen, ohne dort gewesen zu sein. Wir wollen ein solches Verbrechen nicht am Gewissen haben.

XXI.

Cosseir, am 27. Juni 1857.

.... Wir sind seit 22. hier und mit Unterhandlungen um eine Fahrgelegenheit beschäftigt; anfangs verlangte man von uns übermässige Preise und nur, seit wir Miene machten, per terra unsere Reise fortzusetzen, sanken diese. Heute erst mietheten wir ein Schiff — wenn man es so nennen darf — das wenigstens die gute Eigenschaft besitzt, dass man in der sogenannten Cajüte aufrecht sitzen kann. Uebrigens ist diese nur eine Art Verschlag, $2^1/_2$ bis 3 Fuss hoch, vorne und hinten offen. Ich hatte nie eine hohe Meinung von den Küstenfahrern des rothen Meeres, war aber doch nicht darauf gefasst, solch lumpiges und elendes Zeug anzutreffen. Doch hierüber mehr, wenn ich mit unserer zukünftigen Wohnung besser bekannt sein werde, hier nur noch, dass es uns sehr unangenehm ist, weiss Gott wie oft, Schiff wechseln zu müssen; die Kerle fahren nur nach und zwischen den nächsten Orten, was über diese hinaus, ist ihnen fremd und schauerlich. Wahrlich, diesen Leuten ist die Welt mit Brettern verschlagen; so gab uns heute der Mohaffez (erste politische Behörde von Cosseir) einige Begriffe von seinen ausgebreiteten geographischen Kenntnissen. Die Meerenge von Bab el Mandeb war ihm ein spanisches Dorf und als wir ihm unsere Karten zeigten, wusste er nicht Land von Wasser zu unterscheiden und fragte, ob man Arabien im Norden oder im Süden umsegeln müsse, um nach Ostindien zu fahren. Auch über die Verhältnisse des Ortes, den sie seit Jahren bewohnen, sind sie in der schauerlichsten Unkenntniss. „Wer kann das wissen“ ist die einzige Antwort, die man auf Fragen um Daten über Einwohnerzahl, Rhederei etc. herausbringen kann.

Cosseir ist, was die Gegend betrifft, ein zweites Sulina. Diese ist zwar nicht sumpfig und eben, sondern von Bergen eingeschlossen, dafür aber, wenn möglich, noch kahler und öder, als jene und hat, einen kleinen Garten ausgenommen, keinen Baum, keinen Grashalm, gar nichts Grünes auf hundert Meilen

aufzuweisen. Der erwähnte Garten ist übrigens auch kein Prachtexemplar; 100 Schritt im Quadrat, trockene Erde von einem Brunnen mit brackischem Wasser getränkt, enthält dieser circa ein Dutzend kümmerliche Dattelpalmen und einige ausgedorrte Mimosen, auf die die Bewohner Cosseir's mit Stolz hinweisen. Trotzdem würde ich dieses Nest der trockenen guten frischen Meeresluft wegen meiner vorjährigen Residenz vorziehen, wenn das Wasser nicht gar so abscheulich wäre. Dieses muss auf Kameelen von einer Entfernung herbeigeschafft werden, die je nach den Geldmitteln der Consumenten grösser oder kleiner ist. Je weiter vom Gebirge, desto besser das Wasser, aber auch desto theurer muss man es in Cosseir zahlen, oft über 1 fl. den Eimer, was jedoch nicht verhindert, dass es immer stinkend ist und man sich glücklich schätzt, dass in diesem Lande metallene Schalen und nicht Gläser als Trinkgefässe gebraucht werden. Wir brachten unser Wasser von Kenneh mit, fünf Tage Wüste trugen jedoch keineswegs zu dessen Güte bei, doch wir trösten uns mit der Aussicht, in Sauakin gutes anzutreffen. Wie das Wasser, kommt auch sonst jeder Lebensbedarf von weiter Ferne, theils aus dem gegenüberliegenden Hedschas, theils zu Kameel vom Nil, von wo Gemüse, Getreide etc. bis auf das geringste Nahrungsmittel herbeigeschafft werden muss. Cosseir selbst producirt gar nichts, es verdankt seine Existenz dem Umstande, dass es an der Mündung der Pilgercaravanenstrasse von Oberegypten liegt und treibt etwas Handel und Fischfang. Die Stadt zählt circa 3000 Einwohner, die Häuser sind aus Ziegeln gebaut, die aus Sand mit Wasser gemischt bestehen. Ein ordentlicher Regenguss würde hinreichen, um den ganzen Plunder zerfliessen zu machen, einerseits zum Glück der Bewohner ist dies ein sehr seltenes Ereigniss, das jetzt schon seit 4 Jahren nicht stattfand. Im Gebirge regnet es selten, doch genug für den hiesigen Bedarf, und die Leute sind betreffs dieses Artikels wahrlich nicht difficil. Das Meer bietet für alle diese Schattenseiten grossen Ersatz, und ich war herzlich erfreut, als ich nach fünftägiger Reise durch wüste Ebenen und zwischen kahlen und öden Felsen das schöne Blau der See wieder erblickte, von

der ich seit 17 Jahren nie so lange entfernt gewesen. Das rothe Meer gehört zu den reichhaltigsten an Fischen, Muscheln, Schmalthieren etc. Die Ufer sind mit Korallenbänken eingeschlossen, zwischen denen es von Seethieren der mannigfaltigsten Gattung und von den buntesten und herrlichsten Farben wimmelt. Die Felsen selbst sind nach allen Seiten zerrissen und zerklüftet, das Wasser ist hell wie Krystall und man sieht deutlich in die Tiefen hinab, aus denen die Bauten der Korallenthiere buschig wie belaubte Bäume emporragen und die mit Tausenden von Fischen, glänzend wie Gold und Edelsteine, belebt sind. Das Ufer ist an einigen Stellen gleichsam unterminirt und es stöhnt von allen Seiten, sobald eine grössere Woge heranbraust und in diese unterirdischen Gänge dringend die Luft verscheucht. Wahrlich, hier im Meere ist Leben und Treiben über alle Erwartung und die prachtvollen Exemplare von Muscheln, Algen, Mollusken, Fischen etc., die es den Blicken des staunenden Bewunderers gönnt, können einigermassen für das traurige und düstere Aussehen des öden und kahlen, wasser- und vegetationslosen Landes entschädigen.

Cosseir ist von einem Fort vertheidigt, das von Mehemet Ali erbaut wurde und jetzt ein Beispiel orientalischer Fahrlässigkeit und Nachlässigkeit ist. Es trägt gegen 24 von Rost zerfressene Kanonen auf morschen Lafetten, hat im inneren Raum eine trockene Cisterne, die nicht gefüllt werden kann, da das Wasser in 24 Stunden ungeniessbar wird und sollte von 20 Mann garnisonirt sein, die es aber vorziehen, in der Stadt anderen Geschäften nachzugehen. Posten ist keiner aufgestellt; Festungscommandant ist ein Feldwebel, der allem, nur keinem Soldaten gleichsehend am Thore sass und an einem Kaftan für einen unserer Diener friedlich schneiderte, ein treffliches charakteristisches Bild türkischer Kriegsbereitschaft. Ueberdies ist der ganze Plunder viel zu nieder und die Häuser am Ufer würden sicher hart mitgenommen werden, falls es der Besatzung gelingen sollte, als Abwehr gegen ein feindliches Schiff einen Schuss abzufeuern. Wir bewohnen das Haus des Chawadscha Elias, k. k. Consularagenten, der in Cairo abwesend ist. Auf seinen Auftrag hat uns

sein Sohn Moss Suleimann (Moses Salomon) auf das Gastfreundlichste aufgenommen, gut bewohnt und bisher noch besser gefüttert. Das Haus von Aussen vier kahle Wände, wie alle übrigen, was den Gässen dieser Städte ein sehr todtes Aussehen gibt. Durch eine Thüre, durch die man nur gebückt durchkömmt, gelangt man in einen kleinen Hof, auf den alle Zimmer die Aussicht haben. Zu ebener Erde ist ringsum eine Art Gang mit Stiegen, Stufen, Kammern und Winkeln, alles vom rohesten Machwerk; im ersten Stocke sind die Wohnungen; jene des weiblichen Personales strenge abgesondert, denn gleichwohl unsere Hausleute Christen aus Bethlehem, haben sie doch gleiche Sitten mit den Muselmännern. Unser Zimmer hat in zwei Reihen über einander 8 beiläufig viereckige Fenster auf den Hof, alle natürlich ohne Scheiben und Läden, so dass wir mit Staub ziemlich gesegnet sind. Der Boden ist mit hübschen Teppichen belegt, ringsum an den Wänden Matratzen und Kissen als Divans, sonst von Möbeln keine Spur; auch da muss wieder ein Koffer als Schreibtisch herhalten.

Gegessen wird uns zu Ehren nach europäischer Sitte, d. h. jeder hat seinen Teller, zu denen unsere Bestecke requirirt wurden. Unser Hausherr, der sich aus besonderer Liebenswürdigkeit diesen Zwang anthut, vergisst sich aber zuweilen und legt mit seinen unschönen Pratzen vor, wenn er glaubt, dass der Vorrath am Teller ein zu geringer ist. Die Speisen sind grösstentheils gut zubereitet, werden aber eiskalt servirt. Der Kaffee ist mit Nelken gewürzt, damit man das schlechte Wasser nicht herausschmecke.

28. Juni. Unsere Lebensweise ist eine sehr einfache und ein Tag dem andern gleich. Morgens und Abends wird gebadet. Das Wasser ist angenehm, doch ich ziehe ein Bad bei uns vor, wo man ohne Furcht vor Haifischen sich in's Tiefe hineinwagen kann. Diese lieben Thierchen sind hier zwar nicht sehr häufig, wir sahen aber eines gleich am ersten Tag und betrachten dies als eine heilsame Warnung. Im Nil verleideten die Krokodile das Schwimmen, gleichwohl ich nicht so glücklich war, eines

ordentlich betrachten zu können. Den Tag über wird nach Wasservögeln gejagt oder auf den Riffen nach Muscheln gesucht und diese dann zu Hause ausgestopft und geputzt. Ist es sehr heiss, so werden die Mittagsstunden verschlafen; die Hitze plagt uns jetzt seit einigen Tagen nicht im mindesten, der Thermometer steigt selten über 26 Grad, Dank einem steifen Nordwind. Ueberhaupt hat Cosseir ein sehr angenehmes Klima und ist bedeutend kühler als Orte gleicher Breite am Nil. Abends ist man begreiflicher Weise sehr müde und geht zeitlich zu Bette, d. h. man streckt sich auf der Terrasse auf einige Teppiche. Bezugs meiner Sammlungen glaube ich hier beifügen zu müssen, dass ich fürchte, sie werden nicht sehr reichhaltig ausfallen. Was wir vom Nil mitbrachten, verdarb uns auf der Reise grösstentheils und dies dürfte noch mehrmals bei dem ewigen Ein- und Auspacken und bei dem Herumwerfen der Kisten, in denen nebenbei nicht sehr viel Raum zu Gebote steht, der Fall sein.

Nun etwas von meiner früheren Reise seit Siut. — Ueber Cosseir hätte ich genug geplaudert, ich erlaube mir so weitläufig zu sein, weil Heuglin meine Briefe durch eine dritte Person besorgt, die sie in Alexandrien frankirt; denn ein doppeltes oder dreifaches Porto würde mein verworrenes Gespräch wohl nicht werth sein.

Wir verliessen Siut am 27. Mai, nachdem wir Abends bei einem arabischen Obersten dinirt hatten. So ein Frass ist sich überall so ziemlich gleich; ich habe nun deren eine grosse Zahl mitgemacht und werde deren hervorragendsten Momente am Schluss erwähnen.

Am 30. langten wir in Girgeh an, einer ziemlich elenden Stadt, die nun nach und nach vom Nil weggeschwemmt wird. Dies ist bei mehreren Orten, die auf hohem lockerem Ufer stehen, der Fall; der Fluss, der in Folge seiner eigenen Ablagerungen oft sein Bett wechselt, schwemmt unten das Erdreich weg und Häuser und Moscheen, was an die Reihe kommt, purzelt in's Wasser. Von Girgeh aus besuchten wir die Ruinen von Abydos und holten unsere Dahabia bei Bélliana ein und thaten dasselbe vor Kenneh,

um den schönen Hathortempel von Tentyra zu besichtigen [1]). Diese Ruinen sind alle prachtvoll, haben aber nichts mit Theben zu thun, das ich später sah.

Von Girgeh nach Kenneh verfolgten uns Windstillen und conträre Brisen, so dass wir letzteren Ort erst am 3. d. M. erreichten. Da gab es nun Anstände, um Kameele aufzutreiben, es war gerade ein zahlreicher Transport Pilger angekommen, der alle diese Thiere in Beschlag genommen hatte. Wir hätten jedenfalls einige Tage warten müssen und dann war Theben so nahe. Es wäre wahrlich ein Verbrechen gewesen, durch Kenneh zu reisen, ohne die prachtvollen Ueberreste der alten kolossalen Pharaonen-Hauptstadt gesehen zu haben.

Die ganze Tour dauerte nur 5 Tage, in anderen Ländern viel Zeit, hier aber nicht. Die Araber haben für das englische Sprichwort time is money (Zeit ist Geld) noch keine Uebersetzung gefunden und werden sie auch noch lange nicht ermitteln. Mein Aufenthalt in Theben war viel zu kurz, um von den herrlichen Ruinen, die eine Reihe von 30 bis 40 Jahrhunderten noch aufrecht liessen, mehr als verworrene Erinnerungen mitgenommen zu haben, und der Raum eines Briefes ist zu beschränkt und das Sitzen an einem Koffer eine zu unbequeme Stellung, um jene nur halbwegs verständlich zu Papier zu bringen. Theben hatte zur Zeit seiner Pracht eine ungeheure Ausdehnung auf beiden Ufern des Nils, die Ruinen selbst und mehrere Dörfer, die auf dem Gebiete der Stadt erbaut wurden, liegen eine halbe Stunde bis stundenweit auseinander.

Luxor, wo wir mit unserer „Dahabia“ vor Anker lagen, ein elendes, armseliges Fellahnest, steht grösstentheils zwischen den Mauern eines Tempels, das französische Consulatsgebäude auf dem Sanctuarium desselben. Diese ungeheuren Bauten, die aus einer Reihe aufeinanderfolgender Hallen mit Säulen, Obelisken, Kolossen etc. geziert bestehen, erforderten Jahrhunderte zu ihrer Erbauung. Ein Pharao errichtete das Sanctuarium und seine

---

[1]) Jetzt Déndera.

Nachfolger verschwendeten Geld und Arbeitskräfte, um das Begonnene zu verschönern und zu vergrössern, so dass endlich ein riesenhaftes Ganzes entstand, das alle Erwartungen und Alles, was uns aus den Zeiten der Römer und Griechen blieb, an Grösse und Pracht bei Weitem übertrifft. Tempel von $1^1/_2$ Meilen im Umfange, mit Hunderten von Säulen geziert, mit riesengrossen Obelisken und Statuen stehen, noch mehrere wohl erhalten genug, um den herrlichen, grossartigen Anblick ahnen zu lassen, den sie dereinst geboten haben mögen. Nur ein grosses mächtiges Reich, nur ein despotischer Herrscher konnte solche Werke schaffen, die Hunderte von Jahren und Hunderttausende von Menschen zu ihrer Vollendung erforderten. Welche Mühe, welche Zeit, welche Kosten, bis das nöthige Material gebrochen und in Riesenstücken an Ort und Stelle gebracht, bis es dann behauen und bearbeitet, bis der Bau selbst ausgeführt wurde und bis endlich Zeichner, Bildhauer und Maler die Wände, Plafonds, Säulen, mit einem Wort jeden Fleck von oben bis unten, von aussen und innen mit zierlich und fein gearbeiteten, en basrelief gehauenen und dann bemalten Bildern und Schriften bedeckt hatten. Man wird mit Staunen erfüllt, wenn man diese Bilder, die Opferdarstellungen und historische Ereignisse vorstellen, betrachtet; die Perspective war zwar keineswegs die starke Seite der Egypter, auch die Formen der Figuren sind unproportionirt und eckig, die Gesichter (immer Profile) zuweilen schön und zart, die Ausführung aber, was Genauigkeit der Arbeit betrifft, unübertrefflich, was besonders bei den Arbeiten in Granit überrascht, da die alten Egypter das Eisen noch nicht kannten und nur kupferne Werkzeuge verwendeten. Auch die Massenhaftigkeit des Materiales übersteigt alle Begriffe. Obelisken und Kolosse immer aus einem Stück des schönsten Granits, erstere haben 70—90 Fuss Höhe; die grosse Ramsesstatue, der grösste je bearbeitete Monolith, soll nach einer beiläufigen Berechnung über 20.000 Centner gewogen haben; leider liegt er jetzt in Stücken. Und derlei riesenhafte Prachtexemplare sind hier in Menge vorhanden. Die grösseren Tempel waren mit Alleen von Sphynxkolossen verbunden,

die, wenngleich verstümmelt, zu Hunderten noch aufrecht stehen. Und zwischen allen diesen herrlichen grossartigen Ueberresten der Vorzeit das jammervolle Elend der Gegenwart. Armselige Lehmhütten zwischen diesen Riesenpalästen, die grossentheils als Stallungen für Esel und Kameele dienen, und schmutzige Fellahs, nackte Kinder, die sich im Staub wälzen und den Fremden um ein Paar Para anbetteln, wo einst mächtige Pharaonen in Staat und Pracht von zahllosem Gefolge umgeben (wie man sie auf den Bildern dargestellt sieht) einherwandelten. Wir brauchten zwei Tage, um die Tempel von Luxor, Karnak, Medinet - Abu, Gurna (wie sie nach den arabischen Dörfern benannt werden), das Rameseum, die Memnonssäulen etc. nur flüchtig zu beschauen und machten uns am Abend des zweiten Tages nach dem Thale Biban el Moluk auf den Weg. Die Gegend ist dort öde, kahl und todt und wurde vielleicht darum als Wohnung für die Todten erwählt. Die Kalkfelsen sind ringsum mit Gräbern besäet, im Thal selbst sind jene der Pharaonen, von denen gegenwärtig nur 20 zugänglich gemacht wurden, gleichwohl man aus Inschriften weiss, dass deren Zahl über 40 beträgt, so sorgfältig wurden die Eingänge verschüttet und unkenntlich gemacht. Einige waren schon zu Zeiten der Römer offen; Nr. 17, das wir zuerst besuchten, wurde aber erst 1817 von Belzoni entdeckt und ist daher im Vergleich zu den Andern, die Jahrhunderte hindurch den Einflüssen des Wetters und Beschädigungen von Besuchern ausgesetzt waren, sehr gut erhalten. Der Eingang selbst lässt nicht viel erwarten, ein im Felsen gehauener abschüssiger Weg, der ganz verschüttet war, führt zum Thor, von dem eine sehr steile beschwerliche Treppe in die Tiefe führt. Hier fangen die Gänge an, die bald mehr, bald weniger steil sich weit in's Innere erstrecken. Wände und Plafonds sind mit herrlichen Basreliefs bedeckt, deren Malereien eine so herrliche Frische haben, als wären sie gestern beendet worden. Nach den Gängen folgen Gemächer auf viereckigen Pfeilern, aus dem Kalkstein selbst gehauen, gestützt, dann wieder Gänge, bis man zum eigentlichen Grabe gelangt, das den Sarkophag des Königs Osiris, des Vaters des grossen

Sesostris enthielt, der jetzt im Londoner Museum steht. Die Entfernung dieses Gemach's vom Thore beträgt in horizontaler Richtung 320 Fuss, die Tiefe 90 Fuss. Es folgen dann noch weitere Gänge bis zu einer Tiefe von 180 Fuss, wo endlich der eingestürzte Fels ein ferneres Vordringen unmöglich macht. Unsere Beleuchtung war spärlich und doch war der Effect, den die schönen Farben der Malereien, die Wände, Plafonds, Pfeiler von oben bis unten bedecken, herrlich. Scenen aus dem Leben des Königs, heilige Handlungen, Opfer, die er den verschiedenen Gottheiten darbringt, das ganze egyptische Pantheon, wie es Osiris nach seinem Tode empfängt und dergleichen war der Gegenstand der Bilder, die Figuren in Riesengrösse dargestellt, theils in dunklen Farben auf lichtem Grunde, theils in hellen auf dunkelbrauner oder blauer Unterlage. Meine Erwartungen waren weit übertroffen, so viel versprechend auch Beschreibungen, die ich gehört und gelesen, gewesen waren. Man glaubt in eine neue Zauberwelt versetzt zu sein und fühlt sich von Staunen und Bewunderung ergriffen, dass alle diese ausgedehnten kunstvollen Arbeiten nur dazu bestimmt waren, die Wohnung eines Todten zu sein und jedem profanen Blicke versteckt zu bleiben und nicht für kommende Zeiten der Menge als Darstellung von Macht, Pracht und Reichthum des Erbauers zu dienen. — Doch was Jahrhunderten widerstand, scheint den nächsten Jahrzehnten unterliegen zu sollen. Die Verstümmelungen sind ungeheuer, die für die Museen Europa's verübt werden. Ganze Wände wurden zerstört, um Bilder herauszuhauen, Pfeiler durchsägt, die dann zerbrochen und verstümmelt liegen bleiben.

In Luxor verliess uns unser Reisegefährte Boleslawsky, der nach Assuan weiterfuhr mit der Absicht, bis nach Chartum zu gehen.

Wir langten am 12. in Kenneh an und schlugen unser Lager in einem leer stehenden Hause, das uns der Gouverneur überliess, auf. Vorbereitungen und Einkäufe, die hier zu Lande immer eine grässliche Zeit erfordern, waren Ursache, dass wir erst am 17. Abends unsere Kameelpartie begannen, die fünf

Tage dauerte, gleichwohl die Entfernung zwischen Kenneh und Cosseir nur 120 Meilen beträgt. Sobald man das Nilthal verlässt, was bei der ersten Station Bir-Amber der Fall, beginnt die Wüste. Nun geht der Weg durch eine kahle, öde Ebene, in der man nichts als hin und wieder einen Dornbusch antrifft und dann gegen Cosseir zu zwischen schroffen Granit- und Porphirfelsen. Man marschirt gewöhnlich 8 Stunden Abends und 5—6 des Morgens, und ich kann Dich versichern, dass ich besonders in den ersten Tagen das Anhalten bei einer Station mit Freude begrüsste. Man ist wie gerädert durch die ewig gleichförmige Bewegung des Kameels, in Folge welcher der Oberleib beständig hin und her gewiegt wird. Dazu die langweilige Gegend, nach keiner Seite eine Aussicht, die Zerstreuung gewähren könnte. Mit dem Plauschen geht es auch schlecht, das Kameel geht, wohin es will, ohne zu berücksichtigen, dass es dem Reiter unangenehm sein kann, mitten in einem Discurs unterbrochen zu werden. Das Ganze ist ein teuflisch langweiliger Spass, der für meinen Rücken nach 5—6 Stunden schmerzhaft zu werden begann. Unsere kleine Caravane zählte 13 Kameele und drei zarte Junge, die ohne Gepäck mitliefen. Erstere trugen alles mögliche Graffelwerk, Kisten und Koffer, Säcke mit Reis und Mehl, Fässer mit Wasser, Hühnersteigen etc. etc. Ein herumziehender Tandler würde kaum verschiedenartigere Artikel aufzuweisen haben. Ich sass zwischen meinen beiden Koffern, die links und rechts vom Packsattel aufgebunden und mit Teppichen und Decken belegt waren. Rings um mich hingen meine Reisetaschen, Gewehre, Pistolen, ein Schlauch mit Wasser und dergleichen. Schade, dass ich mich in meinem arabischen Costüm und in diesem Aufzuge nicht photographiren lassen konnte.

Die verschiedenen Stationen, mit Ausnahme der ersten, haben nichts als elende Brunnen mit brackischem Wasser und 2 — 3 noch elendere Hütten, in denen einige Hababies[1]) ungeniessbare Lebensmittel feilbieten. Bei Tag schlugen wir unsere Zelte auf,

[1]) Ababdeh ist die richtige Schreibart.

um uns gegen die Sonne zu schützen, bei Nacht nahmen wir uns diese Mühe nicht, sondern schliefen fest, so lange uns die Treiber in Ruhe liessen. Die zweite Hälfte des Weges, die durch's Urgebirge führt, hat mehrere Stellen, die trotz der öden, wilden, kahlen Natur ein schönes Bild geben. Unter diesen besonders der Engpass von Hamamát, durch welchen der Weg schlecht und steil, mit grauen Granitblöcken übersäet, für Kameele kaum prakticabel ist. Er hat einige Brunnen, die aber jetzt wenig Wasser geben, und es war ein eigenthümlicher Anblick, den diese Schlucht gewährte, mit ihren schroffen, eckigen, zerrissenen und zerklüfteten Wänden, zackigen und überhängenden Gipfeln von dunkelgrauer und brauner Farbe, zwischen denen es von Kameelen und Menschen wimmelte, da gerade mehrere Caravanen um's Wasser gelagert waren.

Doch genug für heute, mein Rücken thut mir schon bedeutend wehe; der morgige Tag ist für die Abreise festgesetzt und vor dieser noch einige Zeilen.

29. Heute nicht, sondern erst morgen wird abgesegelt; das Wetter ist unserem Reïs (Capitän) zu heftig, gleichwohl nichts als eine gewöhnliche Nordbrise weht, die etwas frisch ist. Doch das sind hier rare Kerle; ist der Wind günstig, so ist er zu stark, ist er conträr, so bleiben die Schiffe vor Anker, da ihr Bau und Auftakelung das Laviren nicht erlaubt; bei Nacht wird auch bei gutem Wetter in irgend einem Schlupfwinkel angelegt und auf das Wiedererscheinen der Sonne gewartet, auf dass sie diesen kühnen Seeleuten den Weg beleuchte; und da soll man weiterkommen. — Bei der Fahrt nach Süden geht es noch, da der Wind einen grossen Theil des Jahres hindurch von Norden weht. Wie lange aber die Rückreise dauern wird, wissen die Götter. Wir haben überhaupt die Rechnung bedeutend ohne den Wirth gemacht; ich glaubte im Herbste wieder bei Euch zu sein, und kann nun, wie sich die Verhältnisse hier gestalten, mich glücklich schätzen, wenn ich vor September das Ziel meiner Irrfahrt erreiche. Wir konnten aber auch meinen unvermuthet langen Aufenthalt in Kairo und die über alle Berechnung gehende Lang-

samkeit der hiesigen Fahrgelegenheiten nicht mit in Anschlag bringen. Einstweilen lerne ich so gut es geht arabisch, leider geht es langsam; denn die rasch nacheinander folgenden Kehllaute dieser Sprache kann ein europäisches Ohr schwer unterscheiden. Dazu ein zweites Hinderniss, dass auf fünfzig Meilen immer ein anderer Dialect gesprochen wird. Ein der Sprache Kundiger kann sich wohl überall verständlich machen, ein Anfänger aber hat um so mehr Mühe, wenn er ein Wort heute so, morgen so aussprechen hört und ihm alle Paar Tage derselbe Gegenstand anders benannt wird.

..... Schade, dass es mir auch heuer unmöglich ist, ein Stück der schönen Jahreszeit bei Euch zuzubringen, wie wohl würde es mir jetzt thun, mich auf ein Paar Stunden nach der grünen Steiermark hinzaubern zu können aus dieser wüsten, öden Gegend, die bis Berenike keinen Baum aufzuweisen hat. Doch, was nicht heuer geschieht, kann im künftigen Jahre stattfinden; mit dieser Hoffnung stelle ich mich einstweilen zufrieden.

30. Juschallah, werden wir heute Abends abreisen; ich werde es aber nur glauben, wenn ich den Plunder fortschwimmen sehen werde.

Ich füge diese Zeilen bei, da ich beim Durchblättern meines confusen und unleserlichen Geschreibsels bemerkte, mein Versprechen, etwas über ein arabisches Diner zu erzählen, nicht erfüllt zu haben, und schliesse unter Einem die Bitte an, meine schlechte Schrift, dem barbarischen Schreibpulte zu Liebe zum Theil zu entschuldigen.

Die Araber haben kein eigenes Speisezimmer; das Aufdecken kostet sehr wenig Mühe. Auf das Machtwort des Hausherrn erscheinen einige Diener, die das Tischtuch am Boden ausbreiten, auf dieses einen kleinen, kaum einen Fuss hohen Schemel stellen und eine grosse Messingplatte daraufsetzen. Diese dient als Tisch und wird schon mit Brod und einigen Tellern eingelegter Früchte versehen hereingebracht, um sie herum kauern sich die Gäste so gut es geht am Boden nieder, nachdem sie sich früher die Hände gewaschen. Ein halbwegs anständiges Diner besteht aus 25

bis 30 Speisen, die mit ungeheurer Schnelligkeit in kleinen Schüsseln, kaum so gross wie unsere Teller, servirt werden. Ein oder zwei Diener stehen immer mit dem Ersatz bereit. Die Reihenfolge der Gerichte ist vom Anfang bis zu Ende ein fortdauernder Verstoss gegen alle Vorschriften der Gastronomie; süss und sauer, Gemüse, Milch-, Mehl-, Eier-, Fleischspeisen folgen einander im buntesten Gewirr, bis endlich ein derber fester Russ (Risotto) erscheint, der Schlusstein jedes arabischen Diners. Die Speisen sind in der Regel schmackhaft und gut bereitet, nur herrscht zuweilen Zwiebel und Knoblauch in zu grosser Menge vor, auch lässt die Güte des Oeles manchmal die grosse Entfernung von der Provence bedauern. Gegessen wird mit den Händen; sobald eine Schüssel aufgetragen und der Hausherr sein Itfaddal (belieben Sie) gesprochen, holen sämmtliche Gäste ihre Hände aus und baden sie in der Sauce. Dass dies sehr appetitlich aussieht, will ich gerade nicht behaupten, besonders wenn Mohren mit zu Tische sitzen und gerade ein Milchreis verarbeitet wird. Erscheint ein Huhn u. dgl. so wird auch dieses von einem nächstbeliebigen Freiwilligen auf die unzarteste und ungenirteste Weise geviertheilt und zerrissen. Will der Hausherr besonders liebenswürdig sein, so zupft er von irgend einem Knochen ein ihm besonders gut erscheinendes Stück, kostet davon zuweilen und reicht es einem Gaste. Man muss sich aber hüten, derlei Aufmerksamkeiten zu erwidern; man wird zwar für einen Flegel gehalten, bleibt aber für die Zukunft mit derlei Freundschaftsbezeugungen verschont. Knochen, Stücke Haut u. dgl., Alles, was man nicht isst, bleibt liegen, Tropfen von allen möglichen Saucen und Rudera von Speisen gesellen sich dazu, mit einem Worte, es sind nach beendigtem Diner auch für einen Uneingeweihten alle Elemente vorhanden, um, ohne den Koch zu befragen, dessen Speiszettel zusammenzustellen. Getrunken wird aus einer Messingschale, die auf Verlangen gereicht wird. Nach Tische Händewaschen, Kaffee, Pfeife und Herumwälzen auf den Divans.

XXII.

Sauakin, 18. Juli 1857.

.....Wir begannen unsere Segelfahrt am 2. d. M. und langten am 15. hier an, brauchten somit vierzehn volle Tage, um mit stets günstigem Winde eine Entfernung ungefähr wie jene zwischen Triest und Corfu zurückzulegen; es ist demnach erklärlich, dass die hiesigen Küstenfahrer bei den in dieser Jahreszeit beinahe beständigen Nordwinden 40 — 60 Tage benöthigen, um nach Cosseir zurückzufahren, und dies sind die einzigen Gelegenheiten, mit denen man per mare Briefe expediren kann.

Ueber dieses Stück Reise lässt sich wenig sagen, ausser dass sie vielleicht die uninteressanteste und langweiligste ist, die man auf unserer weiten Welt unternehmen kann, und mit einem Prachtschiff, wie jenes, das uns zu Gebote stand und in dieser Jahreszeit wahrlich zu einer peinigenden Qual wird. Die Gandscha, die uns hiehergebracht und bis Massaua führen soll, um dort vielleicht von einer noch schlechteren ersetzt zu werden, ist gegen 50 Fuss lang und ohne Deck, der Verkehr zwischen Hinter- und Vorschiff geschieht auf und über den Kisten und Säcken, die im untern Raum durcheinander liegen; rückwärts ist eine Art Verschlag, $5^1/_2$ Fuss lang und 2 Fuss 9 Zoll hoch, eine wahre Bratanstalt; in dieser stehen unsere Koffer und in dieser dampfen und schwitzen wir den Tag über, wenn nicht eine günstige Stellung des Segels etwas Schatten gibt und es möglich macht, hin und wieder auf eine Stunde der freien Luft zu geniessen; da liegt und sitzt dann so gut es geht, Mannschaft und Passagiere in friedlicher Eintracht beisammen in möglichst einfachem und leichtem Costume, das bei Ersteren nur aus einem um die Lenden geschlungenen schmutzigen Fetzen besteht. Die Nächte sind in der Regel angenehm kühl und werden natürlich im Freien zugebracht, denn unsere Behausung, gleichwohl sie nach vorne ganz offen und nach allen Seiten mit kleinen Lucken versehen ist, hat auch, nachdem die Sonne verschwunden, eine sehr lästige Temperatur; und es währt immer lange, bis sich die Wände,

die den Tag über von den senkrechten Strahlen der Sonne erhitzt wurden, etwas abkühlen.

Das ganze Fahrzeug ist elend zusammengestoppelt, die Takelage die ungeschickteste, die ich noch zu Gesicht bekommen; Alles trägt den Stempel orientalischer Dummheit, Indolenz und Fahrlässigkeit; Alles ist so schlecht wie möglich gemacht, und hält nur, weil in diesem Meere das Wetter beinahe Jahr aus Jahr ein schön und milde, und heftige Windstösse und Stürme zu grossen Seltenheiten gehören. Nur die Korallenbänke und Riffe, mit denen die beiden Küsten längs den Ufern dicht besäet sind, bieten grösseren Schiffen insoferne Schwierigkeiten, dass sie ausser Sicht vom Lande fahren und stets bemüht sein müssen, durch astronomische Berechnungen den Ort des Schiffes genau zu bestimmen. Das schlechte Wetter existirt beinahe ausschliesslich nur in der Imagination der arabischen Seeleute, sie kennen andere Meere nicht und bei der ungeschickten Auftakelung ihrer Fahrzeuge erscheint ihnen das kleinste Unwetter fürchterlich. Sie können nur schlecht, beinahe gar nicht laviren, fahren immer innerhalb der Korallenriffe und sollen sie das Meer traversiren in irgend einer Richtung nach Ost oder West, so geschieht dies in kurzen Etappen auf's Geradewohl ohne Compass, um dann von Neuem wieder von Hafen zu Hafen weiterzukriechen, bis sie endlich nach einer Reise von Wochen ihren Bestimmungsort erreichen.

Ist einmal der Isthmus von Suez durchstochen und wird dieses jetzt wenig besuchte Meer von europäischen Schiffen befahren, so wird es den üblen Ruf, in dem es nach Allem, was ich sah und hörte, ungerechter Weise steht, sehr bald verlieren und die fürchterlichen Stürme, von denen einige Reisende, den Arabern nachschwätzend, reden, zu Schattenbildern werden.

Wir besuchten auf unserer Fahrt dreizehn Häfen und bekamen in diesen kaum eben so viele Menschen von Eingebornen zu sehen. — Die ganze Küste ist öde, kahl und wasserarm und weist nur trockenes, ausgedorrtes Buschwerk als einzige Vegetation auf, das ein Aussehen hat, als wenn es der heissen, versengenden

Luft eines Glühofens ausgesetzt gewesen wäre. Spuren von reissenden Strömen sind häufig, regnet es in den kahlen Felsgebirgen, so schwillt das Wasser schnell zu einer enormen Masse an, die sich dem Meere zuwälzt, deren Bett aber eben so schnell wieder zu dürrem trockenem Sande wird, in dem nur eine Gattung hartes, dornartiges Gras, das nur das Kameel nicht verschmäht, ein kümmerliches Fortkommen findet. Das ganze Land ist sehr schütter und nur in den Bergen, wo einige tiefere Thalschluchten etwas Vegetation bieten, von wandernden Hirtenstämmen bewohnt, die nur von Viehzucht leben, den Ackerbau verachten und ihre schlechten Nahrungsmittel aus dem Innern gegen ihre Kameele und Schafe eintauschen. Hin und wieder gehen einige an's Meer, um Krebse und Fische zu fangen, und so bekamen wir einige von diesen Kerlen zu sehen; lauter schöne, grosse, starke Leute mit einem über alle Begriffe gehenden Reichthum an Haaren. Diese tragen sie von ungeheurer Länge zu einer Unzahl von Würsten zusammengedreht oder in grossen Büschen, die wie Buchsbaum in englischen Gartenanlagen aussehen, jeder mit einem zugespitzten Stäbchen versehen, das als Kamm dient, um in diesem sonst undurchdringlichen wollenen Gewirr auf gewisse Insecten Jagd zu machen. Die enormen Quantitäten Hammelfett, die sie dick auftragen, scheinen den Haarwuchs dermassen zu befördern. Nachdem sie sich eingeschmiert, ist der Kopf ganz weiss, das Fett träufelt dann über den halbnackten Körper herab und verleiht diesem einen lackähnlichen Glanz, der nichts weniger als sauber und appetitlich aussieht. Ich verschone Dich mit der Aufzählung aller der barbarischen Namen, die die Häfen tragen, die wir besucht, und ich erwähne nur, dass drei von diesen Handelsstationen zu Zeiten der ptolomäischen Herrschaft in Egypten waren und wir in diesen Schutthaufen der einst wichtigen Plätze Nechesia, Leucos Portus und Berenice antrafen. Die Häfen sehen sich so ziemlich einander gleich, liegen meist wo trockene Flussbette in's Meer münden und die Korallenriffe, deren Fortkommen das auch nur zeitweise zuströmende süsse Wasser ungünstig ist, unterbrochen sind und die zu beiden Seiten seewärts sich er-

streckenden Bänke das im Innern der Bucht geankerte Schiff gegen Wind und See schützen. Es finden sich auch weit vom Ufer derlei von den Korallenthieren gebaute, oft sehr gute Häfen; wir haben einmal in einem solchen geankert, El Ketof genannt, der von einer halbmondförmigen Bank, die über die Meeresfläche emporragt, seewärts geschützt ist; auf der Landseite liegt das Ufer zu nahe, ungefähr 4 — 5 Meilen, als dass die Wellen den Schiffen gefährlich sein könnten. In allen diesen Häfen ist begreiflicher Weise nicht viel zu sehen; das Land ist öde, daher auch vogelarm, unsere Jagd beschränkte sich auf Seevögel und war selten erträglich, gleichwohl wir oft stundenlang mit der Flinte am Rücken den Ufern entlang auf Sand und Felsen herumwanderten. Schön ist nur der Meeresgrund, das Wasser ist hell und durchsichtig und man sieht überall wie durch ein grünes Glasfenster auf den Boden hinab, auf dem zwischen den ästigen und buschigen, verschiedenförmigen Bauten der Korallenthiere Fische, Krebse und Krabben herumspazieren. Es thut einem wahrlich das Herz wehe, sich nicht nach Lust hineinstürzen und herumschwimmen zu können, doch Freund Hai macht dies unmöglich; er hat es besonders auf Weisse abgesehen, daher ein solcher sich nicht weit vom Ufer entfernen kann; Schwarze haben weniger zu besorgen, doch sind auch hier Fälle nicht selten, dass ein armer Perlenfischer mit einem Glied zu wenig emportaucht, wenn er nicht gänzlich sein Leben einbüsst. Auf der ganzen Fahrt trafen wir ein einziges Mal Trinkwasser und dies in Mirsa Elêi. Dort waren auch Kameelheerden und einige Kerle, die sich als Herren des Brunnens uns vorstellten. Das Wasser war trübe und schmutzig, schmeckte auch nichts weniger als gut, war aber dennoch ausgezeichnet im Vergleich mit der stinkenden fischreichen Flüssigkeit, mit der wir uns seit Cosseir laben mussten, diese war eckelhaft, wie wir sie an Bord nahmen und hatte begreiflicher Weise, nachdem sie in alten schlechten Fässern acht Tage lang der Sonne ausgesetzt gewesen, keineswegs an Güte gewonnen. Es kostete wahrlich die grösste Ueberwindung, einen Schluck zu nehmen, und nur wenn ich vor Durst lechzte, konnte ich mich

hiezu entschliessen. Citronen, Wein, Rum mit dem Wasser zu mischen, hilft nichts, der verpestete Gestank dringt durch Alles durch und der gänzliche Mangel an einem erfrischenden Trunk ist in diesen heissen Ländern in dieser Jahreszeit um so empfindlicher. Die Brunnen von Elëi sehen übrigens keineswegs brillant aus, und es würde bei uns Keinem einfallen, sie anders als schmutzige, elende Kothlachen zu nennen; es sind nichts als 8 — 10 Fuss tiefe Gruben, in denen sich das Wasser spärlich sammelt und nur langsam geschöpft werden kann, da man sehr bald auf's Trockene kommt; und doch mussten wir uns mit einigen Geschenken, Taschenmessern u. dergl. Plunder die Erlaubniss erkaufen, unsere Gefässe zu füllen, deren Inhalt zu unserem grossen Leidwesen gleich am darauffolgenden Tage mit dem früheren an üblem Geruche wetteifern zu wollen schien.

20. Juli. Wir werden morgen wieder unsere herrliche Yacht besteigen und unsere langsame Schneckenfahrt fortsetzen. Seit dem Tage unserer Ankunft sind wir Gäste bei einem Griechen, dem einzigen Europäer, den Sauakin aufzuweisen hat (und dies kein Prachtexemplar) und beim Gouverneur Soleiman Bey. Der Erstere bot uns eine Räumlichkeit (ich wage sie nicht Zimmer zu nennen) in seinem halbverfallenen Hause an, bei letzterem wird täglich gefrühstückt und gespeist; Du siehst, wir sind fêtirt, die Leute haben wenig, machen sich aber eine Ehre daraus, einen reisenden Fraugi bewirthen zu können. Sauakin selbst ist als einzige Stadt auf einer Strecke von mehr als 1000 Meilen sowohl als Handelsplatz, als wegen des Durchzuges der Mekkapilger von keiner geringen Bedeutung; es zählt ungefähr 5- bis 6000 Einwohner, die theils auf einer kleinen Insel, theils auf dem naheliegenden Festlande wohnen; die Häuser sind entweder aus roh behauenen Korallenblöcken erbaut, grösstentheils aber eine eigene Art zugespitzter, mit Strohmatten bedeckter Käfige, die unregelmässig und nicht in Strassen geordnet durcheinander liegen. Die Bevölkerung ist gemischt und besteht nebst einem geringen Theil Araber und Türken, die den Transithandel besorgen, meist aus Bischarin, Hadendoas, Hansilab, Wanderstämmen, die in den auf

8 bis 10 Stunden entfernt liegenden Gebirgen des Festlandes herumhausen, schöne, grosse, starke, aber sehr faule Kerle, die grösstentheils nichtsthuend den Tag über vor ihren Hütten herumliegen und ihren riesengrossen Kopfputz paradiren. Vom Feldbau wollen sie nichts wissen, daher auch die ganze Umgegend kahl und öde, mit Ausnahme einiger kleiner, winziger, schlecht bestellter Gärten, die aber eben den Beweis liefern, dass der Boden eines Ertrags fähig wäre. Die türkische Regierung, der Sauakin mit einem Gebiet von ungefähr 300 Quadratmeilen gehört, thut natürlich nichts als die Zollgebühren eincassiren, und so bleibt diese Stadt, die wegen ihrer Lage an der Mündung von drei Caravanenstrassen unter europäischen Händen blühen würde, ein armes elendes Nest, das all seinen Bedarf von weit her beziehen muss. Der Bazar ist der ärmste, den ich noch je gesehen, man bekommt absolut nichts, was nicht Wunder nehmen darf, da ein Stück ordinärer Baumwollstoff, eine Stachelschweinborste und Fett für die Haare die Summe der Bedürfnisse der hiesigen Bevölkerung ausmacht. Die Einrichtung der Hütten besteht aus einer Strohmatte und einem irdenen Kruge; solche werden auch als Backöfen benützt; der Durra (eine Art türkischer Weizen) wird mit einem Steine zermalmt, mit Wasser der Teig angemacht und Klumpen davon an die inneren Wände eines früher erhitzten Kruges geklebt. Fleisch wird unmittelbar auf den Kohlen gebraten, ohne Spiess oder einem derlei Instrumente, so dass Rauch und Asche einer auf diese Weise zubereiteten Hammelskeule ein eigenes Aussehen geben. Unser Haus sieht so ziemlich einer alten Ruine ähnlich; über eine finstere verfallene Stiege, auf der man gebückt gehen muss, gelangt man auf eine kleine Terrasse und dann zu unserem fenster- und thürlosen Zimmer. Die Wände könnten herrlich dazu dienen, um Madreporen und Versteinerungen zu studieren, der Boden ist eine tiefe Schichte Staub, zu der die Hitze den einst gestampften Fussboden verwandelt hat. Das Ganze ist über alle Beschreibung elend und doch glauben wir uns hier, nach unserer Behausung am Bord, königlich bequartiert und dies trotz einer Million Fliegen, die uns Tag und

Nacht über Gesellschaft leistet. Nebst einer Menge anderer Genüsse, die wir auf unserer Seefahrt entbehren mussten, erfreuen wir uns auch des Luxus eines kleinen Tisches und eines Stuhles, die nun von uns beiden abwechselnd in Anspruch genommen werden. Unsere Wohnung ist luftig, doch nichtsdestoweniger sehr heiss; die hohe Temperatur ist überhaupt die grösste Schattenseite meiner ganzen Reise; ich schwitze unaufhörlich. und bin daher begreiflich faul und träge und unterliege sehr leicht dem Schlafe, wenn ich schreibe oder mich auf irgend eine Weise ruhig beschäftige. Im Freien ertrage ich die Wärme leichter und ich bin alle diese Tage hindurch von früh Morgens bis gegen Mittag im Hafen herumgegangen und gefahren, um mir eine Skizze desselben aufzunehmen. Es ist eine lange enge Bucht, für Schiffe grösserer Gattung kaum geeignet, ward auch nie von solchen benützt. Doch ich wollte dieses constatiren; eine saure Arbeit mit den Mitteln, die mir zu Gebote standen, sie hat viele viele Schweisstropfen gekostet. A propos, das Vögelausstopfen habe ich aufgegeben, meine Vaterlandsliebe erkaltete vor dem verpesteten Gestanke, den so ein Aas nach wenigen Stunden in dieser Hitze um sich verbreitet; um diesen zu vertragen, muss man von Jugend auf gewöhnt sein. Doch nun genug von mir und meiner Reise, die bisher nur reich an Entbehrungen war, das wenige Interessante, das ich bis jetzt zu sehen bekam, ward wahrlich theuer erkauft; doch es wird besser werden; die Küsten Abessiniens sollen nicht so vegetationsarm, auch stärker bevölkert sein, — ich freue mich schon auf jene. Wenn man den Tag über in seinem Käfige am Bord gebraten hat, muss es herrlich schmecken, sich gegen Abend im Schatten eines grünen, dichtbelaubten Baumes hinzustrecken; ich habe einen solchen schon seit Kairo nicht zu Gesicht bekommen; Oberegypten hat nur Dattelpalmen aufzuweisen, die ein Europäer, dessen Auge an Schöneres gewöhnt ist, bald satt bekömmt.

Ueber die Dauer meiner Reise kann ich gar nichts Zuverlässliches sagen; es ist bei solchen Fahrgelegenheiten unmöglich, etwas Bestimmtes anzugeben; die Reise an und für sich dauert

lange und dazu kommen noch die Verzögerungen des Auftreibens von Schiffen etc. Ich gedenke über Aden zurückzukommen, glaube aber kaum vor Jänner einzutreffen und dies, wenn Alles nach Wunsch geht und ich nirgends zu lange aufgehalten werde. Bin ich einmal in Aden, so betrachte ich mich als zu Hause; von dort geht es schnell. — —

21. Juli. Heute weht es draussen und staubt in unserem Zimmer ganz abscheulich; ich sehe aus, als käme ich von einem forcirten Marsch auf irgend einer Landstrasse zurück und war heute noch nicht im Freien. Dies sind die Schattenseiten eines Zimmers ohne Thüren und Fenster zum Schliessen.

Wie schön mag es jetzt in Steiermark sein, Alles grün und üppig, hier hingegen nichts wie Sand und Staub. Ich freue mich schon sehr auf Massaua, dort soll auf nicht zu grosser Entfernung ein Thal mit prachtvoller Vegetation sein, ein Göttergenuss für den, der im Sommer eine Reise durch Egypten und längs diesen abscheulichen Küsten gemacht hatte. Dort hoffe ich auch Nachrichten von Euch zu bekommen und die Gewissheit zu erlangen, dass Ihr alle wohlauf seid. Gestern kamen hier zwei Schiffe von Djedda an, doch ohne Nachrichten von Europa; man ist diesem in Australien näher als in so einem Neste. Hier ist wahrlich die Welt mit Brettern verschlagen. — —

XXIII.

Massaua, 16. August 1857.

Meinen besten und herzlichsten Dank für Deinen gütigen Brief vom 25. Mai; Du kannst Dir kaum die Freude vorstellen, die er mir bereitete. — Ich war am 2. hier angekommen und traf zu meiner Betrübniss keine Nachrichten an; Hoffnung, während meines Aufenthaltes noch welche über Aden zu bekommen, konnte ich nur geringe hegen, denn in dieser Jahreszeit kommen von Indien keine Schiffe und mithin ist der Verkehr von jenem Hafen hierher ein äusserst seltener; die Aussichten standen daher nichts weniger als brillant, als am vorigen Sonntag der französische Consul mir gesprächsweise erzählte, er habe durch ein

Tags zuvor von Hodeida angelangtes Schiff Briefe für europäische Reisende erhalten und wisse nun nicht, wie sie weiter zu befördern; einer der Adressaten habe einen russischen Namen, der in off ende (dem Rhinoceros war es noch nicht gelungen, unseren klangvollen Familiennamen seinem gehirnlosen Schädel einzuprägen), ich verlangte die Briefe zu sehen und erkannte zu meiner höchst freudenvollen Ueberraschung in einer der Adressen Deine Handschrift. Der Brief ist zwar bald drei Monate alt, doch immerhin sei Gott gedankt, dass Ihr alle bei seinem Abgang wohlauf ward und Gott gebe, dass Ihr gesund bleiben möget, bis ich hievon wieder die freudenvolle Gewissheit erhalte; dies wird wohl erst in circa 4 Monaten in Aden der Fall sein, denn Briefe nach der Somali - Küste oder nach Sokotra adressiren zu lassen, ist absolute Unmöglichkeit. Wie Dein Brief mit französischen Dienstbriefen nach Djedda und von dort nach Hodeida kam, ist mir ein Räthsel und ein Beweis, dass die Leute in Kairo und Suez nicht thaten, um was ich sie ersuchte; diesmal jedoch war der Ausgang ein sehr günstiger und ich bin sehr froh, dass man meinem Wunsche, Briefe an mich über Aden hierher zu schicken, nicht entsprach. — —

Nun noch einige Details über meine Reise von Sauakin hierher:

Wir verliessen Sauakin am 26. Juli, also um einige Tage später, als ich Dir in meinem letzten Briefe unsere Abfahrt angegeben hatte. Doch es ist hier Landessitte, nie fertig zu werden; erst am Tage der Abreise denkt man an Geschäfte, die zu verrichten man während des Aufenthaltes vergessen; so wird das gute Wetter versäumt, dann wieder auf gutes gewartet und dies wiederholt sich von einem Tage zum andern. Es heisst immer Juschallah bukra (so Gott will, morgen) und dabei wird nichts gethan und so lange der Vorsehung die Verrichtung von Geschäften und Arbeiten überlassen, bis man alle Geduld verliert und den Leuten mit Hilfe eines Curbatschs einige Thätigkeit beibringt.

Mein Reisegefährte hat durch seinen langen Aufenthalt und viele Reisen in diesen Ländern bedeutend von der arabischen

Gleichgiltigkeit angezogen, mir aber ist dieses sich überall wiederholende und nie aufhören wollende Warten und Verschieben im höchsten Grade peinlich. — Ueber meinen Aufenthalt in Sauakin habe ich wenig nachzutragen; der fanatische Charakter der durchgehends muselmännischen Bevölkerung und ihr Abscheu gegen die Christen ist Ursache, dass man beinahe gänzlich auf sich selbst beschränkt bleibt und nie Gelegenheit hat, in ihr inneres Familienleben einzudringen und hiedurch fremde Sitten und Gebräuche gründlich kennen zu lernen. Die Leute fliehen, sobald sie einen Christen auf sich zukommen sehen; eine alte Trödlerin in Gēf packte einmal ihren ganzen Plunder zusammen und zog mit ihrer Boutique ab, als ich mich ihr näherte, um ihren Kram genauer anzusehen. Dass eine solche Behandlung fremder Reisender diesen ihre Existenz gerade nicht sehr angenehm macht, wird Jedermann begreiflich finden und dies besonders in einem Lande, wo die Natur so wenig bietet, wo man nur in den elenden Behausungen der Menschen Schutz gegen die Sonne finden und nach einem in einer absolut schattenlosen Gegend gemachten Weg ausruhen kann. Unsere Lebensweise hatte daher auch sehr wenig Abwechslung aufzuweisen; des Morgens zeitlich badete ich, trieb mich dann bis 11 Uhr im und am Hafen herum, um 11 Uhr wurde beim Gouverneur gefrühstückt, dann ein Paar Stunden geschlafen, gegen Abend von Neuem spazieren gegangen oder auf Seevögel Jagd gemacht, nach Sonnenuntergang ein zweites Bad genommen und der Tag mit einem Diner beim Gouverneur und Herumwälzen auf seiner Terrasse beschlossen. Dies blieb sich täglich gleich, täglich mussten wir, oft zu unserer Plage, von der Gastfreundschaft Soleiman Bey's Gebrauch machen. Er hatte Anfangs auch gewollt, dass wir bei ihm wohnen sollten, doch wir protestirten dagegen und zogen es vor, das elende Haus unseres griechischen Freundes zu beziehen, wo wir zwar wenig Comfort, dafür aber Ungenirtheit hatten.

Am 25. Juli Abends quartierten wir uns wieder im prachtvollen, 33 Zoll hohen Salon unserer Yacht ein und segelten Tags darauf aus dem Hafen hinaus und südwärts. Die Fahrt hierher

war gleich der früheren sehr arm an Ereignissen, an halbwegs hübschen Aussichtspunkten, an Naturschönheiten. Es ward wieder täglich des Abends geankert und des Morgens weitergefahren. Die Gegend öde, kahl, mit keiner oder höchst elender Vegetation, ohne Wasser und ohne Menschen, daher Muschelsuchen und Jagd auf Seevögel unsere einzige Unterhaltung war. Letztere war oft sehr ergiebig, besonders auf einigen Koralleninseln, die höchst selten oder nie besucht werden und wo wir Möven, Seeschwalben, Dromas zu Tausenden antrafen; da ward nun in der kurzen Zeit, die uns vor Einbruch der Nacht immer übrig blieb, nach Herzenslust herumgepufft und gegen die armen harmlosen Thiere mörderischer Krieg geführt. Das lärmende Geschrei der Vögel, besonders nachdem wir ihnen einige Körbe voll Eier genommen, die dann in den darauffolgenden Tagen zur Knödelfabrication dienten, war oft betäubend. — Auf der ganzen Strecke zwischen Sauakin und Massaua trafen wir einen einzigen bewohnten Ort, das Dorf Aqiq auf einer Insel unweit vom Lande gelegen. Es ist dies der südlichste Punkt des Gebietes von Sauakin, von einem sieben Mann starken Detachement als äusserster Grenzposten bewacht. Die Bewohnerzahl betrug ehedem circa 80; jetzt war sie kaum der vierte Theil; der Rest war abgezogen nach den Bergen am Festlande, da die Insel, auf der es nun seit mehr als drei Jahren nicht geregnet hatte, kein Futter für das Vieh mehr bietet. Es ist Alles öde und trocken, nur die Schorapflanze, ein Buschwerk, das in Salzwassersümpfen wächst, war grün. Neben dem aus elenden Hütten bestehenden Dorfe sahen wir eine Menge grosser, gut gebauter, wenn gleich verfallener, jetzt unbrauchbarer Cisternen, die darauf hindeuten, dass dort dereinst kein unbedeutender Ort gestanden. Sie sind jedenfalls sehr alt und wahrscheinlich Ueberreste aus den Zeiten der Ptolomäer, die während ihrer Herrschaft in Egypten mehrere Niederlassungen am rothen Meere gründeten, von denen jetzt meist nur wenige Spuren übrig sind. Es scheint, dass vor Jahrhunderten die Küste nicht so arm an Wasser war, als sie jetzt ist, denn jetzt würde es wahrlich ungeheure Mittel erfordern, um aus einem dieser an Allem Mangel leidenden Orte etwas zu machen.

Auch auf der Insel Debir[1]), etwas südlicher als Aqiq, fanden wir Cisternen in noch grösserer Ausdehnung, als die früher erwähnten; auf der Insel selbst jedoch kein lebendes Wesen, nur einige Hütten der erbärmlichsten Gattung, die gelegentlich von Fischern bewohnt sein mögen, während unserer Anwesenheit aber verlassen waren.

17. Der Rest der Reise war wie die Gegend höchst uninteressant; diese eine kahle, meist flache Küste mit hohen, 20—25 Meilen entfernten Gebirgen im Hintergrunde, jene ein immer fortdauerndes Schwitzbad, während welchem man sich nur mit non far niente beschäftigen kann. Die grosse Hitze, die höchst unbequeme Stellung, in der man sitzt, machen jede Arbeit sauer und unmöglich, wenn man obendrein noch durch hohe See hin- und hergerollt und von über Bord kommenden Wellen bespritzt wird. Dann kann man nichts Vernünftigeres thun, als das Buch bei Seite zu legen und sich selbst horizontal hinlegen und in einer Cigarre Trost suchen. Dass auf diese Weise der Tag oft langsam, ja sehr langsam vergeht, wird Jedermann einleuchten; ein einziges Mal hatten wir viel Spass mit dem Fang von drei Haifischen, die bei Windstille unser Schiff umschwammen und nach einigem Wartenlassen doch sämmtlich so gefällig waren, an der Angel anzubeissen. Es waren tüchtige Kerle, gegen 10 Fuss lang und mit $3^1/_2$—4 Fuss Umfang; die See war vollkommen glatt, das Wasser klar und durchsichtig, so dass wir sehr gut zusehen konnten, wie Freund Hai den Köder umkreiste und beschnüffelte, durch längere Zeit dem Landfrieden nicht traute, endlich es aber doch nicht über's Herz bringen konnte, der Versuchung zu widerstehen. Es kostete viel Mühe, sie an Bord zu holen, gleichwohl wir jedem, sobald der Kopf aus dem Wasser gezogen war, einige Dosen Pulver und Blei bescheerten; trotz alle dem hauten die Kerle mit dem Schwanz herum, dass es am Schiffe förmlich regnete, und lebten noch durch einige Stunden,

[1]) Die Insel heisst auch Eïro. Vergl. Petermann's Mittheilungen 1860, S. 340.

gleichwohl mit einem Hammer nicht gespart wurde. Ihr Fleisch ist nicht gut; wenigstens unsere Leute verschmähten es, nahmen dafür aber von jedem die ungeheuer grosse, gegen 30 Pfund schwere Leber, die nach Indien zur Bereitung von Thran verkauft wird. Auch die Flossen wurden abgeschnitten; man braucht sie in China zum Abziehen der Rasiermesser. Mit dieser einförmigen Lebensweise erreichten wir Massaua am 2. d. M., es ist daher natürlich, dass auch eine kurze Schilderung der Reise, besonders aus meiner ungewandten Feder, nur langweilig ausfallen konnte. Ich glaube kaum, dass es eine ödere, kahlere Gegend gibt, als jene von Cosseir hierher; interessant nur für einen Naturforscher, der Meeresbewohnern seine Aufmerksamkeit zuwendet, für einen Laien in dieser Wissenschaft, wie ich, in keiner Beziehung. Ein Land von Sand und Stein unter einer glühenden Sonne, und längs diesem mit unserer Equipage eine Lustfahrt im Monat Juli. Seit Berenike bis vor circa acht Tagen hatten wir die Sonne Mittags stets im Norden, jetzt ist sie wieder südlich passirt, um uns auf dieser Reise nicht wieder vom Zenith aus zu bescheinen. Trotz der Hitze befinde ich mich immer vollkommen wohl und ertrage sie ohne Mühe, wenn ich mich im Freien bewegen kann; doch in einer Cajüte, wie die unsere ist die Existenz oft wahrlich schauerlich. Ueber Massaua und unsern Ausflug nach Ailet übermorgen, da der morgige Tag als des Kaisers Geburtsfest zu einer Partie nach Arkiko bestimmt wurde.

19. Gestern waren wir in Arkiko und tranken mit Tetsch auf das Wohl des Kaisers. Es ist dies eine Art Bier, die man in Abessinien in grosser Masse bereitet und trinkt. Eine Mischung von $^1/_{10}$ Honig mit $^9/_{10}$ Wasser, der man noch die Blätter einer Pflanze, Gescho genannt, beifügt, lässt man durch 5—6 Tage gähren und erhält so ein ganz angenehm schmeckendes, sehr erfrischendes Getränk. In Ermanglung von Champagner oder eines anderen Weines musste uns dieses gestern zu unsern Toasten dienen. Wir hatten Anfangs beschlossen gehabt, diesen Tag sehr feierlich zu begehen und die wenigen hier residirenden

Europäer als Gäste zu laden, doch der Umstand, dass diese in Massaua wie in allen kleineren Orten des Orients in beständigem Hader und Zwist leben, veranlasste uns, von diesem Vorhaben abzukommen und des Kaisers Geburtsfest in einsamer Stille zu feiern; unsere Gastfreundschaft wäre nur mit finstern Blicken und sauern Grimassen gelohnt worden. Nebst anderm Proviant mit einem riesengrossen Hammel ausgerüstet, der nach Albaneser Sitte mit Reis gefüllt in Lebensgrösse in seiner eigenen Haut gebraten zu werden bestimmt war, fuhren wir gestern Morgens mit einer Segelbarke nach dem 6—8 Meilen entfernten Arkiko, mit der Hoffnung, in dessen Umgebung einen Baum zu finden, um in seinem Schatten die Mittagsstunden zuzubringen. Doch diese Hoffnung ging — wie vorauszusehen war — nicht in Erfüllung und wir waren genöthigt, beim Sandschak-Commandanten der 150 Mann starken Garnison Gastfreundschaft zu suchen. In seiner Hütte brachten wir den Tag zu, verzehrten unser Schaurma und besichtigten dann Stadt und Festung. Letztere besteht aus einer viereckigen, aus Madreporen errichteten Mauer, die ebensogut eine Gartenmauer sein könnte, denn sie hat weder Graben noch irgend ein anderes Schutzmittel gegen einen Angriff und ist auch von unbedeutender Dicke, wird aber dennoch von der Besatzung als uneinnehmbar gehalten, da diese voraussichtlich nur mit den Abessiniern zu thun haben könnte, einem Feinde, der über keine oder sehr wenig Feuerwaffen gebietet, stets mit der Lanze angreift und in seinem Lande nur Festungsmauern aus Dornhecken kennt. Jene von Arkiko haben in ihrem Innern einige elende Hütten als Wohnungen für die Soldaten und an den vier Ecken ein bastionähnliches rundes Machwerk, von denen jedes etliche von Rost zerfressene alte Kanonen trägt, die meiner Ansicht nach nur dem Verderben bringen würden, der den heroischen Entschluss fasste, sie abzufeuern.

Arkiko selbst ist ein ziemlich ausgedehntes Nest, zählt jedoch nur Hütten der elendesten Gattung, wie man sie hier zu Lande häufig sieht; sie bestehen aus dünnen unbehauenen Baumstämmen, die das Gestell bilden und meist mit aus den Blättern

der Dornpalme geflochtenen Matten, oft auch mit Büscheln einer grasähnlichen Pflanze, die man in der Nähe von den Bergen holt, bedeckt sind; ohne Fenster mit einem Loch als Thüre und der Raum vor dieser mit einer Dornhecke umgeben. Diese Hütten stehen in aller Ordnung durcheinander und geben daher in einer öden Gegend das traurigste und armseligste Bild, das man sich denken kann. Arkiko ist einer der vielen lebenden und sprechenden Beweise, dass unter türkischer Herrschaft kein Gedeihen möglich, es war ehedem ein wohlhabender Ort, mit vielen Häusern aus Stein, von kleinen Gärten umgeben; auch in der nächsten Nähe sah es nicht so kahl aus wie jetzt; da waren hin und wieder bebaute Felder, auch Baumwollpflanzungen. Doch seit der Türke kam nahm alles dies ein Ende, das Land wird täglich ärmer; Bodencultur wird keine mehr getrieben, die Häuser, die die Türken bei ihrer Einnahme zerstörten, wurden nie wieder ersetzt, die Zahl der Bevölkerung nahm und nimmt täglich ab und die jetzigen Bewohner Arkiko's leben im tiefsten Elend. Die türkische Regierung thut wie überall in allen ihren Ländern, um so mehr in dieser fern gelegenen Provinz für ihre Unterthanen absolut nichts, sie oder eigentlich die jährlich sich wechselnden Pascha's und Effendi's bereichern sich von den Zolleinnahmen, die in Massaua, als einzigem Stapelplatz von Abessinien, nicht unbedeutend sind, und hiemit glaubt man für das Wohl des Landes zur Genüge gesorgt zu haben; daher keine Strassen, kein Landungsplatz für Boote oder Schiffe, kein Brunnen in gutem Zustande, kein Feldbau, da der Bauer seiner Ernte nicht sicher. Der Boden bleibt brach, das Schorabuschwerk, das hier ziemlich dicht wächst, wird nach und nach auf immer grössere Distanz zu Brennmaterial abgehauen und das Land auf diese Weise zur Wüste umgestaltet, in der bei sich täglich vermindernder Vegetation auch der Regen abnimmt. Wir kehrten Abends auf Maulthieren, die uns der Sandschak zur Verfügung gestellt, heim und langten von einem Gewitter mit tüchtigem Regen überrascht, am Ueberfuhrsplatze an.

20. Gestern gelang es uns, einen Sambuk aufzutreiben, dessen sogenannte Cajüte, ich glaube, auch um einen halben Zoll höher als unsere frühere Behausung ist. Wir schlossen mit ihm Contract per Monat für die weitere Dauer der Reise ab. In wenigen Tagen werden wir, Juschallah, abreisen. — Nun noch eine kurze Schilderung meines gegenwärtigen Aufenthaltsortes und etwas über unsern Ausflug nach Ailet, denn der Brief ist schon ziemlich voluminös geworden.

Massaua liegt auf einer kleinen Insel, die nahe dem Festlande gelegen, mit diesem einen nicht sehr grossen, aber guten und sichern Hafen bildet. Die Stadt ist, von selbst verstanden, ein elendes Nest und zählt mit Ausnahme der Moscheen und einiger aus Madreporenblöcken aufgeführten Häuser, nur armselige Hütten, wie jene von Arkiko, in denen eine gemischte Bevölkerung von Türken, Arabern, Bedanis, Schohos, Abessiniern und Banianen, circa 3000 an der Zahl, haust. Die Leute treiben meist Handel, der Platz ist nicht unwichtig, da der Export und Import für Abessinien von der See aus besorgt wird. Die Insel ist sehr klein und, wie auch das umliegende Land, producirt gar nichts. Alles muss von aussen eingeführt werden, theils per terra, theils per mare, sogar der Bedarf an Wasser wird täglich vom Festlande herübergebracht, denn die Türken liessen die von den Persern während ihrer Herrschaft im rothen Meere erbauten schönen Cisternen nach und nach einfallen, so dass gegenwärtig nur noch sehr wenige brauchbar sind, die die Ortsbehörden natürlich als Privateigenthum sich zueignen. In Folge dieser Abhängigkeit von Aussen betreffs eines so wichtigen Artikels befand sich Massaua, als das Festland revoltirte, in einer sehr misslichen Lage. Durch wenige Tage ward die Zufuhr des Wassers verhindert und die Bevölkerung dem Verdursten nahe; zum Glück für diese gelang es der türkischen Besatzung den Aufstand zu bezwingen und den früheren status quo wieder herzustellen, in dem nun auch die Cisternen fortan verblieben. Wem Fatalismus, Indolenz und Fahrlässigkeit der Orientalen nur einigermassen bekannt, nimmt dies kein Wunder. Nach dem wenigen Gesagten, bietet

dieser Ort begreiflicher Weise gar keine Ressource; wenn man sich einmal die Weiberfrisuren der Indier, die sehr einfachen Costüme der Abessinier, — Schwimmhosen und ein weisses Stück Zeug als Ueberwurf — den reichlich mit Hammelfett getränkten Kopfputz der Schohos und Bedanis angesehen hat, ist man so ziemlich in Verlegenheit, was mit seiner Person ausser Haus anfangen; die Leute sind des Tags über grösstentheils in ihren Hütten verkrochen, der Bazar ist öde und leer, Dank den Parteikämpfen, die gegenwärtig mehr wie je in Abessinien wüthen und den Abgang von kleinen Caravanen, die sonst beinahe täglich hier anlangten, unmöglich machen; — man sieht nur Wasserträger, Weiber und Kinder, die unter der Last eines schweren Schlauches, den sie von einem 6—7 Meilen weit entfernten Dorfe, Omkullu, herübertragen, keuchen, um für ihre, in Massaua's bekannter drückender Hitze, höchst mühevolle Arbeit den kargen Lohn von 20 Fadda's ($2^1/_2$ Kreuzer) zu ernten. Wir sind zum Glück in der Regenzeit hier, geniessen daher eine vergleichsweise kühlere Temperatur, die mir doch sehr lästig ist. Das Thermometer sinkt selten, auch nicht bei Nacht, unter 29 Grad Réaumur.

Die hier angesiedelten Europäer sind eben auch keine sehr raren Exemplare; ein französischer und ein englischer Consulatsverweser, einige Lazaristen aus der Propaganda von Rom, die vor Kurzem, weiss Gott zum wievielten Male, aus Abessinien verjagt wurden. Nebst diesen trafen wir hier einen Deutschen, der aber bald nach unserer Ankunft nach Djedda verreiste. Er heisst Schimper, ist ein Würtemberger, arbeitet als Botaniker für das Pariser Naturaliencabinet und lebt nun als ein zweiter Robinson Crusoe seit 34 Jahren in Abessinien. Er hat dort von einer Abessinierin erwachsene Kinder, denen er vor Kurzem anfing deutsch zu lehren und auch selbst so ziemlich Landessitten und Gebräuche angenommen, die ihn wahrlich als untauglich erscheinen lassen, je wieder nach Europa zurückzukehren; nur seine Kleidung blieb soi-disant europäisch, er verfertigt aber Alles bis auf die Schuhe mit höchsteigener Hand; daher

Schnitt und Façon keineswegs nach den letzten Pariser Mode-Journalen. Schimper war nun nach langem Arbeiten zu einem mässigen Wohlstande und zu nicht unbedeutendem Ansehen in Abessinien gelangt, doch seit Agau Negusie und Theodros um die Kaiserwürde kämpfen und ihre Parteigänger das ganze Land mit Raub und Brand verwüsteten, verlor auch unser unglücklicher Landsmann all sein Hab und Gut und kam beinahe an den Bettelstab. Der arme alte Mann, der uns mit Thränen in den Augen seine und seiner Familie höchst missliche Lage schilderte, dauerte mich sehr.

22. Am 9. August Abends, nachdem ich kurz vorher durch den Empfang Deines Briefes auf das Angenehmste überrascht wurde, traten wir unseren Ausflug nach Ailet an. Durch die Kürze unseres Aufenthaltes war es nicht möglich, einen weiteren Ausflug auf die 10.000 Fuss hohen Berge von Taranta und Hamesén zu unternehmen, die gegen SW. und W. unseren Gesichtskreis begrenzen, gleichwohl ich grosse Lust hiezu gehabt hätte. Wir hatten fünf Kameele gemiethet, von denen drei unsere Bagage trugen, die in einem Lande, wo man gar nichts findet, immer sehr voluminös ausfällt. Es ward Sonnenuntergang, bis wir flott wurden und uns, von einer Masse Abessinier, deren ein Fremder nie los werden kann, auf den Weg machten. Während der Nacht lagerten wir beim Dorfe Zake und hatten dort zum ersten Male Hyänengebrüll als Nachtmusik; diese Thiere müssen aber von Weitem meine geladene Büchse gerochen haben, denn es liess sich keine in unserer Nähe blicken. Tags darauf ward zeitlich des Morgens aufgebrochen und gegen Mittag bei Sahádi im trockenen Bette eines Regenstromes gelagert, wo sich nur an einigen Stellen, Pfützen ähnlich, Wasser für unsere Kameele vorfand. Der Platz war recht hübsch, steile Hügel zu beiden Seiten, dicht mit Mimosen bewachsen; überhaupt fing die Vegetation an, sobald wir nur einige hundert Fuss über dem Meeresniveau gestiegen waren, Anfangs waren nur die Thalniederungen mit Gesträuchen bedeckt, nach und nach wurden aber auch die Abhänge grün, was unseren Augen, die dergleichen seit Langem

nicht gesehen, sehr wohl that. In Sahádi sah ich zum ersten Male die frappanten Folgen eines tropischen Regens, der in einem Nu riesengrosse Ströme anzuschwellen im Stande ist. Ein solcher überraschte uns in unserem Lager, kündigte sich durch ein tosendes Getöse an und erschien bald darauf wie eine Mauer von Wasser, die schnell den erhöhten Platz, wo unsere Zelte aufgeschlagen waren, von beiden Seiten einschloss. Das Wasser stieg sehr rasch, war von dunkelbrauner Farbe und schleppte grosse Baumstämme mit sich fort, unsere Insel ward immer kleiner und wir begannen uns bereits um ein Nachtlager auf den Zwergmimosen umzusehen, als der Strom zu fallen anfing und dann eben so schnell verschwand, als er erschienen war. Diese Regenströme, hier Zeil genannt, sind oft den Caravanen gefährlich, die in Ermanglung besserer Strassen deren Betten zu verfolgen genöthigt sind; es kommt häufig vor, dass viel Gepäck verloren geht, oft auch Menschen und Thiere ihr Leben einbüssen.

Dienstag Morgens wurde weiter gesteuert; der Weg hatte viele wildromantisch schöne Stellen; schroffe Abhänge, zu beiden Seiten, mit dichtem grünen Buschwerk bewachsen, die von Vögelgesang erschallten, oft überhängende Felsen mit Blöcken, von welchen auch der Weg, über den wir gingen, besäet war. Die ganze Gegend sah, von der Vegetation abgesehen, die keinesfalls noch üppig zu nennen war, so ziemlich steirisch aus; Grün war nach allen Seiten hin und das war mir genug. Wir gingen grösstentheils zu Fuss, da unsere Kameele nur mit Mühe über die ungeheuren Steinblöcke, die ihren Weg versperrten, hinüber kamen und auch einige Mal zusammenstürzten. Um Mittag langten wir im Modasthale an, von dem ich mir seiner Beschreibung nach mehr erwartete. Die Vegetation ist zwar ziemlich üppig, doch keineswegs freundlich, grösstentheils Tamariskenbäume, die ein den Oliven ähnliches blasses, staubiges Grün haben. In Mitte des Thales liegt das Dorf Ailet, aus wenigen armseligen Hütten bestehend; es gehört noch zum Gebiete von Massaua; die Bewohner treiben nur Viehzucht, die nächste Umgegend ist

kahl, da alle Bäume nach und nach als Brennmaterial umgehauen werden. Dort erquickten wir uns mit einem Trunk Milch und ruhten einige Stunden aus. Erstere ist in Massaua ungeniessbar, sie wird von Weitem hergebracht und damit sie nicht verderbe, die Schläuche vorher mit Rauch gefüllt; Du kannst Dir den guten Geschmack derselben vorstellen. Die Leute in Ailet, gleichwohl keine echten Abessinier, haben doch deren Sitten, so z. B. während wir tranken, überhüllte man uns mit einem Tuche, um den bösen Blick abzuwenden.

Nachmittags wurde der Marsch fortgesetzt bis zu den heissen Quellen von Ailet. Der Weg wieder schlecht aber schön, zwischen steilen Felsen durch das aufgewühlte Bett eines Zeils.

Am Ursprung der Quellen ist ein gewöhnlicher Lagerplatz der Caravanen, ein viereckiger Raum mit Dornhecken eingeschlossen zum Schutz gegen Löwen u. dgl. Erscheinungen. Die Kerle machten uns bei Nacht eine heillose Musik, kamen aber doch nicht in unsere Nähe; wir haben überhaupt auf der ganzen Tour nur sehr friedliches Wild geschossen, Antilopen und Gazellen von verschiedenen Arten, wahre Prachtexemplare von zierlichem Bau und elegant gefärbtem Fell, auch gut als Braten, besonders wenn man seit drei Monaten nichts als Hammelfleisch oder gar keines genossen hat.

Mittwoch Vormittags wurde gejagt auf die bunten singenden Waldbewohner und deren eine gute Menge, unter anderen einige prachtvolle Kolibris erlegt. — Die heisse Quelle hat an ihrem Ursprung 54 Grad R. und einen leichten Beigeschmack von Schwefel; die Leute der Umgegend schreiben ihr grosse Heilkraft zu; wie dem auch sei, ich nahm zwei Bäder mit der Hoffnung, dass sie mich von künftigen Uebeln curiren möchten, wenn diese kommen sollten. Nachmittags wurde aufgebrochen, nach Dorf Ailet zurückgekehrt und dort übernachtet. Donnerstag über Dorf Gomhud nach Asus, beide liegen noch gegen Norden im Modasthale, das seiner ganzen Länge nach reich an Vegetation und an Wild ist; nur ist für letzteres die jetzige Zeit (seit Kurzem hat die Regenperiode begonnen) nicht günstig; das

Vieh findet überall zu trinken und lässt den Jäger, nachdem er stundenlang an einem Platze, wo immer Wasser ist, gewartet, mit langer Nase abziehen.

Donnerstag gingen wir über Amba nach Schamgulgai und kamen Freitag Früh wieder in Massaua an. Der Rückweg war garstig, die Gegend meist kahl, doch voll Antilopen und Gazellen.

Mit Sammeln von Samen ging es mir bis jetzt sehr schlecht, vor Massaua war die Gegend beinahe ohne alle Vegetation, hier hat kaum die Regenzeit und mit dieser Bäume, Sträuche etc. zu blühen begonnen. In Socotra wird es hoffentlich besser gehen. Auch an Curiositäten ist hier nichts aufzutreiben, die grosse Caravane wird zwar seit drei Wochen von Tag zu Tag erwartet, ist aber noch immer nicht eingetroffen; die kleineren, die sonst einen beständigen Verkehr mit Abessinien unterhielten, blieben heuer in Folge der Unsicherheit der Strassen ganz aus, daher am Platze absolut nichts zu finden; nicht einmal ein Leopardenfell auf dieser Nähe ihrer wahren Heimat. — —

XXIV.

Tadjurra[1]), am 11. October 1857.

Ich weiss zwar noch nicht, wann ich diese Zeilen werde abschicken können, bereite sie aber für den Fall vor, dass sich noch, bevor wir Berbera erreichen, eine Gelegenheit nach Aden ergeben sollte, wozu jetzt sehr wenig Aussicht vorhanden ist.

Wolle der Allmächtige, dass alle meine Briefe, die ich seit meiner Abreise von Kairo, von Kenneh, Cosseir, Sauakin, Massaua und Mocha schrieb, Dich und die gute Mutter im besten Wohlsein erreicht haben, und dass auch dieser es thue. Dass ich mich schon sehr nach Nachrichten sehne, um hierüber Gewissheit zu erlangen, wirst Du mir gerne glauben, denn Dein letzter mir zugekommener Brief ist schon über $4^1/_2$ Monate alt, und seit dem 25. Mai ist bereits eine lange, lange Zeit verflossen und $2^1/_2$ bis

---

[1]) Heuglin schreibt Tedjure.

3 Monate werden noch vergehen, bevor ich in Aden eintreffe; wenn nur dann die Nachrichten, die mich dort erwarten, die günstigsten sind; mit der zuversichtlichen Hoffnung und mit dem festen Vertrauen, dass dies der Fall, tröste ich mich und muss mich für jetzt trösten.

Bei Euch in Steiermark ist nun der Winter vor der Thür; wenn ich mich gut erinnere, ward vor vier Jahren während meines Urlaubes um diese Zeit schon eingeheizt; so weit sind wir hier noch nicht gekommen, doch ist die Temperatur der Luft wenngleich noch nicht angenehm zu nennen, doch bei weitem erträglicher. Die Tage fahren zwar fort schändlich heiss zu sein, dafür sind aber die Nächte mit wenigen Ausnahmen angenehm kühl; man kann nun gut im Freien schlafen und hin und wieder sogar etwas als Decke ertragen. Ein Bewohner kalter Regionen würde dies prachtvoll und beneidenswerth finden, ich würde aber sehr gerne den täglich einförmig heitern und wolkenlosen Himmel Tadjurra's gegen ein Paar Tage trüben Sudelwetters vertauschen, an denen es schwer zu errathen wäre, in welcher Himmelsgegend die uns immer und ewig brennende und stechende Sonne verkrochen ist. Natürlich würde ich mir dann eine dichtere Behausung als unsere gegenwärtige Yacht wünschen, auf der für eventuelles Regenwetter gerade nicht am prachtvollsten gesorgt ist. Wir hatten hier zweimal einen tüchtigen Guss, der uns während der Nacht überraschte und von unsern Schlafstellen verjagte, doch auch unsere soi-disant Cajüte gewährte wenig Schutz; von Vorne peitschte der Wind den Regen herein und von Oben strömte es durch die unkalfaterten Fugen unserer Zimmerdecke reichlich auf uns herab; es blieb nichts übrig als das Bett aufzurollen und in Sicherheit zu bringen und im Schwimmcostüm das Aufhören des unfreiwilligen Bades abzuwarten. Wir sind nun seit 19. September in diesem Neste, und erst gestern gelang es uns, mit einem Schiffe, das uns bis nach Aden bringen soll, Contract abzuschliessen. Ich glaube Dir schon von Mocha geschrieben zu haben, dass unser Reïs, gleichwohl er die Verpflichtung eingegangen, sich weigerte, uns auf unserer Weiterreise nach ihm unbekannten Ländern zu

führen; nebstbei war sein Schiff etwas leck und er selbst kränklich, da war denn nichts zu thun, als eine andere Fahrgelegenheit aufzutreiben, welches uns gestern nach langen Mühen gelang. Unsere neue Barke ist grösser und höher, daher für die nächsten Monate, in denen auch die Hitze nach und nach abnehmen wird, eine angenehmere Existenz in Aussicht. Juschallah, wir werden morgen Abends der Residenz Tadjurra unsere Rücken zukehren.

Nun einige Details über meine Reise seit Massaua; der Brief aus Mocha ist, wegen der Eile, mit der ich ihn schrieb, sehr inhaltsarm ausgefallen, ich will nun das Versäumte nachholen, habe aber auch diesmal nicht viel Interessantes zu erzählen. Wie dies überall der Fall war, zog sich auch unser Aufenthalt in Massaua wie ein Strudelteig in die Länge, die Abreise ward von einem Tag zum andern hinausgeschoben und fand erst am 28. August statt. Wir ankerten am selben Tage in der 20—25 Seemeilen tiefen, auf den Landkarten Asuleh genannten Bai [1]), und machten uns, kaum angekommen, trotz einer schändlichen Sonnenhitze auf den Weg, um die circa $2^1/_2$ Stunden entfernten Ruinen der alten Ptolomäer-Station Adulis zu besuchen. Der Weg war schlecht; Regenströme, die sich vom nahen Djebel Gidam dem Meere zuwälzen, hatten das ganze Flachland aufgewühlt und wir mussten oft über sumpfige Stellen hinübersetzen und kamen daher müde beim Dorfe Zula an, wo wir uns mit einem Trunke aus einer schmutzigen Pfütze, an denen Dank dem Regenwetter, kein Mangel war, labten. Das Dorf soll vor der Zerstörung durch Mehmed Ali's Truppen sich eines ziemlichen Wohlstandes erfreut haben, ist aber jetzt ein erbärmliches Nest aus schlechten elenden Hütten, die in Gruppen auf beträchtlicher Entfernung von einander liegen. Die Bevölkerung, Bedanis, einige hundert an der Zahl, leben von Viehzucht und klagten stark über die Verheerungen, die Hyänen unter ihren Herden anrichten. Die Hütten sind aus rohen Baumstämmen konisch zusammengestellt, mit dürrem Gras und mit hohen Hecken aus auf-

[1]) Auch Gubet Kafr.

gehäuften Dornbüschen umgeben, um das Vieh vor unwillkommenen nächtlichen Besuchen zu schützen. Nachdem wir eine Weile ausgeruht, setzten wir unseren Weg nach den Ruinen fort, die östlich vom Dorfe näher am Meere zwischen dichtem grünem Buschwerk liegen. Es sind nur Schutthaufen, doch von bedeutender Ausdehnung; nur hin und wieder sieht man Säulenstücke aus Lava oder Basalt, meist viereckig und cannelirt. Mitten unter den Ruinen begruben die Einwohner Zula's zu Zeiten seines Glanzes ihre Todten und benützten die Ruinentrümmer, um die Gräber zu zieren. Auf diesen sieht man nun nebst Stücken bearbeiteten Marmors und Alabasters, zerbrochene Kaffeeschalen, weiss Gott wo aufgegabelte Trümmer europäischer Weinbouteillen und dergleichen Kram und Plunder, der von den frommen Muselmannen den Behausungen der Ahnen verehrt wurde. Das ganze Emplacement sieht sehr freundlich aus; Schutthügel, mit Mauern umgebene Gräber, Trümmer von Säulen und Alles dies zwischen dichtem grünem Buschwerk. Nach Sonnenuntergang kehrten wir nach Zula zurück und wurden dort vom Scheich des Dorfes mit Assida bewirthet. Dieses ist ein Gericht, das mit unserm vaterländischen Sterz dieselbe Abkunft ansprechen könnte, seinem steirischen Stammverwandten jedoch an Vollkommenheit weit, weit nachsteht. Es ist eine Art Polenta aus schlecht zwischen Steinen zerriebenem Durramehl. Sie erschien in Form eines gestutzten Kegels, am Gipfel eine Grube voll ranzigen Fett's, die Basis von saurer Milch umschwommen. Wir setzten uns auf eine Kuhhaut in die Runde um diesen rauchenden Vulcan und arbeiteten mit Adamsgabeln an der Demolirung des Kegels, so gut es bei der heissen Temperatur seines Materials gehen wollte. Das Unangenehmste bei der ganzen Geschichte war der Rückweg, ein dreistündiger Marsch über Buschwerk und Gruben, bei pechfinsterer Nacht. Ich kam mit einem wunden Fusse an Bord zurück und hatte dann über einen Monat zu thun; erst hier in Tadjurra erfreute ich mich wieder des Besitzes zweier vollkommen gesunder Beine. Am 29. machten wir nur wenig Weg, und legten bei der Insel Dessi an, die am Eingange der Asuleh-Bai liegt und auf unseren Landkarten Valentia heisst.

Auch diese Insel liegt noch im Bereiche des 9000 Fuss hohen Taranta und der Gebirgszüge von Hamesser, die Massaua und seine nächste Umgebung gewissermassen wie in einen Kessel einschliessen. Es fehlt ihr daher weder Regen noch Vegetation. Es war dort, dass ich heuer zum ersten und einzigen Male einen wenngleich mit sehr schlechtem Gras bewachsenen Platz sah, den man halb und halb mit etwas gutem Willen eine Wiese nennen konnte. Die Einwohner, gegen Hundert an der Zahl, hausen in elenden Hütten und treiben Viehzucht. Ein kleiner See, in dem sich der Regen sammelt, liefert den Leuten Trinkwasser in reichlicher Menge, auch wenn durch längere Zeit kein Regen fällt. Dieser soll einmal zwei volle Jahre ausgeblieben sein. Das Dorf liegt dicht an einem guten Hafen und ist von schwarzen Basaltfelsen mit schütterer Mimosenvegetation umgeben. Bodencultur wird keine betrieben, wie ich überhaupt, seit ich den Nil verliess, kein bebautes Feld mehr zu Gesichte bekam.

Am 30. August segelten wir nach den Dahlaks-Inseln hinüber und ankerten unweit der Hauptstadt der Gruppe Dahlak el Kebir.[1]) Wir wollten eine Tour in's Innere der Insel unternehmen, konnten aber keine Esel auftreiben. Die Bewohner nannten zwar mehrere Langohren ihr Eigenthum, erklärten sie aber sämmtlich als zu schwach und zart, um uns zu tragen. Ich hatte eines dieser Prachtexemplare schon in Massaua zu Gesicht bekommen; der Gouverneur hatte eines verlangt und man hatte ihm natürlich das beste geschickt; trotzdem gab es vor Schwäche, wahrscheinlich von den Mühen der sechsstündigen Seefahrt zu arg mitgenommen, beim Landen am Molo seinen Geist auf, wo es dann, Dank der weisen türkischen Sanitätspolizei liegen blieb, bis Raben, Geier und ähnliche wohlthätige Thiere die Nachbarschaft vom pestilenzialischen Aasgeruch erlösten.

---

[1]) Der Archipel von Dahlak erfüllt die Westseite des rothen Meeres, ziemlich nahe an der abessinischen Küste; gegen 100 Klippen und kleinere Inseln liegen dicht gedrängt um Dahlak el Kebir. Vergl. Heuglin in Petermann's Mittheilungen 1860, S. 348.

Bei der grossen Hitze, um so mehr, da ich hinkte, musste ich mich mit einem Spaziergange nach der Stadt und deren nächsten Umgebung begnügen und besuchte die Ruinen einiger schön gebauter Cisternen und Gräber, die wahrscheinlich aus der Perserzeit stammen und nun verfallen und verwahrlost auf eine bessere Vergangenheit und zugleich auf die gegenwärtige heillose türkische Regierung hindeuten, die selbst nichts schafft und Alles, was sie aus früheren Zeiten antrifft, einem bei ihrer Wirthschaft unausbleiblichen Ruin zuführt. Die Häuser der Stadt oder besser des elenden Dorfes sind aus Korallenblöcken erbaut; 6—8 Fuss hohe, meist fensterlose Mauern mit einem Dache aus rohen Baumstämmen und dürrem Binsengras; drei Viertheile von diesen sind verlassen und zerstört und man wandert grösstentheils zwischen Schutthaufen in diesem trostlosen Neste. Die Einwohner des Dorfes sind durchgehends Fischer, weiter im Innern Hirten; für ihre Ziegen und Schafe bieten die tieferen Khors karges, doch genügendes Futter; dass die Esel gerade nicht vorzüglich prosperiren, kannst Du aus dem früher Gesagten entnehmen. Ich machte dort die Bekanntschaft eines in odore di santità stehenden Scheichs, dem alle Welt mit tiefer Ehrfurcht die Hand küsste, eine Huldigung, die er als Pflicht und Schuldigkeit der rechtgläubigen Muselmänner zu betrachten schien. Er sah sehr wohlgemästet aus, war recht jovial und liess sich um keinen Preis von der Ueberzeugung abbringen, dass wir Europäer uns durch Einnehmen irgend einer Medicin gegen die Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen unempfindlich machten; wäre dies nicht der Fall, so könnten wir unmöglich ohne Sonnenschirm im Freien herumspazieren, zu einer Stunde, in der auch Eingeborne, die doch des Klima's gewöhnt — dafür aber indolente, faule Kerle — Schatten suchen. Auf der Insel Dahlak el Kebir sind noch mehrere Ortschaften, auch einige andere Inseln noch bewohnt, doch, wie ich hörte, sämmtlich öde, kahle, trostlose Korallenfelsen, deren Einwohner mit Perlfischerei und weniger Viehzucht ihr saures Brod verdienen. Erstere wird nämlich von der Regierung verpachtet, so dass sie den Insulanern selbst wenig Nutzen und Vortheil bringt.

Am 1. September verliessen wir die Dahlaks-Inseln und segelten hinüber nach der Samharaküste, der wir bis zur Bai von Belul treu blieben. Der ganze Küstenstrich steht nominell unter der Pforte, die aber bis Tadjurra von keinem Orte Abgaben bezieht. Er ist von Danakils bewohnt, die eine eigene, von der arabischen gänzlich verschiedene Sprache sprechen. Sie nennen sich Muselmänner, haben aber weder Moscheen noch Priester, befolgen zwar mit ziemlicher Pünktlichkeit die äusserlichen Vorschriften des Korans, das heisst versäumen es nie oder selten, die gebotenen fünf Gebete des Tages, wahrscheinlich ohne sie zu verstehen, herunterzuheulen; sind aber dafür ein schlechtes, elendes Diebsgesindel. Alles geht bewaffnet, entweder mit einer Lanze oder mit einem grossen Dolchmesser, das sie auf der rechten Seite an einem ledernen Riemen tragen. Sie treiben meist Viehzucht und wandern in trockenen Jahren aus der dürren Ebene, um höher auf den Bergen Futter für ihr Vieh zu suchen, daher wir auch in den Ortschaften an der Küste nur wenig Leute antrafen, denn überall klagte man über Regenmangel und schlechtes Wasser. Wir besuchten zuerst die Hauakil-Bai, die sehr ausgedehnt ist und viele von Korallenriffen umgebene vulcanische Inseln zählt. Wir ankerten bei der Insel Hauakil, die der Bucht ihren Namen gibt und Tags darauf weiter im Innern der Bai bei der Insel Bakka. Beide sind sehr trostlos und haben kleine, elende Dörfer, deren Bewohner, da es seit mehr als einem Jahre nicht regnete, genöthigt waren, ihr Vieh auf's Festland hinüberzuschiffen, um es vor dem Hungertod zu schützen. Wir waren nicht im Stande ein Schaf für unsere Küche aufzutreiben. Beide Inseln sind von tafelförmigen, schwarzen Lavahügeln durchzogen, beide haben nur weniges, schlechtes, ekelhaftes Wasser. Von einem solchen Getränke kann man sich bei uns wahrlich keinen Begriff machen; die Flüssigkeit, die man mir in Bakka vorsetzte, war von schmutzig ziegelrother Farbe, dabei salzig und schmeckte und roch zum Ueberflusse noch nach Seife und faulen Eiern. Die Leute hier sind an nichts Besseres gewöhnt, aber für einen Europäer ist es wahrlich schauerlich, ein Glas solchen Wassers

hinunterzuwürgen; es gelingt nur, wenn man sich die Nase zuhält und den ganzen Inhalt auf einmal leert. Auf ungefähr zehn Stunden zu Kameel landeinwärts vom Innern der Bucht liegt die grosse Salzebene, von der sich beinahe ganz Abessinien mit jenem wichtigen Artikel versieht. Sie ist eine ausgedehnte Schichte, 3—4 Fuss dick; Leute, die rings herum hausen, brechen das Salz, geben den Stücken eine Form, der unserer kleinen Schleifsteine nicht unähnlich und bringen es an die Grenze zum Verkauf. In Abessinien wird es nicht nur zum Kochen verwendet, sondern cursirt auch in Ermanglung eines besseren und bequemeren Kleingeldes. Je grösser die Entfernung, desto grösser auch der Werth; in Gondar gehen 40—45 auf einen Thaler, im näher gelegenen Adowa 70—75.

Am 3. September ankerten wir in Hamfila, ein kleines Dorf im Innern einer grossen Bucht mit kleinen Inseln und Korallenriffen übersäet. Auch hier seit mehr als einem Jahre kein Regen, daher alle Brunnen trocken, oder mit wenigem salzigen Wasser; das Vieh drei Tage weit auf der Weide, da die Umgegend kein Futter bietet; das Dorf zählt gegen 20 elende Hütten, die Leute sind Dumhoitas[1]), einer der kleinen Stämme, die zur Danakilnation gehören. Scheich-el-Beled ist gegenwärtig ein uraltes Weib, das schon seit undenklichen Zeiten diese einflusslose Würde — Oberste des Dorfes — bekleidet. Als Invalide, untauglich zum vielen Gehen, hatte ich mich auf einer Strohmatte, von einigen Dorfbewohnern umgeben, niedergelassen und da erschien denn auch das krummgebeugte Grossmütterlein, die alte Sultana, um den neuangekommenen Fremdling zu begrüssen. Sie reichte mir ihre knöcherige runzelige Hand und setzte sich dann, ihr juchtenes Antlitz vor meinen neugierigen Blicken mit einem vom Zahn der Zeit arg hergenommenen farbigen Lumpen verhüllend. Die Conversation beschränkte sich lediglich auf mehrmals wiederholte Taibihn und Marhabba („Geht's Dir gut“ und „Willkommen“) die einzigen Worte, die sie auf arabisch zu sagen wusste; ihr

[1]) Heuglin schreibt Domhoido.

Besuch dauerte nicht lange und bald verkroch sich wieder diese bettelhafte Majestät — die Eingebornen nennen sie alle Sultana — in ihre elende erbärmliche Residenz. Ich begehrte Wasser, doch die Leute selbst erklärten, es wäre für mich zu schlecht, gleichwohl sie es 5—6 Stunden weit holten. Dass ich nach meinen in Bakka gesammelten Erfahrungen es vorzog, meinen Durst am Bord mit Tetsch zu stillen, wirst Du begreiflich finden. Diese Art Meth, den wir mit einem in Massaua angekauften Honigvorrathe am Schiffe selbst erzeugen, ist zwar keineswegs ein gutes Getränk, doch im Vergleich zu dem hiesigen Wasser herrlich. Wenn man auch hin und wieder trinkbares Wasser einschifft, so verdirbt es schnell in den schlechten Fässern und Schläuchen. Keine Insel der Hamfila Bai ist bewohnt, es hat auch keine einen Tropfen Wasser, und doch sind auf einer noch Ruinen von Cisternen und Gräbern, ein Beweis, dass es vor Zeiten besser war. Jetzt geschieht nichts von Seite der Regierung, die Leute hauen alle Salzpflanzen-Vegetation, die hin und wieder wuchert, zu Brennmaterial aus, und in Folge dessen regnet es begreiflicherweise jedes Jahr weniger.

Am 4. Morgens verliessen wir Hamfila, schifften bei Dabaju[1]), wo einige Bedanis mit ihrem Vieh um die Brunnen lagerten, Wasser ein und ankerten am 5. in der Bai von Edd. Die Gegend ist nicht so wasserarm, als Hauakil und Hamfila; in die Bucht mündet ein grosser Zeil (Strom, so oft es in den Bergen regnet), der das Thal bewässert, das demnach genügendes Viehfutter hervorbringt. Hier waren Kameele, Ziegen und Schafe im Ueberfluss; das Dorf zählt gegen 100 Hütten, dessen Bewohner auch vier Sambuks besitzen, mit welchen sie die Ausfuhr ihrer Producte: Vieh, Butter und Häute nach Hodeida, Mocha und Aden bewerkstelligen, und dafür Getreide einführen, da auch dort keine Bodencultur betrieben wird. Die Rhede ist schlecht, gegen Nord ganz offen; mein Gefährte, der länger am Lande geblieben, konnte erst spät in der Nacht, als der Nordwind eingebrochen, an Bord

[1]) Dobeiju.

zurückkehren, die Brandung ging sehr hoch; von einem Molo oder irgend einer Anstalt, um sich ein- und auszuschiffen, war in Edd, wie in allen diesen Orten, keine Rede. Man fährt mit dem Boote, bis man aufsitzt und watet dann, so gut es geht, an den Strand und zieht erst auf festem Boden seine Stiefel an.

Am 6. Morgens segelten wir aus der Bucht von Edd hinaus, und ankerten Nachmittags bei der nahe am Lande gelegenen Insel Rachmah[1]). Die ganze Strecke ist vulcanische Formation mit getrennten kegelförmigen Hügeln übersäet, deren zackige, kammähnliche Kanten, von der Abendsonne beschienen, prachtvolle Silhouetten geben. Die Insel Rachmah selbst eine emporgetriebene Lavamasse, ohne alle Vegetation und unbewohnt.

Am 7. erreichten wir die Bai von Belul, deren Umgegend von grossen Regenströmen bewässert wird. Die Thäler bieten auch eine Vegetation, die unseren Augen herrlich erschien, Massen von Fächer- und wilden Dattelpalmen, aus deren Blätter die Eingeborenen Matten flechten und nach Aden verkaufen. Der Ort selbst liegt über zwei Stunden vom Lande, ich sah ihn nicht; er soll aber nicht viel Interessantes bieten; eine Gruppe von Hütten, die sich alle so ziemlich gleichsehen, bewohnt von schmierigen Kerls, die ich mir schon zur Genüge oft angeschaut habe.

Von Belul fuhren wir, wie ich Dir bereits mittheilte, nach Mocha, der vermeintlichen Kaffeestadt[2]). Die reichen Bewohner ausgenommen, trinkt dort alle Welt Kischer, einen Absud der Schalen der Kaffeebohnen. Ich selbst hatte mir vorgenommen, ein geringes Quantum vorzüglichen Kaffees mitzunehmen; man rieth es mir ab; den guten Mocha-Kaffee verkaufe man nur in Hodeida und Aden, in Mocha selbst ganz gewöhnliches Zeug, von keiner besonderen Qualität. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich Dir, guter Vater, von Mocha selbst schrieb; auf die Gefahr hin, eine Wiederholung zu begehen, will ich hier nur sagen, dass diese Stadt eine grosse Menge steinerner, schön ge-

---

[1]) Ráhemeh, nach Heuglin.

[2]) Mokka, Mokha der älteren Karten. Heuglin schreibt Moha.

bauter Häuser und Paläste zählt, die sie jedenfalls zur schönsten Stadt des rothen Meeres machen, gleichwohl jetzt Alles verfallen und verlassen oder wenigstens dem Ruine sehr nahe ist. Es sind meist zwei, drei Stock hohe Häuser, mit spitzen Bogenfenstern und mit gezackten zinnenartigen Balustraden umgebenen Terrassen. Die feinen und zierlichen Schnitzarbeiten an den Erkern und Hausthoren zeigen von früherer Pracht und Reichthum, der Mocha verliess, seit Unsicherheit der Wege den Verkehr mit dem Innern beinahe unmöglich macht und seit die aufblühende englische Colonie, der Freihafen Aden, den Handel von hier ablenkte, der sich theils nach jenem Orte, theils nach Hodeida zog. Letzteres war vor einigen Jahren und ist noch ein elendes Nest, doch beträgt die Douane dort 7000 Thaler per Monat, während sie sich gegenwärtig in Mocha kaum auf 1500 Thaler beläuft. Die Stadt selbst ist todt und menschenleer, man kann sie halb durchwandern, theils an verfallenen, theils an Ruinen von Häusern vorüber, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. Nur am Molo bei einem Thore an der Landseite, wo täglich Nachmittags Gemüse, Milch etc. zu Markt gebracht wird, sieht man täglich ein Gewühl von Menschen. Ersteres war während unseres Aufenthaltes besonders lebhaft, weil drei grosse Dreimaster auf der Rhede lagen, jeder mit 1000 bis 1500 Mekkapilgern, die nach ihrem Vaterlande Java zurückkehrten. Der Bazar ist arm und elend, wie die Bewohner der Stadt insgesammt. Die nächste Umgebung bietet einige ziemlich staubig aussehende Palmenhaine, zwischen denen elende Hütten, hübsche Scheichsgräber und einige nett aussehende Landhäuser liegen. Das Wasser in Mocha selbst ist brackisch, doch bekommt man auch gutes, das von den zwölf Stunden entfernten Bergen geholt wird; von diesen wird auch die Stadt in reichlicher Menge mit Gemüse und Obst versehen, an dem wir uns, die seit Langem nur von Reis und Schaffleisch lebten, die Zeit unseres Aufenthaltes sehr gütlich thaten. Dort fanden wir und seither nicht mehr Gurken, Zwiebeln, Quittenäpfel, eines Tags auch Bananen; wie ich eben merke, gerade keine sehr brillante Auswahl, die aber doch herrlich schmeckte.

Mocha war einstens eine Festung und ist noch jetzt mit Mauern umgeben, doch Bresche zu schiessen, um in das Innere der Stadt zu dringen, wäre jedenfalls überflüssig; die Mauern sind an vielen Stellen eingestürzt und sehen ganz darnach aus, dass man in Bälde nach allen Richtungen wird aus- und eingehen können, ohne sich die Mühe zu nehmen, ein Stadtthor zu passiren.

XXV.

Tadjurra, 15. October 1857.

Mit der Hoffnung in Berbera viele und gute Nachrichten zu bekommen, setze ich heute schon die Schilderung meiner Reise fort, um einmal mit ihr au courant zu sein. Mit dem Schiffe, das unsere letzten Briefe nach Aden bringt, haben wir auch einen unserer Diener mitgeschickt, mit dem Auftrage uns mit unserer Post und einigen Provisionen in Berbera einzuholen; Du kannst Dir also denken, wie sehr ich mich auf die Ankunft in jenem Hafen freue.

Du siehst, wir sind noch nicht abgereist und liegen noch immer in diesem trostlosen Neste, gleichwohl wir nach dem abgeschlossenen Contracte schon seit vorgestern unter Segel sein sollten. Doch so geht es hier zu Lande, die Leute reden nie ein wahres Wort, versprechen alles Mögliche, so dies ihnen Vortheil bringen kann, um natürlich gar nichts zu halten. Hat man Geschäfte mit so einem Kerl, so ist man von Vornherein verkauft und verrathen. Doch nun etwas vom weiteren Verlauf meiner Reise. Wir verliessen Mocha am 15. September, ohne wegen der Miethe eines Schiffes etwas ausgerichtet zu haben; die Verhandlungen mit mehreren Reïs scheiterten alle an ihren impertinenten Forderungen und Zumuthungen, und so fassten wir den Entschluss nach Tadjurra zu gehen und hier unser Glück zu versuchen.

Wir nahmen unseren Weg wieder längs der Danakil-Küste, liefen die Assab Bai an und hielten uns in dieser zwei Tage auf. Die Bucht dringt tief in's Land ein, ist sehr ausgedehnt und mit einer Menge von kleinen Inseln und Korallenriffen übersäet.

Unsere Leute sagten uns, es wären deren „hundert weniger einer“, eine Ausdrucksweise, die man häufig zu hören bekommt, wenn ein Araber eine sehr grosse Zahl bezeichnen will. Die Küste ringsum vulcanischen Ursprungs, eine Reihe von Lavahügeln von schwarzbrauner Farbe mit einiger Fächerpalmenvegetation in den Niederungen. Die Ufer der Bai sind spärlich, die Inseln gar nicht bewohnt; in Nähe unseres Ankerplatzes lagen zwei Gruppen von 10 — 12 Hütten, die zusammen das Dörf Assab bilden, dessen Bewohner betreffs ihrer Ehrlichkeit keineswegs in einem sehr brillanten Rufe stehen; unsere Leute bewaffneten sich wenigstens bis an die Zähne, bevor sie das Land bestiegen. Das Wasser in der Umgegend ist brackisch, Schafe konnten wir auch keine auftreiben, die Assaber treiben zwar Viehzucht, doch ihre Herden waren wie gewöhnlich einige Tagmärsche weit; sie leben nebstbei vom Fischfang und verfertigen aus den Blättern ihrer Fächerpalmen Matten, die sie nach der gegenüberliegenden Küste verkaufen.

Den 16. lagen wir, conträren Wetters wegen, an einer der vielen öden Koralleninseln, deren Vegetation nur in niederen Schorabüschen bestand, und erreichten am 17. Perim, jene Insel, die von Seite Englands im Beginne dieses Jahres in Besitz genommen wurde, um aus ihr mit der Zeit ein zweites Gibraltar zu machen. Sie liegt zu diesem Zweck vortrefflich, gerade an der Mündung des rothen Meeres, wo sich die beiden Küsten von Asien und Afrika am nächsten rücken und Bab-el-Mandeb (das Thor der Betrübniss) bilden, und hat einen ausgezeichneten grossen, geräumigen Hafen, um ganz geeignet eine zahlreiche Flotte zu fassen. Zu beiden Seiten der Insel sind Durchfahrten, die je nach dem vorherrschenden Winde benützt werden, die schmälere gegen Osten ist circa 2, die jenseitige $5^1/_2$ — 6 Meilen breit. Die Insel selbst scheint ein Erhebungskrater zu sein, sie ist ringförmig und schliesst in ihrer Mitte den Hafen ein. Das Land herum ist steil, mit Hügeln von Lavablöcken bedeckt, öde und kahl ohne Vegetation und ohne Wasser; Letzteres wird grösstentheils von Tadjurra geholt, ich sah hier mehrere Schiffe, die solches luden, und zu diesem Zwecke

gemiethet waren. Im Osten des Hafens ist ein grosses, rohgebautes Haus, das einige Ingenieurs, Arbeiter und Soldaten beherbergt, die bis jetzt beschäftigt waren, von den Gipfeln der Hügel die Lavablöcke wegzuräumen und geebnete Wege zu bahnen; das Uebrige, die Errichtung von Batterien etc. wird nachfolgen, wenn nicht ein Gerücht, das ich hier vernahm, sich als Thatsache herausstellt, dass nämlich England durch eine einstimmige Forderung der Grossmächte genöthigt worden sei, das Versprechen abzugeben, die Insel Perim zu verlassen; jedenfalls wirst Du hierüber besser unterrichtet sein als ich.

Am 18. vor Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg, steuerten längs der öden, kahlen Danakil-Küste, in deren Innern sich streckenweise langgedehnte Tafelberge erheben, ankerten Abends bei Ras Bir an der Mündung der Bucht von Tadjurra, um von der langweiligen arabischen Sitte, womöglich nie eine Nacht unter Segel zuzubringen, ja keine Ausnahme zu machen, und liefen Tags darauf spät nach Sonnenuntergang in Tadjurra ein und konnten daher erst am kommenden Morgen unsere neugierigen Blicke befriedigen. Gegen 200 elende Hütten, wie gewöhnlich aus rohen, dünnen Baumstämmen erbaut und mit Strohmatten gedeckt, eng aneinander gepfercht, mit einer minaretlosen, weiss übertünchten steinernen kleinen Moschee am Ostende und einem aus gleichem Material ausgeführten Scheichgrabe am Westrande, bilden diese Stadt oder Dorf; wie begreiflich eine höchst pitoyable Aussicht, deren wir nun leider seit beinahe einem Monate geniessen. Die Umgegend ist etwas freundlicher; Hügelreihen, die sich terrassenförmig einander überragen, und den 5000 Fuss hohen Djebel Gudah als Hintergrund haben, an den niedern Stellen ziemlich dicht mit Zwergmimosen bewachsen und in der Nähe des Ortes einige kleine, schlecht gehaltene Gärten mit schütteren Gruppen von grünen Baumwollsträuchern, Dattel- und Dompalmen. Von der Morgensonne beleuchtet, bot sich das Ganze unsern Augen, die seit Langem nichts Besseres gesehen, als ein freundliches Bild dar, in Steiermark aber würde Tadjurra's Umgegend sicherlich nur Schande aufheben.

Von einer Schaar nackter Kinder, die zusammengelaufen waren, um die Weissen zu begaffen, begleitet, machten wir bald unseren Besuch dem Sultan Muhammed, der sich Gebieter des ganzen Danakillandes nennt, in Wahrheit aber ein bettelhafter armer machtloser Kerl ist, der selbst in Tadjurra nicht den geringsten Einfluss ausübt, und den von seinen Eltern geerbten gänzlich gehaltlosen Titel eines Sultans nur zur Belästigung seiner vermeintlichen Unterthanen fortzuführen scheint, um bei seinem Tode diese pitoyable Rolle dem Erstgeborenen seiner Söhne zu vermachen. Gewiss wird ihm Niemand diese Würde streitig machen, die auch im Dorfe keine Achtung geniesst. — Die Wohnung der jetzt regierenden schwarzen Majestät zeichnete sich auch durch nichts von den andern elenden Hütten aus; wir wurden in einem kleinen (kaum zehn Fuss im Quadrat) finstern Zimmer empfangen und kauerten uns auf einigen Strohmatten nieder, die das sämmtliche Ameublement dieses Audienzsaales ausmachten, und wurden mit Kischer (Brühe aus den Schalen der Kaffeebohne) traktirt, der in einem und demselben Schälchen an alle Anwesenden — es hatte sich nämlich eine Schaar unappetitlicher Kerle, die Ortsnotabilitäten und Grossen der Krone, eingefunden — gereicht wurde. Sultan Muhammed, eine altersschwache, krummgebeugte, runzlige Gestalt, trug das gewöhnliche sehr einfache Costüm seiner Landsleute, ein Baumwolltuch um die Lenden, und war nur mit einem grösseren Quantum Halsschnüren aus bunten Glasperlen und Amuletten geziert. Man trifft hier nämlich denselben lächerlichen Aberglauben, der in Abessinien allgemein verbreitet ist, dass nämlich mit was immer beschriebene Zettel heilkräftige Eigenschaften besitzen; diese werden sorgfältig in Leder eingenäht und an Schnüren entweder um den Oberarm oder um den Hals getragen. Man sieht selten einen Kerl, der nicht mit derlei Schutzmittel gegen vergangene oder zukünftige Krankheiten ausgerüstet wäre. Ich lernte in Massaua einen Italiener kennen, dem auf einer Reise in Abessinien sein Geldvorrath ausgegangen war; Parteikämpfe, die seit einer Reihe von Jahrhunderten in jenem Lande fast unaufhörlich wüthen, machten

die Wege unsicher und jede Verbindung mit den Hafenstädten unmöglich; der arme Kerl wäre demnach angewiesen gewesen, entweder zu verhungern oder zu betteln, hätte er nicht den guten Einfall gehabt, sich als Amuletfabrikanten auszugeben. Mit diesem industriellen Unternehmen machte er brillante Geschäfte, wurde überall gastfreundlich aufgenommen, schrieb Zetteln, so viele man haben wollte, vertheilte sie an Gesunde und Kranke und hütete sich wohlweislich in irgend einem Orte das Resultat seiner Curen abzuwarten. So gelang es ihm ein Stück seiner Reise zurückzulegen, bis zugeflossene Mittel es ihm wieder möglich machten, das unfreiwillig angenommene Metier an den Nagel zu hängen.

Nun noch etwas über unseren Sultan, um Dir von der Würde und Pracht dieses Potentaten eine kleine Idee zu geben. Er schickte uns täglich während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes ein Gefäss Milch, gab uns aber bald zu verstehen, dass ihm ein Geschenk unsererseits angenehm wäre. Wir waren in Verlegenheit über die Wahl eines passenden Gegenstandes, doch unsere Leute halfen uns schnell aus dieser und versicherten, dass Geld zweifelsohne sich des grössten Beifalls erfreuen würde. Demgemäss überschickten wir dieser bettelhaften Majestät mit der Versicherung unserer tiefsten Verehrung fünf Stück Maria Theresia-Thaler, die huldvollst entgegengenommen wurden.

Tadjurra hat gutes Wasser in seiner Nähe; die Brunnen liegen ungefähr zehn Minuten von der Stadt und in ihrer Nähe die erwähnten kleinen, armseligen Gärten. Sonst wird keine Bodencultur betrieben; Getreide, beinahe ausschliesslich Büschelmais (Durrah) seewärts eingeführt; dieser, wie gewöhnlich zwischen zwei Steinen zerrieben, bildet in Gestalt einer Polenta nebst etwas Fisch und Milch die Nahrung der Bewohner; wahrlich schlechte Aussichten für fleischfressende Europäer, die der Zufall an ihre ungastlichen Küsten treibt. Wir hatten auch immer Mühe, uns Fleisch zu verschaffen; Vieh wird selten oder nie geschlachtet; und auch zu kaufen bekamen wir nur Ziegen, die wegen vorgerücktem Alter keine sehr lange Lebensdauer mehr voraussehen liessen;

dass uns deren Schlägel keinen sehr saftigen und schmackhaften Braten gaben, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Wir waren grossentheils an die Ergebnisse unserer Jagd angewiesen, die auch gewöhnlich reichlich ausfiel; eine Gattung Rebhühner kommt in der Umgegend häufig vor.

Die Bewohner Tadjurra's leben grösstentheils vom Handel mit Schoa; es gehen jährlich mehrere Caravanen nach dem per Kameel dreissig Tage entfernten Ankobar, versorgen diesen Platz mit indischen Seiden- und Baumwollstoffen, Kupfer, Salz, Glasperlen etc. und führen Elfenbein, Moschus, Gummi etc. aus. Sclaven ist der Hauptexportartikel, es sollen jährlich 1500 bis 1600 trotz des von der Pforte erlassenen Hat-Humayums, über Tadjurra nach dem Hedschas verschifft werden. Die türkische Regierung erhebt $1^1/_2$ Thaler per Stück und wendet sonst diesem Orte keine weitere Aufmerksamkeit zu. Die Leute, Danakils, wie am ganzen nördlichen Ufer der Tadjurra-Bai sind fanatische Muselmänner, heulen mehrere Stunden jedes Tages ihre Gebete, sind dabei aber ausgemachte Spitzbuben und Betrüger; in ihrem Verkehre mit uns bewiesen sie sich wenigstens als im höchsten Grade unehrlich und übervortheilten uns, so oft sie konnten, auf die schamloseste Weise. Die Tracht ist auch keine sehr brillante; die Kinder laufen complet nackt herum, Knaben bis zum 9., Mädchen bis zum 4. Jahre; dann gibt man ihnen einen Lumpen, der, um die Lenden geschlungen, auch den Anzug der erwachsenen Leute ausmacht. Aus wohlhabenderen Familien tragen die Männer noch ein Tuch über die Schultern geworfen, die Weiber ein langes, dunkelblaues, bis über die Knöchel reichendes Hemd. Erstere gehen immer bewaffnet und tragen an der rechten Seite ein grosses, spitzes, krummgebogenes Dolchmesser, und wenn sie sich auf grössere Entfernung vom Dorfe begeben, nebstbei noch eine 7 bis 8 Fuss lange Lanze. Die Frisur ist jedenfalls das Originellste in diesem Lande; den Kindern rasirt man ganz oder zum Theil den Kopf und lässt auf diesem einen oder mehrere Büschel Haare stehen; Form und Façon richtet sich ganz nach dem Schönheitssinn der Eltern und man sieht oft wahrlich die

drolligsten und verunstaltendsten Anlagen auf den Häuptern ihrer Sprösslinge. Die Weiber haben ihr Haar in der Mitte abgetheilt und zu einer Unzahl Zöpfe geflochten, daher aber auch in der Regel sehr zerrauft, da die Operation des Frisirens viel Mühe kosten mag und nie oder höchst selten wiederholt wird. Die Männer endlich verwenden die grösste Sorgfalt auf ihren Haarschmuck und sehen dafür auch am ekelhaftesten aus. Die Sitte, auf diesem eine dicke Schichte Fettflocken aufzutragen, steht auch hier in Ehren, wird aber wegen Mangel an Schlachtvieh nur selten vorgenommen. Desto mehr Mühe gibt sich daher ein Tadjurra-Stutzer, um seine Coiffure im besten Stand zu erhalten, und schläft des Nachts mit einer niedern aufgestellten Krücke als Kopfkissen. Von Weitem — nicht auf Geruchdistanz — sieht so ein Kerl mit seinem langen, buschigen, weiss gepuderten Haare dem Porträt eines Staatsmannes aus Ludwig XIV. Zeiten nicht unähnlich, dies natürlich nur am ersten Tage, so lange die Sonne die feine Pomade nicht geschmolzen und Sand, Staub und Mist sich ihr nicht beigemischt haben. Ist aber dies der Fall und rinnt das Fett in Strömen über Gesicht und Rücken, so ist das der abscheulichste Anblick, den man sich denken kann, notabene mit einem scheusslichen Gestank von ranzigem, faulem Fett in seinem Gefolge.

Zeila[1]), 21. October. Am 17. erst gelang es uns, von Tadjurra flott zu werden und am 19., nachdem wir einige unbewohnte Häfen besucht, ankerten wir auf der Rhede von Zeila und werden morgen unsere Reise nach Berbera fortsetzen. Stadt und nächste Umgebung bieten einen an Trostlosigkeit unübertrefflichen Anblick, da sieht noch Sulina viel freundlicher aus. Zeila, von verfallenen Mauern umgeben, auf einer flachen, öden, kahlen Landzunge erbaut, kam zur Zeit Mehmed Ali's Campagne in Arabien unter türkische Herrschaft und geht natürlich seit jener Epoche seinem Verfall und Ruin entgegen oder besser gesagt, steht bereits auf einem möglichst tiefen Punkte des Elends. Der Pascha von

[1]) Auch Sayla, richtiger Seilă oder Sélă.

Hodeida, dem diese Stadt direct untergeordnet ist, vermiethet die Scheichswürde (Gouverneursstelle) an den Meistbietenden, dem dann Steuern und Abgaben einzutreiben überlassen bleibt. Daher wird diese Behörde sehr oft gewechselt, sobald sich irgend ein Kerl findet, der einige hundert Thaler mehr vorschiesst. Der Druck auf's Volk wird mit jedem Jahre lästiger, und der Handel, den Zeila früher mit dem Innern besorgte, sucht neue Wege auf. Zeila entrichtete anfangs 500 Thaler jährlich, der jetzige Scheich soll 3000 bezahlen; man glaubt, dass er Banquerott machen werde und es ihm unmöglich gelingen könne, diese Summe herauszupressen, viel weniger aber etwas bei diesem Geschäfte zu gewinnen. Die Stadt zählt kaum 1000 Einwohner und besteht aus elenden Hütten, die zwischen Ruinen und Schutthaufen von steinernen Häusern aus besseren Zeiten, zerstreut liegen. Der Gouverneur wohnt auf der Mauer ober einem der Thore, in einem aus Strohmatten zusammengeflickten elenden kleinen Käfige, zu dem eine schlechte, kaum $1^1/_2$ Fuss breite stufenlose Treppe hinaufführt. Er ist eine nichts weniger als sauber aussehende, lange hagere Gestalt mit verschmitztem Gesichte, Somali von Geburt, und bekleidet nun zum zweiten Male diesen Posten, der ihm circa 1000 Thaler mehr kostet, als zur Zeit seiner ersten Anstellung. Von Zeila an wird die ganze Küste über Cap Gardafui bis Zanzibar von Somalis bewohnt, die sich in eine Unzahl Stämme theilen, grösstentheils Hirten sind und sich von den andern Bewohnern dieser Meeresküsten, was ihre Sitten betrifft, wenig unterscheiden. Es ist ein wohlgeformter Menschenschlag von dunkelbrauner Farbe — Schwarze kommen überhaupt, ausser weit im Innern, erst südlich vom Aequator vor — mohamedanischer Religion, weniger fanatisch als die Danakil, doch im Verkehr mit Fremden gleich unehrlich und betrügerisch. Sie sprechen eine eigene Sprache, kleiden sich wie die Danakils, färben jedoch zuweilen ihre Haare roth, statt sie mit Fett zu beträufeln. Wer es besonders nobel geben will, trägt eine Perrücke von rothgefärbtem Schafspelz. Wir machten gestern einen Ausflug nach den zwei Stunden von der Stadt entfernten Brunnen, die im

Bette eines Regenstromes liegen; dort ist etwas Vegetation, und ich sammelte einige Samen. Mache Dir aber ja keine grossen Erwartungen, dies ist wahrlich nicht das Land, wo Blumen wachsen. Wir waren auf unserer Partie von circa 30 Kerls der Garde des Scheichs begleitet, lumpige, zerfetzte Araber aus Yemen mit Luntenflinten bewaffnet. Das ganze Corps ist gegen 50 Mann stark und thut Finanzwachdienst, erpresst Abgaben von den Landesbewohnern und Trinkgelder von Fremden, denen es sich als Ehrenwache aufdringt.

Berbera, 29. October. Ich kam vorgestern hier an und warte nun mit grosser Ungeduld auf die Ankunft unseres Dieners von Aden, der mir, ich hoffe zuversichtlich, endlich wieder Nachrichten aus der Heimat bringen wird. Gott gebe, dass sie günstige seien und von einem möglichst späten Datum mich über Euer Wohlbefinden beruhigen. Hier wird es nicht an Gelegenheiten mangeln diesen Brief zu expediren; der Verkehr mit Aden während der Wintermonate ist beinahe täglich. Während dieser Jahreszeit kommen zahlreiche Caravanen aus dem Innern und tauschen ihre Landesproducte: Kaffee, Weihrauch, Häute, Vieh, auch Sclaven gegen indische Baumwollstoffe, Getreide und Reis ein. Wenn die Hitze und mit ihr Wassermangel eintritt, zieht Alles wieder ab, die Häuser werden abgetakelt, die Strohmatten, mit denen das Gerippe aus Baumstämmen bedeckt war, weggenommen und der kurz vorher belebte Ort bleibt ausgestorben und verlassen, bis der Wiedereintritt der Regenzeit die früheren Bewohner und Eigenthümer zurückführt. Kurz vor uns kam der erste Trupp an und jetzt erwartet man täglich neue Zuzüge. Wir sind um einen Monat zu früh angekommen, um das wahre Leben und Treiben zu sehen. Die Menschenmasse, die sich hier versammelt, soll sehr zahlreich sein, ich glaube 12—15.000, die Leute hier jedoch, die keine Idee vom Zählen haben, versichern uns, es gäbe Menschen und Kameele um die Mitte der Marktzeit wie Sandkörner im Meere.

Berbera hat einen ausgezeichneten Hafen, gross und geräumig, und eine für's Auge nicht unfreundliche Umgegend;

das nächste Land ist zwar flach und kahl, doch auf kurzer Entfernung, kaum 15—20 Meilen, erheben sich aus diesem hohe schön geformte Berge. Hier soll dereinst Emporium mundi, eine Römerhandelsstation, gestanden sein, doch von Ruinen keine Spur. Die Reise von Zeila hieher bot wenig Interessantes; wir verliessen jene Rhede am 21. Nachmittags und ankerten bei der nur wenige Meilen entfernten Insel Sad-ed-Din, auf der ausgebreitete Ruinen von Cisternen sind, Ueberbleibsel der Perserherrschaft im VII. und VIII. Jahrhundert. Jetzt ist die Insel unbewohnt. Am 22. steuerten wir weiter, das Wetter war conträr und nöthigte uns drei Tage in der schlechten Rhede bei Ras Mosqan zu liegen, die keineswegs sehr brillant war. Die See schauckelte uns Tag und Nacht herum, und tüchtige Regengüsse durchnässten uns und unser Gepäck auf eine schändliche Weise. Der Rest der Fahrt ging gut von Statten.

Und nun, theurer Vater, für heute ein herzliches Lebewohl, nach Empfang der Post noch einige Zeilen. Zu Deinem nahe bevorstehenden Namenstage meine besten und aufrichtigsten Glückwünsche; sie werden zwar spät ankommen, aber deswegen keinen minder gütigen Empfang finden. Der Allmächtige erhalte Dich gesund, beschütze Dich vor jedem Unglücke und gebe mir bald wieder die Freude, einige Zeit in Deiner Nähe zu verleben. Hoffentlich wird dies im Anfange des kommenden Jahres geschehen. Nochmals, lebe wohl.

Berbera, 4. November. Heute endlich, nach langem peinlichen Warten erschien unsere Post. Du kannst Dir meine unendliche Freude vorstellen, als ich unter vielen Briefen für meinen Freund auch Deine Handschrift auf einer Adresse erkannte. Gottlob, dass Alles gesund ist, und dass ich nun mit ruhigerem Herzen meine Reise fortsetzen kann. Mir kam heute nur Dein letzter Brief vom 23. September zu, den vom 25. Mai, wie ich Dir bereits mittheilte, erhielt ich in Massaua, so dass mir die vier Briefe vom 23. Juni, 23. Juli, 1. August, 22. August fehlen; sie liegen weiss Gott wo; doch ich will nicht klagen, da es jedenfalls ein Glück ist, dass mir der Letzte, wichtigste, mit den frischesten

Nachrichten zukam, wenn es schon mein Unglücksstern wollte, dass mir Einige vorenthalten sein sollten. Auch für die Beilagen, mit dem Betreffs meiner unrichtigen Titel: „Alte Neuigkeiten“, meinen besten und herzlichsten Dank. Sie waren mir alle funkelnagelneu; ich las sie mit dem grössten Interesse und gedachte oft mit der innigsten Dankbarkeit Deiner, guter Vater, der Du keine Mühe gespart, um Deinem in weiter Ferne herumirrenden Sohne eine Freude zu machen.

Wir reisen begreiflicher Weise heute weiter, und ich werde es in keinem Hafen unterlassen, so sich mir eine Gelegenheit nach Aden gibt, Dir Nachrichten von mir zu schicken. Sollten aber solche auf sich warten lassen, so sei ja unbesorgt; Alles was man von starken gefährlichen Winden in diesen Gewässern erzählt, ist leeres Geschwätz, ich wenigstens habe während meines fünfmonatlichen Herumtreibens auf diesen Meeren noch kein Wetter erlebt, das man bei uns einen heftigen Sturm nennen würde. Der Himmel ist meist heiter, der Wind mässig. Man reist sehr langsam, dafür aber sehr sicher. Ueber meinen Aufenthalt in Berbera habe ich wenig nachzutragen, er war nicht sehr brillant; Spaziergänge und Jagden in der öden Umgebung, auf welch' letzteren ich meist nur Böcke schoss. Das Dorf fängt an sich zu füllen, und die früher durchsichtigen Häuser untransparent zu werden. Auf einem kleinen Ausfluge fanden wir auf 4—5 Stunden von Berbera Ruinen von römischen Niederlassungen an Stellen, wo das Regenwasser sich jetzt noch in der grössten Masse ansammelt. Wo Berbera jetzt, stand dereinst Emporium mundi.

XXVI.

Sulchejan, 18. November 1857.

Meine jetzige Residenz wirst Du wohl sicher auf keiner Karte finden; es ist ein ziemlich schlechter Ankerplatz mit keinem Haus, keinem Baum, keinem Grashalm in der Umgegend, in dem wir nun wegen starken conträren Windes seit drei Tagen liegen. Heute hat sich das Wetter etwas gelegt und, Juschallah, wird

morgen weiter gesegelt werden. Sulchejan liegt am Festlande, etwas westlich von der Insel Med, die, wenn gleich unrichtig, auf allen Karten aufgezeichnet ist. Von den verschiedenen Orten an der Somali-Küste, die noch vor uns liegen, soll sich selten eine Gelegenheit nach Aden ergeben, ich bereite aber für alle Fälle diesen Brief vor, vielleicht gestalten sich die Verhältnisse günstig.

Ich habe Deinen letzten Brief vom 23. September in Berbera sehr flüchtig und in Eile beantwortet; das Wetter war gerade günstig und uns daran gelegen die versäumte Zeit hereinzubringen und so schnell als möglich abzusegeln; ich will daher auf selben zurückkommen und hier erwähnen, dass ich nebst Deinem noch ein anderes Schreiben von einem Marineofficier erhielt, welches ich erst erbrach, als unsere Post bereits expedirt war; dieser Brief war einfach nach Kairo adressirt — es scheint wirklich besser zu sein die Freundschaftsdienste dritter Personen nie in Anspruch zu nehmen — vom 1. October datirt und theilt mir unter Anderm mit, dass mein Urlaubsverlängerungsgesuch in den letzten Tagen Septembers dem Marineobercommando zugekommen sei, woraus ich die beruhigende Gewissheit schöpfte, dass mein Brief aus Sauakin, der im selben Packet abgeschickt wurde, richtig an seine Bestimmung gelangt sei, was immerhin eine sehr räthselhafte Frage war. Jene von Massaua, Mocha, Tadjurra, die alle in Aden eintrafen, müssen bald nachgefolgt sein. Dein Traum, nämlich das Lesen eines Briefes von mir im Schlafe, ist insoferne eingetroffen, dass der erste, den Du erhalten solltest, wirklich von einem mit dem Buchstaben S anfangenden Orte, nämlich von Sauakin geschrieben wurde.

Die Reise per Kameel fand nicht statt, ich hege auch gar kein Verlangen, auf einer solchen Fahrgelegenheit die Rückreise zurückzulegen. Aus meinen Briefen wirst Du ersehen haben, dass wir Willens sind, über Aden per Dampf heimzukehren, was auch der Ablauf der Verlängerung meines Urlaubes nöthig macht. An Chloroform und Oporto-Wein ist in diesem von Gott verlassenen Lande wohl nicht zu denken, ich danke Dir aber, theuerster

Vater, für die wohlgemeinten Rathschläge und werde sie in Zukunft sicher nicht ausser Acht lassen. Aus dem Briefe meines Kameraden erfuhr ich eine Menge Detail-Nachrichten über unser Corps, die mir grossentheils unklar sind, da sie einen Zeitraum von sechs, an Veränderungen wahrscheinlich sehr reichen Monaten, als bekannt voraussetzen, er theilt mir auch mit, dass meine Beförderung Ende October publicirt werden solle, und dass ich für eine sehr ehrenvolle Stelle im Marineobercommando bestimmt wurde. Mit welcher Vorsicht die erste Nachricht aufzunehmen sei, lehrt mir die Erfahrung; was meine Landanstellung betrifft, fühle ich mich und muss mich geschmeichelt fühlen, bin aber darüber nicht sehr glücklich. Abgesehen davon, dass ich den activen Dienst zur See jedem andern vorziehe, bin ich auch im Führen der Feder zu ungewandt, um einen scribirenden Posten zur Zufriedenheit meiner hohen Vorgesetzten ausfüllen zu können. Meine zum Theil italienische Erziehung, der lange Aufenthalt im Ausland, wo ich selten etwas Deutsches zu Gesicht bekam etc. sind Ursache, dass ich jetzt Nächte hindurch Regen, Wind und Wellen auf Deck zu trotzen als weniger beschwerlich betrachte, als in einer warmen Stube zu sitzen und Befehle und Berichte zu dichten. Doch ich will mir einstweilen keine grauen Haare wachsen lassen, umsomehr da diese sich jetzt eines überaus üppigen Wachsthums erfreuen; ich rasirte nämlich meinen Schädel bis vor Kurzem und schmeichle mir durch diese Massregel eine grössere Dichtigkeit meines Schindeldaches erzielt zu haben.

Wie ich aus einigen Allgemeinen Zeitungen vom Monat Juli ersehe, wurde denn doch einmal die Eisenbahn von Triest eröffnet; Graz und Triest sind sich somit um Bedeutendes näher gerückt und ein kurzer Ausflug nach Steiermark um vieles leichter geworden. Hoffentlich werde ich bald einen solchen unternehmen können.

Nun etwas über meine Reise seit Berbera. Wir verliessen dieses Nest am 4. und ankerten am 5. in Séara um Wasser einzuschiffen und unsere Wäsche waschen zu lassen, eine nothwendige Arbeit, die in diesem dürren, trockenen Lande nur an wenigen

Orten verrichtet werden kann; wovon auch die weiss sein sollenden Ueberwürfe der Somali ein deutliches Beispiel geben. Man muss sich glücklich schätzen, wenn man in den elenden, seichten Gruben, denen man hier zu Lande den Namen Brunnen gibt, die aber viel eher Pfützen gleichen, der trüben braunen Flüssigkeit in genügender Menge findet, um nicht zu verdursten; das Waschen wird von den in ihren Ansprüchen wohl sehr bescheidenen Leuten als übertriebener Luxus betrachtet. Séara hat eine schlechte Rhede, die gleichwohl von den nach Berbera fahrenden Schiffen häufig besucht wird. Die Brunnen liegen unweit vom Strande und sollen, wenn gleich in sehr geringer Menge, das ganze Jahr hindurch Wasser geben; wir schöpften sie mehrmals trocken. Einige Leute hausen in ihrer Nähe, betrachten sich als deren Herren und erbetteln oder erpressen, je nach Umständen, eine Gabe von den durstigen Schiffern. Das Dorf besteht aus drei elenden Hütten und einem sogenannten Fort, einem viereckigen steinernen Gemäuer, in dem sich die Bewohner bei den häufigen Ueberfällen von benachbarten feindlichen Stämmen zurückziehen und Schutz suchen. Solche primitive Festungen, manchmal mit einer oder zwei verrosteten, weiss Gott wo gestohlenen Kanonen armirt, finden sich in allen Ortschaften an der ganzen Küste. Die Somali, die das ganze Land bewohnen, theilen sich in eine Unzahl Stämme, die sich alle feindlich gegenüberstehen. Blutrache, Raublust und dergleichen geben den Anlass zu solchen Streifzügen, da wird dann nach Herzenslust gemordet und geplündert und mit der Beute heimgezogen, um sich diese vielleicht bald von mächtigeren Feinden abnehmen zu lassen, daher diese fortificatorischen Bauten, die ziemlich geräumig sind, da sie, wenn ein Rückzug möglich, Leute und Vieh aufnehmen sollen. Letzteres zieht meist auf grosser Entfernung in den Bergen herum, die Ufer sind überall öde und kahl, ohne alle Vegetation, wo möglich noch elender, als an der Küste des rothen Meeres. Während unseres Aufenthaltes in Berbera wurde Rolangaret, eine ähnliche, unweit Zeila gelegene Niederlassung überfallen und die Bewohner derselben theils niedergemetzelt, theils zu Gefangenen gemacht.

Die Sieger wussten nicht, dass im Fort ein Vorrath Schiesspulver aufgehäuft war, und zündeten in diesem ein grosses Feuer an, worauf der ganze Plunder in die Luft flog und gegen 40 Menschen ihr Leben einbüssten. Berbera selbst erhielt einen Besuch am Tage unserer Abreise, die Sache lief jedoch ziemlich friedlich ab, doch nahmen die Haber Junus circa 50 Schafe, als Lohn für ihren weiten Spaziergang, mit auf ihre Berge. In der Nähe von Séara sind ziemlich ausgedehnte Schutthaufen und Spuren von Grundmauern. Zu Zeiten der Perser, vielleicht gar zu jener der Römer, muss dort eine Station gewesen sein, vielleicht hat damals auch das Land besser ausgesehen, jetzt ist es complete Wüste.

Am 6. ankerten wir in Elderad, elendes Dorf von 6 bis 7 armseligen Hütten und gleichfalls mit einer zu strategischen Zwecken bestimmten festen Burg.

Bender-Gahm, am 28. November. Hohe See, die seit mehr als einer Woche unsere Barke abscheulich herumschaukelte, machte das Schreiben wahrlich unmöglich, ich setze daher erst heute meine Relation fort.

Wir blieben in Elderad nur über die Nacht, segelten Tags darauf weiter und erreichten am 8. Kerem, ein Dorf von circa 100 Hütten, die um eine dem Einsturz drohende Gála (Fort) gruppirt liegen. Wenn man so ein Nest nicht gesehen hat, kann man sich von seinem elenden Anblicke wahrlich keinen Begriff machen. Die Hütten sind so armselig als möglich, kaum 5 Fuss hohe Käfige, vom Winde nach einer Seite übergelegt und mit zerfetzten Strohmatten gedeckt, so dass ein vorübergehender Neugieriger mit einem Blick in die innern Familiengeheimnisse eindringen kann. Das Ganze ist auf einem sandigen Strande gebaut, ohne alle Symmetrie, wie Kraut und Rüben durcheinander; viele dieser Paläste sind so nieder, dass man in dem Labyrinth, das sie bilden, über die Dächer hinüber freie Aussicht auf die kahle Umgegend hat. Dass die Leute nicht insgesammt Hunger sterben, ist ein Beweis ihrer sehr grossen Genügsamkeit. Sie treiben Viehzucht, haben ihre Herden 6, 8 bis 12 Stunden weit in den Bergen, verkaufen Schafe nach Aden und fristen mit deren Ertrag ihr Leben. Die

Nahrung besteht Jahr aus Jahr ein aus Durrah (Büschelmais), den sich Jeder zwischen zwei Steinen selbst mahlt, der aber von der jenseitigen Küste gegen Vieh eingetauscht werden muss. Die Kleidung ist sehr einfach, ein Lumpen um die Lenden, der wahrscheinlich sehr lange ausreicht, in der Wäsche aber keinesfalls stark verderben wird. Die Baumstämme zu den Hütten schleppt sich auch Jeder selbst herbei, so auch die Blätter der Fächerpalme, die, wo Wasser, hier überall fortkommt, aus der er sich Matten als Schutz gegen Wind, Regen und Sonne flechtet. Vieh wird an Ort und Stelle sehr wenig verzehrt, daher man auch häufig keines zu kaufen bekommt, ausser wenn man sich längere Zeit aufhält und wir in diesem Lande, das nur Schafe producirt und nebst Weihrauch und Harz, die auf den von der Küste entfernteren Bergen gewonnen werden, nur solche exportirt, mehrmals Tage hindurch mit Linsen und Reis vorlieb nehmen mussten. Hühner, Eier etc. trafen wir seit Zeila in keinem Orte an, sollen auch an der ganzen Somali-Küste nirgends zu finden sein.

Von Kerem an rücken die Berge dem Ufer näher und sind von einem zwischen drei und fünf Seemeilen breiten flachen Strand eingesäumt; meistens eine gänzlich vegetationslose kahle Sandebene. Auch die erste Bergreihe selbst ist kahl, und nur in den Schluchten, durch die sich die Regenströme wälzen, begegnet man kümmerlichen Mimosen und anderem Dornbuschwerk.

Am 9. Morgens kehrten wir Kerem den Rücken und ankerten am 11. in Hess, ein Nest, elend wie alle übrigen, wie sich überhaupt alle insgesammt sehr ähnlich sehen und nur durch die Zahl der Hütten unterscheiden. Hess hat für kleine Fahrzeuge einen von einem Korallenriff gedeckten, sehr guten Hafen, im Osten desselben erstreckt sich ein 6 bis 700 Fuss hohes Vorgebirge seewärts und hängt durch eine seichte Bank mit einem kegelförmigen pechschwarzen Felsen zusammen, der seiner Farbe wegen als „verbrannte Insel“ getauft wurde, von den Eingebornen Madjalen genannt wird. Von der Höhe des Karst genossen wir bei Sonnenuntergang eine herrliche Aussicht auf die terrassenförmig sich erhebenden Bergreihen nach der einen, nach der anderen Seite

erkauften wir sie aber theuer, denn der Rückweg über die kahlen, pfadlosen, mit Geröll bedeckten Granitfelsen bei finsterer Nacht, — hier ist die Dämmerung sehr schnell vorüber — war im höchsten Grade beschwerlich.

Am 12. segelten wir weiter und lavirten gegen eine steife Ostbriese auf, die bis zum 26. andauerte und uns nur sehr wenig Weg zurückzulegen gestattete. Ich glaube es bereits mehrmals erwähnt zu haben, dass die hiesigen Barken nichts weniger als dazu eingerichtet sind, um sich gegen einen conträren Wind aufzuarbeiten. Die Auftakelung selbst ist eine im höchsten Grade ungeschickte, und dazu noch eine indolente, untüchtige Mannschaft um das plumpe grosse Segel zu manövriren, die bei Tag diese Arbeit nur schlecht ausführt, bei finsterer Nacht mit ihr aber sicher nicht fertig werden würde. Deshalb wird auch hier, gleichwohl die Ufer rein und nicht wie jene des rothen Meeres mit Klippen und Bänken übersäet sind, wenn der Wind conträr, jeden Abend geankert, am nächstbeliebigen Platze unweit der Küste, wo man sich dann bis zum kommenden Morgen von der See herumschaukeln lässt. Dies beweist, wie gefahrlos das Segeln hier zu Lande ist, in unseren Gewässern zieht es Jedermann vor, auf einer guten Entfernung von einer Küste ohne Hafen zu sein, da man nie weiss, von welcher Seite und wie heftig es wehen wird; hier aber weht in dieser Jahreszeit der Wind von NO. und wenn er sich nach einer anderen Seite dreht, so weht er sehr schwach, daher man sich ohne Besorgniss der Küste nähern kann.

Am 13. ankerten wir bei der circa 8 bis 9 Meilen vom Ufer entfernten Insel Djebel Tiur, die auf unseren Karten Mett benannt ist. Diese ist ein $2^1/_2$ bis 3 Meilen langer, gegen 600 Fuss hoher, steiler Granitfelsen, der sich bei einer sehr geringen Breite von SW. nach NO. erstreckt. Die Wände fallen beinahe senkrecht in's Meer ab und der Berg kann nur von der SW.-Spitze auf sehr halsbrecherischem Pfade erstiegen werden, wo auch Schiffe in dieser Jahreszeit ankern können und gegen den NO. - Monsun Schutz finden. Auf Djebel Tiur (Vogelberg) hausen eine tüchtige

Menge von Seeschwalben, Möven, Scharpen und andere Seevögel, wesshalb auch Guano gewonnen wird. Die Ausbeute ist eine sehr unbedeutende und wird nur von Arabern betrieben, die den Guano nach Makalla und anderen Häfen der gegenüberliegenden Küste verkaufen.

Wir trafen fünf kleine Küstenfahrer vor Anker, von denen jedes circa 30 Mann Bemannung hatte, die den ganzen Tag über scharrt und kehrt und Abends ihren Fund in kleinen Körben, über die senkrechten Felsen kletternd, nach dem Schiffe trägt. Es dauert 25 bis 30 Tage, bis die Ladung completirt ist, daher begreiflich, dass Europäer dieser Insel ihre Aufmerksamkeit nicht zuwenden. Die Ausbeute ist eine zu magere. Dies ist das erste Prachtexemplar von einer Guano-Insel, die ich zu sehen bekam, mich interessirten die Massen von Vögeln, die wir oben mit den Händen fangen konnten und deren Gekreisch des Nachts das Brausen der Brandung übertönte.

Der Wind war ziemlich stark und riss uns am 15., kurz nach unserer Abreise, das Segel, weshalb wir nach Sinnechat oder Sulchejan, wo ich diesen Brief begann, lenken mussten.

Bis am 18. tobte der Asiab (Ostwind), unser Wasservorrath war zu Ende, es blieb nichts übrig, als ein Stück Weg zurückzusegeln und solches in Djidd-Ararad einzuschiffen. Beide Ankerplätze sind sehr schlecht, nämlich insoferne, dass man mit der Barke, auf der bei ruhigem Wetter die Existenz keine brillante, auf eine grässliche Weise herumgeschaukelt wird. Dies dauerte bis gestern, täglich conträrer Wind, täglich unter Segel gesetzt, bis Abends lavirt und dann mit einem kleinen Gewinn von wenigen Meilen, zweimal sogar am selben Ankerplatze, den wir des Morgens verlassen hatten, geankert; denn wir hatten nicht nur Wind und See, sondern auch die Strömung, die mit der Schnelligkeit von 1 bis $1^1/_2$ Seemeilen per Stunde nach West setzt, gegen uns; und gegen alle diese entgegenwirkenden Elemente unsere brillante Yacht. Gestern Morgens liess der Ostwind nach, die See legte sich und wir legten bis heute Mittag ein ziemliches Stück Weg zurück, ein wahrer Trost für uns, die vierzehn Tage lang in Sicht

von Djebel Tiur wie eine Schnecke herumgekrochen waren. Bender Gahm, wie gewöhnlich etliche Hütten elenden Aussehens, mit einer Gala in ihrer Mitte, auf einer flachen Sandebene, die sich 4 bis 5 Meilen bis an den Fuss der Berge erstreckt. Ich hätte mir gerne den Genuss, mit diesem Neste nähere Bekanntschaft zu machen, versagt, umsomehr, da heute der Wind auch nicht schlecht ist, aber eine dreitägige magere Kost von Linsen und Reis erweckte in uns eine zu grosse Sehnsucht nach Ziegenfleisch, als dass ihr zu widerstehen möglich gewesen wäre.

Unter Segel, 1. December. Ich hätte es mir wohl nicht im Traume einfallen lassen mögen, dass ich selbst vom Schicksal dazu bestimmt sei, diesen Brief nach Aden zu bringen. Doch so ist es leider der Fall. Mein Reisegefährte verwundete sich in Bender Gahm auf der Jagd und so blieb denn nichts übrig, als abzusegeln und nach Aden zu steuern, der einzige Ort in diesen Gewässern, in dem ärztliche Hilfe zu finden. Eine solche erachtete er für nöthig; ich kann natürlich hierüber kein Urtheil aussprechen, glaube und hoffe aber, dass die Wunde nicht im mindesten gefährlich sei. — Wir hatten 24 Tage gebraucht, um die Strecke zwischen Bender Gahm und Berbera mit unserer elenden Barke aufzulaviren; zurück geht es bei den jetzt anhaltenden Ostwinden freilich leichter, wir reisten am 29. v. M. ab und werden noch heute Aden erreichen. Dass mir diese Contrarietät im höchsten Grade unangenehm, wirst Du Dir leicht denken, mich tröstet nur der Gedanke, dass ich vielleicht schon heute, spätestens aber morgen Früh mit Nachrichten von Euch erfreut werde. Und so hat denn Alles seine gute Seite.

B. Berichte an den Erzherzog Ferdinand Max.

I.

Pyräus, 21. November 1862.

Im Nachhange zu meinem Berichte, den ich heute an das hohe Marine-Obercommando richtete, beehre ich mich, Euer kais. Hoheit die gehorsamste Meldung zu erstatten, dass die Stimmung der hiesigen Einwohner gegen die Bemannungen der k. k. Schiffe eine nichts weniger als freundliche zu sein scheint, was sich auch durch den Umstand leicht erklärt, dass in neuester Zeit Griechenland der Sammelplatz vom Abschaume der Bevölkerung Italiens ist.

Gestern waren einige Officiere der Flottenabtheilung in einem Kaffeehause und kehrten nach kurzer Abwesenheit zu einem Tische zurück, bei dem sie zuvor gesessen und auf dem mittlerweile die Worte „Morte agli Austriaci“ geschrieben worden waren.

Kurz darauf erhielt ich einen Drohbrief, der die Abreise Sr. Maj. Flottenabtheilung aus den griechischen Gewässern verlangt und den ich mir im Originale beizulegen erlaube.

Die erwähnten beiden Vorfälle veranlassten mich, den Commandanten der mir unterstehenden Schiffe den Befehl zu ertheilen, allen Individuen des Stabes ohne Unterschied das Tragen von Civilkleidern zu untersagen, strenge darauf zu sehen, dass Niemand ohne Seitengewehr das Land betrete und dahin zu wirken, dass die Officiere nie allein, sondern nur in grösserer Gesellschaft ihre Schiffe verlassen.

Ueber den Verlauf, den die Dinge hier zu Lande in der nächsten Zukunft nehmen werden, eine begründete Meinung abzugeben, ist für mich bei dem kurzen Aufenthalte in den hiesigen Gewässern sehr schwer; es erscheint hier gegenwärtig kein Blatt in einer verständlichen Sprache, da die früher in Athen herausgegebene halbofficielle französische Zeitung seit dem Ausbruch der Revolution unterdrückt worden ist. Man ist daher mehr oder weniger ausschliesslich an die zurückhaltenden Mittheilungen des Gesandtschafts- und Consulatspersonales gewiesen. So viel jedoch aus den mir gemachten Mittheilungen hervorgeht, blickt Alles mit Besorgniss auf den Beginn der Wahlen für den Nationalcongress, die für den 26. l. M. ausgeschrieben sind[1]).

---

[1]) In dem Tagebuche findet sich zum 17. November 1862 folgende Stelle: Von Baron Testa erfuhren wir wenig, etwas mehr von seinem Secretär Baron Herbert, der uns einige Details über die letzte Revolution mittheilte, die für den König und sein Heer auf so schmähliche Weise endete. Mit Ausnahme der Gendarmerie, die dem aufgestandenen Pöbel einigen Widerstand entgegensetzte und circa zwölf Todte und Verwundete zählte, fraternisirte die ganze Truppe mit dem Volke, sah gleichgiltig dem Regierungswechsel zu und leistete mit Bereitwilligkeit der neuen provisorischen Regierung den Eid der Treue. Sogar General Hahn, der wenige Tage früher zum Commandanten der Garnison von Athen ernannt worden war, ward abtrünnig, sperrte sich den Tag des Umsturzes über in sein Zimmer — angeblich wegen Krankheit — anstatt, wie er als Deutscher es wenigstens hätte thun sollen, an der Tête des treugebliebenen, jedoch — vielleicht absichtlich — in kleine Häufleins zerstreuten Gendarmen für die Sache seines Königs und Herrn einzustehen. Da Niemand daran dachte, gegen die Revolution anzukämpfen, so verlief diese selbstverständlich schnell, auch ohne Blutvergiessen. In zwei Stunden war Alles vorüber, denn man fand, dass man einig war in der Absicht, diese bairische Dynastie vom Throne zu stürzen, ohne sich viel um das was dann, zu kümmern. Der Mangel eines scharf ausgeprägten Charakters, den die Umwälzung schon jetzt zeigt, und der sich in nicht ferner Zeit in traurigen Folgen äussern wird, tritt überall zu Tage. Das griechische Militär trägt die königlichen Embleme, das Ministerium nennt sich jetzt wie ehedem ein königliches, Alles spricht es aus, dass man das Königthum erhalten wolle und nur eine andere Dynastie wünsche, was für ein constitutionelles Reich keinesfalls ein gewichtiges Moment ist. Wie dem sei, so hat der König jedenfalls voreilig gehandelt, indem er dem vielleicht von Nebenabsichten geleiteten französischen Admiral und den von den möglicher Weise bevorstehenden Strassencrawallen anticipando eingeschüchterten und

Wenn gleich die Berufung Prinz Alfred's auf den als erledigt betrachteten Thron sehr viele Anhänger zählt und eine grosse Stimmenmajorität für sich hat, so glaubt man doch kaum, dass die kommenden Tage ohne grössere Ruhestörungen ablaufen werden. In der That ist auch die Handlungsweise der von Clubs terrorisirten provisorischen Regierung der Art, um ähnliche Befürchtungen wach zu erhalten. Pensionirungen, Entlassungen, Proscribirungen von Persönlichkeiten, die unter der früheren Regierung eine halbwegs hervorragende Stellung einnahmen, dauern fort, und so sollen unter Anderem alle Stabsofficiere ihrer Stellen enthoben werden, um 120 Unterofficieren, die bei dem jüngsten Umsturz thätig waren, Officiersstellen verleihen zu können. Das Corps der Gendarmerie, 400 Mann stark, unter allen Truppen das einzige verlässliche, das auch bei den jüngsten Ereignissen der Umsturzpartei Widerstand entgegenzusetzen versuchte, wurde gestern aufgelöst und entlassen, da man gegen Alles Misstrauen hegt, das dem Könige einigermassen die Treue bewahrt hatte. Vorläufig hält eine in Eile aus allen möglichen Elementen zusammengeraffte Nationalgarde und eine Studentenlegion Ordnung in der Hauptstadt, da auf das reguläre Militär gar nicht mehr

---

geängstigten Diplomaten in ihren Rathschlägen Gehör gab und Griechenland den Rücken kehrte, ohne auch nur den leisesten Versuch zu machen, die nahezu durch dreissig Jahre getragene Krone zu behaupten. Es ist allerdings wahr, dass die Mannschaft der „Amalia“ aufgewiegelt und mehr als ihre Hälfte unzuverlässig war, es ist ferner wahr, dass Engländer und Franzosen dem verrathenen König ihre Schiffe zur Disposition stellten unter Hinweisung auf das Nichtinterventionsprincip, jedoch mit der Bedingung, dass jenes Schiff zu einer Reise nach einem Hafen des Auslandes und nicht nach irgend welchem Punkte des Königreiches in Verwendung zu kommen hätte. Ein Asyl auf einem fremden Kriegsschiffe im Pyräus hätte man aber dem König keinesfalls verweigern können, und mit der Zeit kommt Rath, die Partei des Königs, deren es eine in der Maina, in Kallimaki, Nauplia u. s. w. gab und gewiss auch in Athen zu finden gewesen wäre, hätte Muth fassen und ihr Haupt erheben können, und für den König, wenn er auch keinen Thronerben besitzt, wäre es immer eine Pflicht der Ehre gewesen, wie nicht minder eine Pflicht gegen das Land und die möglicher Weise ihm treuen Unterthanen, sich nicht in einer schmählichen, beinahe lächerlichen Weise aus dem Lande hinausmanövriren zu lassen.

zu zählen ist. Bei diesem ist alle Disciplin abhanden gekommen, Aufstände, um höheren Sold zu erpressen, ereigneten sich schon wiederholt, die Soldaten plündern die Esswaarenboutiquen, verzehren, was ihnen beliebt und drohen, statt ihre Zeche zu bezahlen, mit Misshandlungen, wo ihnen Widerstand entgegengesetzt wird. Vorgesetzte werden von ihren Untergebenen nicht gegrüsst, noch weniger ihren Befehlen Folge geleistet. Dass die Entfernung der älteren Officiere in diesen Verhältnissen keine Besserung herbeiführen wird, ist offenbar über jeden Zweifel erhaben.

Dass unter solchen Umständen das Erscheinen der k. k. Flottenabtheilung von allen österreichischen Unterthanen mit Ungeduld erwartet und mit Freude begrüsst ward, braucht keiner weiteren Erwähnung. Dem k. k. Gesandten Baron Testa wurde heute auf sein Verlangen eine kleine Abtheilung Marine-Infanteriemannschaft zur Bewachung des Palais beigestellt und es wird sowohl von ihm, als von den Gesandten Baierns und Preussens die Eventualität als eine sehr mögliche gehalten, auf den kaiserlichen Schiffen ein Asyl suchen zu müssen. Tritt dieser Fall ein, so würden sich die Novara und das hier stationirte Kanonenboot, deren Räumlichkeiten ohnehin mit Individuen des Stabes überfüllt sind, keinesfalls dazu eignen, zahlreiche Gäste, vielleicht auf längere Zeit, unterbringen zu müssen.

Wenn auch die Griechen vor der Hand nichts als einen Dynastiewechsel zu beabsichtigen scheinen, so wird ein solcher doch keinesfalls sehr einfach vor sich gehen. Gegenwärtig hat im ganzen Lande Prinz Alfred den meisten Anhang, da man zu der Meinung hinneigt, dass dann der Einverleibung der jonischen Inseln von Seite Englands kein Hinderniss in den Weg gelegt werden würde. Das Volk sieht ferners für diesen Fall eine reichliche Einwanderung von Pfund Sterlings voraus und glaubt, dass der englische Prinz jedenfalls mit mehreren Kriegsschiffen kommen werde um sie seinem neuen Reiche anzubieten.

Wer jedoch immer der neue Herrscher Griechenlands sei, so wird er — besonders wenn die planlose Wirthschaft der provisorischen Regierung noch eine Zeit lang fortdauert — jedenfalls

einen schwierigen Stand haben. Er findet ein verwahrlostes, aufgeregtes, unterwühltes Land, keine militärische Macht als Stütze zur Aufrechthaltung der Ordnung — denn die griechische Armee in ihrem gegenwärtigen disciplinlosen Zustand ist schlechter als keine — und leere Cassen. Wie es in solchen Zeiten des Umsturzes überall der Fall, zahlen auch hier nur Wenige mehr die Steuern, die provisorische Regierung fristet zwar für den Moment ihr Dasein mit den Spenden reicher, im Auslande ansässiger griechischer Unterthanen, Zuflüsse, die jedoch bald versiegen werden. Das jetzt proclamirte Nichtinterventionsprincip wird daher auch hier einige Modificationen erleiden müssen, will sich der neue Herrscher Griechenlands nicht der Gefahr aussetzen, binnen Kurzem wie sein Vorgänger behandelt zu werden. Ueberhaupt lieferte der 23. October, an welchem König Otto an Bord der „Scylla“ die Bai von Salamis und Griechenland verliess, von Neuem den kräftigsten Beweis von der dringendsten Nothwendigkeit, beständig im Orient k. k. Schiffe stationirt zu halten, um vorkommenden Falls bereit zu sein. Die Person des Königs war am Bord der „Amalia“, deren Mannschaft grösstentheils aufgewiegelt war, nicht mehr sicher, es war daher für den König nicht rathsam, auf diesem Schiffe nach einem der vielen Punkte seines Reiches zu gehen, in denen er bestimmt Anhang gefunden hätte. Franzosen und Engländer, die einzigen, denen im Pyräus Schiffe zu Gebote standen, stellten diese dem Könige nur unter der Bedingung zur Verfügung, dass als Ziel der Reise ein Ort ausserhalb Griechenlands gewählt würde. Ein Kriegsschiff, das dem verrathenen Könige ohne Bedingung als Zufluchtsstätte gedient hätte, fand sich im Pyräus nicht vor. Es muss demnach die Vermuthung nahe liegen, dass, im Falle der Anwesenheit eines k. k. Kriegsschiffes in diesen Gewässern, die jüngsten Ereignisse einen ganz anderen Verlauf hätten nehmen können. Wie die Sachen standen, konnte es nicht anders sein, als dass das durch für die Zukunft voraussichtliche, jedoch damals nicht stattgehabte Gräuelscenen eingeschüchterte diplomatische Corps dem König den einstimmigen Rath gab, in seine Heimat zurück-

zukehren, wodurch allerdings für den Augenblick die Ruhe gesichert schien, der Keim jedoch zu den gegenwärtigen Zuständen gelegt wurde; verschlimmern sich diese — was sehr wahrscheinlich — so wird von den besitzenden ruhigeren Classen noch laut gegen König Otto der Vorwurf erhoben werden, dass er zu schnell sein Land verlassen habe.

II.

Pyräus, am 29. November 1862.

Am 22. November war Athen und Tags darauf der Pyräus Schauplatz einer Volksdemonstration; man trug das mit Lorbeern und Blumen umkränzte Bildniss des Prinzen Alfred unter lauten Zitorufen durch die Strassen und brachte dem englischen Gesandten und Consul eine Ovation. Ersterer, Mr. Campbell Scarlett, erschien am Balcone, dankte der versammelten Volksmasse für ihre Sympathien und fügte bei, dass er das Kundgeben derselben seiner Regierung zur Kenntniss bringen werde. Des Abends waren beide Orte festlich beleuchtet und zur Verherrlichung des Umzuges in Athen wurde das Orchester aus dem Theater herbeigeholt, in welchem gegen 200 Kerle den Entrée forcirten und zum grossen Schrecken des versammelten Publicums, das in aller Eile in die Logen flüchtete, mit Gewalt in's Parterre drangen.

Die Demonstration zu Gunsten des englischen Prinzen, die wegen ihres Umfanges grosses Erstaunen verursachte, rief bei den Vertretern Russlands und Frankreichs, Graf Bludoff und Mr. Bouret, viel Aerger hervor. Beide glaubten zu Gunsten ihrer Candidaten auf eine starke Partei zählen zu können, sahen sich aber plötzlich in ihren Erwartungen enttäuscht, da sogar Familien, auf die sie wie auf sehr warme Anhänger mit grosser Zuversicht bauten, unter den Ersten waren, die sich an der Demonstration betheiligten. Der Rest des diplomatischen Corps empfand begreiflicher Weise eine gelinde Schadenfreude über das Fiasco ihrer Herren Collegen.

Aehnliche Kundgebungen sollen bis nun in über dreissig Ortschaften Griechenlands stattgefunden haben; der allgemeine Volks-

enthusiasmus für einen König aus der englischen Herrsch erfamilie findet jedoch leicht seine Erklärung in den in Umlauf gesetzten Gerüchten, nach welchen Prinz Alfred bei seiner Ankunft im Pyräus, sobald er griechischen Boden betreten, nach griechischem Ritus getauft werden und die Donation der jonischen Inseln, verschiedene Millionen Pfund Sterling und einige wohlausgerüstete Kriegsschiffe als Aussteuer mit sich bringen soll.

Mittlerweile haben jedoch auch Gegendemonstrationen begonnen; bei einer solchen kam es in Patras vor wenigen Tagen zu Schlägereien und es wurde das Bildniss des Prinzen Alfred zerrissen und mit Füssen getreten. Die Gegner der englischen Partei behielten die Oberhand und nannten die Alfredisten Vaterlandsverräther, da sie es wagten, der allgemeinen Volksstimme, der nur der Nationalcongress Ausdruck zu geben habe, vorgreifen zu wollen. Für morgen den 30. soll eine antienglische Demonstration in Athen stattfinden; es scheint überhaupt, dass die verschiedenen Parteien nunmehr schärfer hervortreten werden; man spricht sogar von einer königlichen, die sich in Euböa zu organisiren beginne.

Die Wahlen für den Nationalcongress werden am 5. k. M. beginnen. Jedermann sieht für diesen Zeitpunkt Ruhestörungen entgegen, da es der provisorischen Regierung an allen Machtmitteln fehlt, um die bedrohte Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Gendarmerie wurde aufgelöst, die jüngst creirte Polizeiwache zieht in den Strassen herum und feuert zur Probe ihre Pistolen und Gewehre ab, beim Militär endlich nimmt die Disciplinlosigkeit täglich grössere Dimensionen an. So empörte sich in letzter Zeit die Garnison von Missolunghi, drohte die Stadt zu plündern und von der Festung aus zu bombardiren, Alles, um sich einen höheren Sold zu erpressen, was ihr auch gelang. In Folge des Schreckens, der sich durch die Stadt verbreitete, waren durch mehrere Tage alle Gewölbe geschlossen.

Die Besatzungen Korinths und Vonitzas wollen die Autorität der provisorischen Regierung nicht anerkennen; in Argos kam es zu einem Aufstande, bei welchem der Dimarch und der Polizeicommissär verjagt wurden; in der Hauptstadt endlich ritt am

24. ein Cavallerieregiment vor die Wohnung des Präsidenten der provisorischen Regierung und begehrte dort mit Ungestüm die Ernennung eines Lieutenants Trittakis, der während der Revolte in Nauplia eine hervorragende Rolle gespielt hatte, zum Obersten. Der Auflauf hatte jedoch keine weiteren Folgen, da der genannte Lieutenant beim Präsidenten eben anwesend war und der meuterischen Truppe erklärte, dass er nicht die Fähigkeiten besitze, ihr Commando zu übernehmen und in einer subalternen Stellung fortdienen wolle.

Gestern kam mit einem Dampfer der Messagerie der ehemalige Minister Kolokotronis in Pyräus an und wurde beim Landen mit Zischen, Schimpfworten und Drohungen begrüsst; die provisorische Regierung liess ihm bedeuten, dass sie sein Leben nicht zu garantiren vermöge und nöthigte so Kolokotronis, sich von Neuem auf dem französischen Dampfer einzuschiffen.

III.

Pyräus, am 5. December 1862.

In der verflossenen Woche waren es die Provinzen, in welchen die Demonstrationen zu Gunsten der Candidatur des Prinzen Alfred ausgeführt wurden. In Nauplia, Missolunghi, Lamia, Argos, Kyparissa etc.' wurde in mehr oder minder feierlicher Weise der Wille kundgegeben, den genannten englischen Prinzen auf den Thron Griechenlands zu berufen. Die vor mehreren Tagen eingetroffene telegraphische Nachricht aus London, dass England in keinem Falle vom Protokolle des Jahres 1830 abweichen und für den Prinzen Alfred die Krone Griechenlands nicht annehmen werde, rief zwar unter den Bewohnern Athens eine Missstimmung hervor, that aber dennoch der den begonnenen Bestrebungen gegebenen Richtung keinen Abbruch. Man bildet sich ein, diese mit Gewalt und Ausdauer durchzusetzen, und es werden bereits Stimmen laut, die die Proclamirung der Republik in Aussicht stellen, falls es nicht gelingen sollte, England und die Grossmächte überhaupt zum Nachgeben zu bewegen.

Die Agitationen dauern fort und der englische Thronkandidat hat auch unter den Regierungsmitgliedern die mächtigsten Anhänger, sogar bei jener Partei, die von einem grossen, ausgedehnten Griechenland schwärmt, und die, gerade weil England der eifrigste Kämpe für die Erhaltung der Türkei und daher bis jetzt der heftigste Gegner der griechischen Bestrebungen, ihre Grenzen allmälig über türkisches Gebiet auszudehnen, zu dem Glauben hinneigt, dass England dann weniger feindlich ihren Annexionsabsichten entgegentreten würde. Besteigt Prinz Alfred den Thron Griechenlands, so wird nach ihrer Ueberzeugung der Feind ihrer Vergrösserungspolitik zu ihrem Freunde werden, und letztere, wenn nicht unterstützen, so doch mindestens geschehen lassen.

Mittlerweile hat die provisorische Regierung unterm 2. December ein Decret erlassen, mit welchem das griechische Volk aufgefordert wird, sich durch directe Wahl einen König zu wählen. Durch dieses Decret wurden die bereits früher in verschiedenen Orten begonnenen Sammlungen von Unterschriften für an England zu richtende Petitionen nachträglich in gesetzliche Bahnen geleitet. Jeder griechische Unterthan, der das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, ist berufen, in den in den Mairien öffentlich aufgelegten Protokollen den Namen des Königs einzutragen, dem er seine Stimme gibt. Das Plebiscit soll hier morgen beginnen und zehn Tage dauern, während welchen es sehr möglicher Weise zu Gewaltthaten kommen wird, gleichwohl die Regierung beflissen ist, einflussreiche Persönlichkeiten, die den von ihr unterstützten Agitationen abhold sind, zu entfernen, und jede beabsichtigte Gegendemonstration im Keime zu ersticken. Daher dauerten auch in den letzten Tagen Proscribirungen und Verweisungen in die Provinz fort, für welche den Betreffenden meist gar kein Grund angegeben wird.

Gleichwohl ist es mehr als zweifelhaft, dass es der provisorischen Regierung gelingen werde, die Ruhe ungestört aufrecht zu erhalten, da sie schon wiederholt den Beweis lieferte, dass sie sich schwach fühle. Wie General Kolokotronis, der Prä-

sident des letzten Ministeriums König Otto's, des Landes verwiesen und gezwungen wurde, an Bord eines französischen Schiffes Asyl zu suchen, weil ein Pöbelhaufe die Ankunft desselben in Pyräus mit Schmähungen und Drohungen begrüsste, so wurde vor Kurzem mit dem Redacteur eines in Athen erscheinenden Blattes in gleicher Weise verfahren, dem die Studentenschaft der Universität durch eine Katzenmusik ihre Ungnade zu erkennen gab. Die provisorische Regierung beeilte sich, dem Mr. Philemon die Weisung zu geben, nach dem Auslande abzureisen.

Auch an Bord der „Novara“ wurde auf Verlangen der kaiserlichen Gesandtschaft zwei niederen griechischen Beamten, die wegen Denunciationen über die Revolte von Nauplia allgemein verhasst waren, Asyl geboten. Die beiden Flüchtlinge sollen mit morgigem Lloyddampfer nach München reisen, wenn es ihren Freunden gelingt, das für die Ueberfuhr nöthige Geld aufzubringen.

IV.

Pyräus, am 12. December 1862.

Am letzten Samstag, 6. December, wurde in Folge Decret der provisorischen Regierung auf der Mairie und in der Kathedralkirche von Athen die Königswahl mit suffrage universel begonnen. Die Sache nahm wider Erwarten einen ruhigen Verlauf; die englische Partei ist derart stark und wohlorganisirt, dass unter den gegenwärtigen Umständen eine Opposition gegen die Candidatur des Prinzen Alfred eine Unmöglichkeit ist. Es wurden für diesen auch bis zum 10., 4 Uhr Nachmittags, in der Hauptstadt allein 7636 Stimmen abgegeben; Prinz Leuchtenberg soll auch einige, jedoch nur sehr wenige zählen; was jedoch Griechen und Nichtgriechen in eine heitere Stimmung versetzte, waren fünf Stimmen, die bis jetzt zu Gunsten des Sultans abgegeben wurden. Die betreffenden Votanten erkundigten sich vorher umständlich, ob ihr Leben in keiner Weise durch ihr Votum gefährdet sei, und wählten, nachdem sie hierüber beruhigt wurden, Abdul-Aziz zu

ihrem Könige, unter der Bedingung jedoch, dass er vorher den griechischen Glauben annehme.

Die aus London eingelangte telegraphische Nachricht, dass die drei Schutzmächte Griechenlands auf die Candidatur für den griechischen Thron von Mitgliedern ihrer regierenden Familien verzichteten, rief begreiflicherweise bei den Vertretern Frankreichs und Russlands einen grossen Jubel hervor. Man beeilte sich, hievon die provisorische Regierung in Kenntniss zu setzen, die es jedoch unterliess, dieser Nachricht irgend welche Publicität zu geben. Die Agitation für den Prinzen Alfred dauert nach wie vor fort, die Behörden Athens, der hohe Clerus waren unter den ersten, die für den englischen Candidaten votirten. Man ignorirt gänzlich die von den Schutzmächten gefassten Beschlüsse, wie auch der englische Gesandte, Mr. Scarlett, noch immer zögert, den Griechen die Thronbesteigung des Prinzen Alfred als eine in Folge des auf Basis der Protokolle aus den Dreissigerjahren erneuerten Uebereinkommens undurchführbare zu bezeichnen. Dieses vollkommen passive Zuwarten des englischen Gesandten lässt vermuthen, dass die britische Regierung noch immer nicht sicher sei, dass Russland offen und rückhaltlos auf die Candidatur des Herzogs von Leuchtenberg verzichtet habe. Die Griechen neigen sich jetzt noch zur Meinung hin, dass es ihnen gelingen müsse, die Grossmächte zu zwingen, ihrem Willen gerecht zu werden, und drohen mit Proclamirung der Republik, falls ihnen Prinz Alfred verweigert würde, von dem sie die jonischen Inseln, die Erfüllung ihrer Annexionsgelüste von türkischem Gebiete etc. erwarten. Unterm niederen Volke werden sogar Stimmen laut, die von einer gewaltsamen Entführung des neu proclamirten Königs sprechen. Man will diesem — dem man natürlich die brennendste Begierde zumuthet, nach Athen zu kommen — den Rath ertheilen, eine Reise zu unternehmen, und die Yacht sosodann nach altgewohnter Seeräuberweise heimführen.

Dank dem Alfred - Enthusiasmus, der mindestens in den grösseren Städten überall die Oberhand hat, gingen auch die Wahlen für die Nationalversammlung ruhig vorüber. Das Wahl-

ergebniss von Athen ist noch nicht bekannt; man glaubt jedoch, dass Artemis, Papadiamantopulos und Koroneos, drei der Militärchefs der Revolution, die meisten Stimmen haben werden.

Auch in Syra und Nauplia nahmen die Wahlen einen ruhigen Verlauf; nach letzterem Orte entsandte ich für die Dauer derselben auf Ansuchen des kaiserlichen Gesandten das Kanonenboot »Wall«, welches bei seiner gestern erfolgten Rückkehr nichts Erhebliches berichtete. Franzosen und Engländer hatten gleichfalls im letztgenannten Hafen Schiffe stationirt.

V.

Pyräus, am 20. December 1862.

Gnädigster Herr!

Am 15. d. M. wurde die suffrage universel abgeschlossen und lieferte für Athen und Pyräus folgende Resultate:

In der Hauptstadt wurden im Ganzen 10.108 Stimmen abgegeben, die sich, wie folgt, vertheilen:

Für den Prinzen Alfred	9.987
Alfred oder die Republik	90
Alfred oder den Tod	12
Die Republik	7
Herzog von Leuchtenberg	4
Graf von Flandern	3
Alfred oder den Herzog von Aumale . . .	1
Alfred oder Abd-el-Kader	1
Alfred oder die Republik oder den Herzog von Aumale	1
Marschall Mac Mahon	1
Alfred oder Garibaldi	1
Summe . .	10.108

Von den im Pyräus abgegebenen Stimmen fielen
1567 auf den Prinzen Alfred,
2 auf den Herzog von Leuchtenberg,
7 Alfred oder die Republik,
1 Herzog von Aumale.

Am 12. d. M. wurde Herrn Bulgaris, Präsidenten der provisorischen Regierung, in einer von den Gesandten Englands, Frankreichs und Russlands unterzeichneten Collectivnote die Erneuerung des Protokolls vom Jahre 1832 mitgetheilt, mit welchem die Schutzmächte sich verbindlich machen, auf den Thron Griechenlands für Mitglieder der betreffenden regierenden Familien zu verzichten. Dieser amtlich bekanntgegebene Beschluss vermochte jedoch nicht, dem Strome der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben; man votirte nach wie vor für den englischen Prinzen und glaubt den Verabredungen der Diplomatie und den abgeschlossenen Verträgen zum Trotz die Wahl des Prinzen Alfred zum König durchsetzen zu können.

Einzelne vage Gerüchte sprechen von einer sich bildenden Partei zu Gunsten des Herzogs von Leuchtenberg, der zwar ebenfalls nach dem Uebereinkommen vom 4. d. M. vom griechischen Throne ausgeschlossen ist, andere von Sympathien für den Herzog von Aumale, den seine bedeutenden Reichthümer bei den um ihr materielles Interesse bedachten Griechen als sehr annehmbar erscheinen lassen.

Die laut telegraphischen Nachrichten von der englischen Regierung anempfohlene Candidatur des coburgischen Prinzen Ferdinand fand hier keine günstige Aufnahme, gleichwohl die Uebergabe der jonischen Inseln von deren Annahme bedingt ist, wie denn auch die wiederholt kundgegebenen Sympathien der Jonier für einen Anschluss an Griechenland — jetzt, wo dieser wirklich bevorsteht — einigermassen erkalten sollen. Der französische Admiral Touchard will wenigstens Nachrichten aus Corfu in diesem Sinne erhalten haben.

Was ferners die Candidatur des Herzogs von Aumale betrifft, so dürfte die auf eine gestellte Anfrage vom französischen Gesandten aus Paris erhaltene Weisung wohl schon zur höchsten Kenntniss Eurer kaiserlichen Hoheit gelangt sein. Nach dieser wird die französische Regierung die Candidatur des Herzogs von Aumale nicht unterstützen, jedoch auch seiner eventuellen Wahl keine Opposition entgegensetzen.

Mittlerweile fahren die Regierungsblätter fort, die Wahl des Prinzen Alfred als die einzige darzustellen, die sich mit den gegenwärtigen und zukünftigen Interessen Griechenlands verträgt. Besteigt ein englischer Prinz den Thron Griechenlands, so würde nach ihrer Anschauungsweise England — in der Unmöglichkeit zwei feindliche und rivalisirende Elemente gleichzeitig zu appuyiren — den Schwerpunkt seiner Politik und seines moralischen Einflusses von Constantinopel nach Athen verlegen und dann die allmälige Ausbreitung des griechischen Elementes unterstützen, da nicht eine solche — wohl aber eine gewaltsame Zerstückelung der Türkei — seinen Interessen zuwiderlaufe.

Der für den 22. l. M. bevorstehende Zusammentritt des Nationalcongresses — für den gleichfalls die Wahlen beendet sind — und die baldige Ankunft des ausserordentlichen englischen Gesandten Mr. Elliot werden wohl in nächster Zukunft dem ganzen Gang der Ereignisse eine entscheidende Wendung geben, wenngleich vorläufig über die Richtung derselben Niemand etwas Bestimmtes anzugeben vermag.

Die Wahlen selbst für den Nationalcongress sind ohne erhebliche Ruhestörungen vor sich gegangen, nur werden Klagen darüber laut, dass die Regierungsorgane ihren Einfluss missbrauchten und zu unerlaubten Mitteln schritten, um die Candidaten der Regierung durchzusetzen. Die Zeichnungen für das im Betrage von sechs Millionen Drachmen ausgeschriebene Nationalanlehen dürften den Erwartungen der Regierung keineswegs entsprechen; in der Hauptstadt wurden nur Obligationen für 218.000 Drachmen abgesetzt, was vielleicht die provisorische Regierung zu einem Decrete veranlasste, mit welchem den Griechen im Auslande für ihren wiederholt bewährten Patriotismus der Dank des Vaterlandes ausgesprochen wird. Es ist auch hohe Zeit, dass von irgend einer Seite in die öffentlichen Cassen Geld zufliesse, da man bereits in Verlegenheit sein soll, auf welche Weise in den nächsten Wochen die Ansprüche der Staatsdiener zu befriedigen seien.

Trotzdem dauern Absetzungen und Ausweisungen von höheren Beamten, Verleihungen von Pensionen und Beförderungen beim Militär fort; so wurden unter Andern vor wenigen Tagen 300 Ernennungen zu Adjutant-Majors veröffentlicht.

VI.

Pyräus, am 26. December 1862.

Am 22. l. M. wurde die Nationalversammlung feierlichst eröffnet; vom diplomatischen Corps war Niemand zugegen; die Zahl der Deputirten hat jedoch noch nicht das beschlussfähige Minimum erreicht, daher dem Beginne der Debatten erst für den Lauf der kommenden Woche entgegengesehen wird.

Am 23. traf der ausserordentliche englische Gesandte Mr. Elliot am Bord der Schraubenfregatte „Liffey“ hier ein; er ist von seinem Bruder, dem Contreadmiral Elliot, als Secretär begleitet und hatte bereits wiederholte Unterredungen mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung, in welchen er diesen auf das Positivste erklärte, dass von der Erhebung des Prinzen Alfred auf den griechischen Thron nie und nimmer die Rede sein könne.

Nichtsdestoweniger fahren die in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen — die alle von der Regierung beeinflusst sind — fort, für die Candidatur des Prinzen Alfred Propaganda zu machen und den Griechen die Vortheile auseinanderzusetzen, die ihrem Lande durch einen engern Anschluss an England erwachsen müssten.

Allem Anscheine nach fühlt sich die provisorische Regierung zu schwach, dem von ihr selbst angefachten und geschürten Enthusiasmus nunmehr entschieden entgegenzutreten und das Volk über die wahre Sachlage ehrlich und offen aufzuklären. Kein Wunder daher, dass sich insbesondere bei den niederen Classen der Glaube erhält, die Regierung Grossbritanniens könne noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben und es daher dem griechischen Volke bei unermüdlicher Beharrlichkeit gelingen müsse, den Protokollen und den von den Vertretern der Mächte

in Athen abgegebenen Erklärungen zum Trotz den Prinzen Alfred auf den Thron zu erheben. Unter dem Volke gibt es sogar Leute, nach deren Dafürhalten man den Prinzen Alfred gewaltsam entführen müsse, falls seinem Herkommen Schwierigkeiten entgegengesetzt würden; denn die Griechen sind zu eingebildet, um nur die Möglichkeit gelten zu lassen, er könne freien Willens „die schönste Krone Europa's“ ausschlagen.

Als illustrirendes Beispiel der Begriffe, mit welchen sich das Volk hier zu Lande von der neuen mit der Regierung eines englischen Prinzen eintretenden Aera herumträgt, erlaube ich mir einige Details über eine von mir vor wenigen Tagen nach Daphne unternommene Fusspartie in tiefster Ehrfurcht zur Kenntniss zu bringen.

Ich wurde bei meinem Eintreffen in jenem Dörflein — da man mich für einen englischen Officier hielt — mit „Zito Alfred“ und „Zito Viktoria“ empfangen, Rufe, die von obligaten Invectiven und Drohungen gegen alle anderen Mächte — Oesterreich nicht ausgenommen — begleitet waren. Ich liess die Leute selbstverständlich in ihrer Täuschung und knüpfte ein Gespräch an, so gut es eben die Umstände erlaubten. Unter allen den Griechen kannte einer — der eine Lootsenfahrt nach England gemacht hatte — etwas englisch und ein Gendarme etwas italienisch. Der erstere wusste viel über die Vortheile, die das Leben Englands bietet, zu erzählen und hob besonders jenen hervor, dass dort den Kunden in den Wirthshäusern Credit gegeben werde, während in Griechenland die Zeche im Vorhinein bezahlt werden müsste. Er gab natürlich den erwähnten Uebelstand König Otto die Schuld und hegte das zuversichtlichste Vertrauen, dass Alfred diese lobenswerthe Gepflogenheit aus seiner Heimat zum Frommen aller Wirthshausbesucher hieher verpflanzen würde.

Der Gendarm klagte über die Ungerechtigkeit der früheren Regierung, der er 18 Jahre gedient habe, ohne dass es ihm gelungen, sich zur Würde eines Korporalen emporzuschwingen; er habe gegenwärtig nur eine Drachme täglich, mit welchem kargen Sold er sich, seine Frau und vier Kinder ernähren müsse, was

offenbar die Grenzen des Möglichen übersteige. Auch er tröstete sich mit dem festen Vertrauen, dass König Alfred seine Löhnung auf $2^1/_2$—3 Schillinge erhöhen werde.

Die guten Leute in Daphne wussten nebenbei gar Manches zu erzählen von Bottles of wine und Dollars, die bei Gelegenheit der Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen Alfred vor dem englischen Gesandtschaftshôtel in Athen unter das Volk vertheilt wurden, um den Enthusiasmus nicht erkalten zu lassen, was den Leuten die Meinung beibrachte, ein englischer Prinz als König müsse zweifelsohne eine neue goldene Aera mit einem Ueberfluss von Livres Sterling inauguriren.

Unter den gebildeten Classen hingegen fängt an die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen, dass die gegenwärtigen Zustände haltlose seien und der Anarchie entgegenführen, wenn nicht bald eine kräftige Hand die Leitung der Geschicke des Landes übernimmt. Diese gemässigte Partei, die sich im Stillen organisiren und an deren Spitze Mr. Rufos, eines der drei Mitglieder der provisorischen Regierung, stehen soll, hat ihre Blicke auf Eure kaiserliche Hoheit gerichtet und will die Krone Griechenlands einem Prinzen einer Grossmacht übertragen sehen, die allein im Stande wäre, die zur Herstellung der Ordnung unumgänglich nöthige Occupation des Landes auf sich zu nehmen. Eine gemischte, von den drei Schutzmächten beigestellte Occupation wäre auch zweifelsohne dem Königreiche und der neuen Dynastie verderblich, welch' letzterer es kaum möglich sein würde, die Interessen des Landes bei den widerstrebenden politischen Zwecken der drei Schutzmächte und bei den unausbleiblichen und unvermeidlichen Eifersüchteleien von drei Gesandten und drei Generälen nur einigermassen zu wahren.

Auch einige Fragen, die Mr. Elliot an unseren Gesandten Baron Testa richtete, deuten darauf hin, dass auch seine Instructionen dieselbe Richtung in's Auge fassen.

Ich muss hier Eure kais. Hoheit um gnädigste Nachsicht bitten, dass ich mich erkühnte, dieser Dero höchste Person betreffenden Gerüchte hier zu erwähnen; ich halte es jedoch —

so lange mir nicht ein Gegenbefehl zu Theil wird —, für meine Pflicht, Eure kaiserl. Hoheit von Allem, was zu meiner Kenntniss gelangt, umständlich zu benachrichtigen.

In den Provinzen nimmt der Brigantaggio überhand und beschränkt sich nicht mehr auf die nördlichen Dimarchien, in welchen er seit jeher zu Hause war; vor wenigen Tagen wurde von der provisorischen Regierung der Commandant der Gendarmerie entsendet, um auf eine Räuberbande, die in der nächsten Nähe, in Böotien und in der Provinz Megara ihr Unwesen treibt, Jagd zu machen.

Ueber die Wahlen der Deputirten zur Nationalversammlung werden nun allenthalben Klagen laut; an vielen Orten kam es zu Gewaltscenen, die Organe der Regierung griffen zu allen möglichen Mitteln, um die Candidaten der letzteren durchzubringen, fälschten die Stimmzettel u. dgl. Auch die Presse ist gegenwärtig unfreier als je, da Alles, was sich Opposition zu machen erlaubt, des Landes verwiesen wird. Die Regierungsmänner in Athen stützen sich auf die Clubs und werden von diesen geleitet; gleichwohl gibt es Leute, die da meinen, Mr. Bulgaris und Consorten hätten schon lange genug ihre Gehalte von 2000 bis 1500 Drachmen genossen, um nunmehr Anderen Platz zu machen. Es war auch in Athen für den vergangenen Sonntag eine der Regierung feindliche Demonstration angekündigt, die dann aus dem Grunde vertagt wurde, dass es ohnehin eine der ersten Arbeiten der Nationalversammlung sein müsse, die gegenwärtigen Chefs zu stürzen.

Man scheint überhaupt stürmischen Sitzungen entgegen zu sehen; die Regierungsblätter wenigstens predigen Mässigung und Würde bei den Sitzungen, warnen vor persönlichen Ausfällen und Tumultscenen, da Griechenland den Beweis liefern müsse, dass es mit den anderen Nationen Europa's auf einer gleichen Stufe der Civilisation stehe.

Gleichwohl die öffentlichen Cassen beinahe leer und die officiösen Blätter selbst bekennen, dass die Landeseinkünfte sich bedeutend vermindert und beinahe gänzlich aufgehört haben,

fährt man mit Ernennungen, Pensionsverleihungen, Gehaltserhöhungen u. dgl. fort. So wurden in den letzten Tagen nebst den vor Kurzem avancirten über 300 Unterofficieren von Neuem 120 zu Adjutant-Majors (Junkers) befördert und unter Anderem auch einem Vice-Admiralen, Kriczis, mittelst Decret der provisorischen Regierung die Summe von 5000 Drachmen unter dem Titel eines Darlehens bewilligt; ein anderes Regierungsdecret erhöht den monatlichen Sold der Marinemannschaft um vier Drachmen, jenen der Schiffsjungen um zwei Drachmen.

Das ausgeschriebene Nationalanlehen von sechs Millionen Drachmen macht nur sehr geringe Fortschritte, was die Minister zu Circularen an ihre untergeordneten Beamten veranlasste, mit der Aufforderung, sich an jenem zu betheiligen.

Pyräus, 27. December 1862.

Soeben erfahre ich, dass der ausserordentliche englische Gesandte Mr. Elliot der provisorischen Regierung König Ferdinand von Portugal für den griechischen Thron in Vorschlag brachte und für diesen Fall die Bereitwilligkeit Englands kundgab, die jonischen Inseln an Griechenland abzutreten. Der erstere dieser Anträge stiess auf Widerstand, der letztere wurde mit Gleichgiltigkeit aufgenommen.

Bereits seit mehreren Tagen wurden hier Gerüchte laut, dass die früher so lebhaft kundgegebenen Sympathien für einen engen Anschluss nunmehr, seit die Verwirklichung desselben nicht in Aussicht gestellt erscheint, bei beiden Theilen in das Gegentheil umschlugen. Den Joniern mögen die chaotischen Zustände hier zu Lande ernste Besorgnisse einflössen und eine unmittelbare Berührung mit denselben keinesfalls wünschenswerth erscheinen, den Griechen sind die den Joniern von der englischen Regierung gewährten grossen Handelsfreiheiten bedenklich, die man entweder auf Griechenland übertragen und hiedurch auf die einzige bisher noch ungeschmälerte Einnahmsquelle verzichten oder aber den Joniern nehmen müsste, auf die Gefahr hin, gleich von allem Anfang an in den annexirten Provinzen einen erbit-

terten Hass gegen das neue Regime wachzurufen. Die griechischen Annexirungsgelüste neigen gegenwärtig nach den türkischen Provinzen, vor Allem nach Thessalien hin.

VII.

Pyräus, am 10. Jänner 1863.

..... In Athen ist in politischer Beziehung während der vergangenen Woche ein ziemlicher Stillstand eingetreten.

Die Nationalversammlung hat sich endlich für beschlussfähig erklärt, sich aber bisher in ihren Sitzungen fast ausschliesslich mit der Prüfung der Wahlen beschäftigt.

Das Resultat dieser Prüfungen war, dass schon in den ersten zwei Sitzungen die Form der Wahlmandate von über vierzig Abgeordneten als illegal erkannt und dieselben aus dem Congresse entfernt wurden.

Bei dieser Gelegenheit kamen über die Willkürlichkeiten der Regierungsorgane, welche ich schon in früheren Berichten zu erwähnen die Ehre hatte, sowie über Eigenmächtigkeiten, welche einzelne Privatleute sich hierbei erlaubten, die absonderlichsten Dinge zu Tage, welche gewiss in der Geschichte der constitutionellen Staaten ihres Gleichen suchen.

In einigen Wahlbezirken überstieg z. B. die Zahl der abgegebenen Stimmzettel die Anzahl der Gesammtbevölkerung, also Weiber und Kinder mit eingerechnet, um ein Bedeutendes, in anderen Wahlbezirken betrug die Anzahl der abgegebenen Stimmzettel die vier- bis fünffache Anzahl der wahlberechtigten Einwohner.

Der eclatanteste Fall in dieser Beziehung kam aber in Sparta, dem Hauptorte des Bezirkes Lakonien, vor. Die Anzahl der in den Listen eingetragenen Wähler, welche daselbst gestimmt hatten, betrug 6 — 7000, während die Wahlurnen nach beendeter Wahl nicht weniger als 36.000 Stimmzettel enthielten.

In Hydra wurden die Wahlen von fünfzig Bewaffneten, welche im Solde der Candidaten (unter diesen der Präsident der pro-

visorischen Regierung) waren, unterstützt oder besser gesagt erzwungen.

An anderen Orten wurden die Wahlurnen theils durch List, theils sogar mit Gewalt entwendet, von den betreffenden Candidaten eine Anzahl Stimmzettel in dieselben gethan, welche ihnen eine absolute Stimmenmajorität sichern musste, hierauf die Behörden gezwungen, das Scrutinium vorzunehmen und auf Basis desselben den Betreffenden ihre Certificate als Abgeordnete auszustellen.

Die Debatten, welche aus diesem Anlasse gehalten wurden, waren mitunter sehr stürmisch und die Abgeordneten liessen es sich hiebei nicht besonders angelegen sein, stets in den Grenzen des parlamentarischen Anstandes zu bleiben; so z. B. erlaubte sich einer der Abgeordneten in seiner Rede den Ausdruck: „und ich fürchte sehr, dass Einige, welche heute mit lächelnden Lippen diese Versammlung betreten haben, dieselbe mit Blut bedeckt verlassen werden".

Die Prüfung der Wahlmandate dürfte voraussichtlich noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Hierauf wird zur Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten u. s. w. geschritten und, dies beendet, eine Deputation gewählt werden, welche sich nach England zu begeben hätte, um dem Prinzen Alfred die griechische Krone anzubieten.

Sollte diese Deputation, wie voraussichtlich, eine abschlägige Antwort erhalten, so sollen die Griechen beabsichtigen, eine Regentschaft einzusetzen, welche im Namen des Königs Alfred das Land zu verwalten hätte.

Als Curiosum, um ein Beispiel zu liefern, dass die Griechen keinen Anlass versäumen, auf Kosten des Staatsschatzes zu leben, sobald sich ihnen hiezu eine passende Gelegenheit darbietet, erlaube ich mir zu erwähnen, dass, als von obengenannter Deputation zuerst die Rede war, sich nicht weniger als 2000 Personen erboten, daran Theil zu nehmen.

Den 29. v. M. erliessen die Officiere der Garnison von Athen nachstehende, mit über 250 Unterschriften versehene Erklärung,

welche möglicherweise von grossem Einflusse auf den Fortgang der hiesigen Ereignisse sein wird, und zwar:

„Seit einiger Zeit sind über den Patriotismus und die Einheit der Armee böswillige Gerüchte im Umlaufe, weswegen wir Unterzeichnete es als eine heilige Pflicht erachten, als Individuen wie als Officiere, welche die wahren und grossen Interessen unseres Vaterlandes im Auge haben, der Gesellschaft, die uns ihre Ehre und Sicherheit anvertraut hat, unsere Grundsätze, welche wir im Nachstehenden fassen, kund zu geben.

Wir erklären:

1. dass wir die Nationalversammlung, welche zusammenzutreten im Begriffe ist, als die alleinige souveräne Gewalt der Nation erkennen;
2. dass wir jeden Beschluss, welcher von ihr ausgehen wird, in Ehren halten und vertheidigen werden;
3. dass wir jede Einmischung gegen ihre Unabhängigkeit zurückweisen werden.“

Auf diese Erklärung der Officiere der Garnison von Athen hat die Nationalgarde von Athen und Pyräus eine Erklärung im gleichen Sinne erlassen.

Die öffentlichen Blätter sprechen sich sehr ungünstig über den Fortgang der Subscriptionen zum Nationalanlehen aus, und fordern die sowohl im In- als im Auslande ansässigen Griechen auf, nach Kräften dazu beizutragen. Vor der Revolution, sagen sie, waren alle Patrioten zu den grössten Opfern bereit, während sich seither ihre Opferwilligkeit nur in Adressen und Rathschlägen an die provisorische Regierung kundgegeben hat, die Regierung aber braucht Geld, und zwar viel Geld.

In der letzten Zeit waren hier Gerüchte über einen Wechsel des Gesammtministeriums im Umlauf, auch wurde davon gesprochen, dass der Kriegs- und Polizeiminister ihre Entlassung gegeben hätten.

Die Nachrichten, welche hier aus den Provinzen eintreffen, sind nichts weniger als beruhigend, nachdem daselbst das Briganten-

thum von Tag zu Tag wächst, während Macht und Ansehen der Regierung abnehmen.

Insbesondere in der Maina sollen die Dinge sehr ernst aussehen, nachdem sich dort eine Bande von 1500 Mann gebildet haben soll, welche in jenen Gegenden ihr Unwesen treibt.....

VIII.

Pyräus, 17. Jänner 1863.

..... In politischer Beziehung sind es gegenwärtig die Beschlüsse der hier tagenden Nationalversammlung, welche die allgemeine Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch nehmen. Von ihr erwartet das Volk die Wiedereinführung geregelter Zustände im Lande für jetzt und die Einsetzung einer definitiven Regierung für die Folge.

Das erschütterte Vertrauen auf die provisorische Regierung und das Ministerium, welchen man die Schuld an den gegenwärtig im ganzen Königreiche herrschenden gesetzlosen Zuständen beimisst — ob mit Recht oder Unrecht, möge dahingestellt bleiben — trägt auch dazu bei, dass sich Aller Blicke nach der Nationalversammlung wenden.

Bisher hatte sich die Thätigkeit derselben hauptsächlich darauf beschränkt, die Wahlen der Abgeordneten zu prüfen und die Geschäftsordnung zu berathen. In den letzten Sitzungen jedoch geschahen schon einige Angriffe auf das Ministerium und Donnerstag den 15. l. M. insbesondere wurde demselben derart zugesetzt, dass man den Sturz des Ministeriums für jenen Tag erwartete.

Die Aufregung in Athen war an jenem Tage ziemlich allgemein, die Verkaufsläden wurden geschlossen und man vermuthete allgemein, dass es zu einem Zusammenstosse zwischen den verschiedenen Parteien kommen würde, allein sowohl der vorgestrige als der gestrige Tag verliefen ruhig und die Aufregung scheint sich so ziemlich gelegt zu haben.

Das Bild, welches die öffentlichen Blätter von den Zuständen Griechenlands entwerfen, ist ein sehr düsteres. Die persönliche Sicherheit, sagen sie, ist fast überall verschwunden, der Staatsschatz ist leer, das ausgeschriebene Nationalanlehen geht nicht vor sich; trotz der günstigen Bedingungen, unter welchen dasselbe ausgeboten wird, betheiligten sich die griechischen Capitalisten sowohl des In- als des Auslandes nicht an demselben. Die Armee hat jedweden Begriff von Disciplin verloren, das Briganthum wächst von Tag zu Tag.

Um einen Beweis zu liefern, wie gering die öffentliche Sicherheit selbst in der nächsten Nähe der Hauptstadt ist, erlaube ich mir zu erwähnen, dass Sonntag den 11. l. M. vier junge Leute, welche von der Jagd zurückkehrten, unmittelbar vor der Stadt von Räubern angehalten und ausgeplündert wurden. Einer von den erwähnten jungen Leuten, welcher einer der ersten Familien Athens angehörte, wurde von den Räubern in die Berge geführt und dieselben verlangen nunmehr ein Lösegeld von 70.000 Drachmen für dessen Freilassung.

In einem anderen Journale findet sich folgende Stelle:

Unser politischer Horizont verfinstert sich von Tag zu Tag. Dem lieblichen Anbruche unserer Freiheit, welcher Aller Hoffnungen belebte, folgte alsbald der zerstörende Orkan der Gesetzlosigkeit, der Enthusiasmus der Staatsbürger hat sich in Unwillen verwandelt, unsere Hoffnungen sind wie im Traum dahingeschwunden, düstere Gewitterwolken sammeln sich von allen Seiten über unseren Häuptern und bedrohen uns mit einem heftigen Sturme.

Es folgen hierauf Beweisgründe, dass nicht die Revolution, sondern die schlechte Verwaltung des Landes, welche derselben folgte, an allen diesen Uebelständen die Schuld trägt, hierauf Klagen über die schlechte Finanzlage des Reiches, dessen Cassen von den von früher her ausgehungerten Revolutionären geplündert wurden, die Gesetzlosigkeit der Armee u. s. w.

Allem Anscheine nach ist gar keine Aussicht vorhanden, dass diese Zustände sich bald bessern werden, und auch nicht abzusehen, was die Sache überhaupt für einen Ausgang nehmen wird.

Der Impuls zur Regelung der griechischen Zustände müsste jedenfalls von Aussen kommen, denn dass das griechische Volk nicht die Eigenschaften besitzt, die Ordnung in seinem Lande selbst herzustellen und aufrecht zu erhalten, hat es so ziemlich bewiesen. Allein eben die Schutzmächte, denen es obliegen würde und auch möglich wäre, hier eine Ordnung der Dinge zu vollführen, scheinen unter sich uneinig zu sein, im Trüben zu fischen und zu suchen, sich Parteien zu bilden, deren sie sich eventuell zur Förderung ihrer eigenen Zwecke bedienen werden.

IX.

Pyräus, den 24. Jänner 1863.

Die verflossene Woche war sehr arm an politischen Neuigkeiten.

Die Nationalversammlung ist noch immer damit beschäftigt, die Wahlmandate der Abgeordneten zu prüfen, was mitunter zu sehr heftigen Debatten Anlass gibt. Diese beendet, werden zwei wichtige Fragen zur Berathung gelangen. Erstens die Wahl des Präsidenten der Nationalversammlung und zweitens die Constituirung der neuen Regierung, nachdem die gegenwärtige provisorische Regierung erklärt hat, ihre Vollmacht in die Hände der Nationalversammlung niederzulegen, sobald dieselbe gesetzlich constituirt sein wird.

Bezüglich der ersten dieser Fragen hat sich die öffentliche Meinung noch nicht ausgesprochen, bezüglich der zweiten jedoch haben sich schon verschiedene Ansichten in den politischen Kreisen kundgegeben.

Eine Ansicht geht dahin, dass die Executivgewalt nicht zwischen Regierung und Ministerium getheilt zu werden, sondern ein Ministerium von zehn Mitgliedern nebst einem Ministerpräsidenten ohne Portefeuille gewählt zu werden hätte, welcher zugleich Chef der Executivgewalt wäre.

Die Wahl dieses Ministerpräsidenten würde jedoch auf so viele Hindernisse stossen, dass man diesen Plan nicht für ausführbar hält.

Ein anderes Regierungssystem, von welchem auch die Rede ist, wäre keine Regierung, sondern ein Ministerium von sieben verantwortlichen Ministern, wovon stets der älteste oder abwechselnd einer derselben den Vorsitz im Ministerium zu führen hätte.

Der Vortheil, welchen dieses System bilden würde, wäre nach der Ansicht der Leute, dass dadurch die ehrgeizigen Absichten, welche man hier stets zu Tage kommen sieht, und welche die Leute antreiben, nach den Stellen in der Regierung zu streben, zunichte gemacht würden, und dass sowohl die gesetzgebende als die Executivgewalt in den Händen des Nationalcongresses vereint blieben.

In letzterer Zeit bildete sich hier ein Club unter dem Namen „Der heilige Krieg", dessen Tendenz dahin gehen dürfte, auf die Invasion der Türkei hinzuarbeiten.

Aus den Provinzen treffen fortwährend beunruhigende Nachrichten über den Stand der öffentlichen Sicherheit ein. Die Nachricht, welche ich in meinem Berichte vom 10. l. M. erwähnte, dass sich in der Maina eine zahlreiche Bande von Briganten gebildet habe, welche Kalamata bedrohe, hat sich bestätigt, und zwar haben die Bewohner von Kalamata es für angezeigt erachtet, mit den Chefs dieser Bande zu unterhandeln, indem es ihnen gerathen erschien, zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen, und sie lieber eine Abfindungssumme in Geldmitteln zahlten, als ihre Stadt einer Plünderung auszusetzen. Mit dieser Nachricht steht auch die gemeldete Abreise der griechischen Corvette „Hellas" mit Truppen nach Kalamata in Verbindung. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob dem Uebel durch diese Truppen wird gesteuert werden, nachdem dieselben in den meisten Fällen mit den Briganten gemeinsame Sache machten. Es soll überhaupt gegenwärtig in der ganzen griechischen Armee nur ein einziges Bataillon bestehen, auf dessen Treue die provisorische Regierung glaubt sich verlassen zu können. Ein jeder Officier, von den bei der Truppe in Gunsten stehenden nämlich, hat in der Regel 10—15 Mann, welche ihm gehorchen. Hat er irgend einen Befehl auszuführen, so wendet er sich ungefähr mit den Worten an seine

Getreuen: Nun, meine Freunde, wir wollen diesen Befehl ausführen, was meint Ihr? und hierauf geht das Angeordnete vor sich. Auch zu Lande wurden im Laufe der vergangenen Woche Truppen nach verschiedenen Orten entsendet, in welchen das Briganten-wesen aufgetaucht ist. Die Regierung hat Waffen an die Bürger an den gedachten Punkten vertheilen lassen und dieselben aufgefordert, zur Vertilgung des Räuberunwesens thätig mitzuwirken.

Die öffentlichen Blätter bringen fortwährend Abhandlungen über die schlechte Finanzlage des Reiches und schlagen unter anderen Massregeln zur Abhilfe derselben vor, den Gehalt der Beamten und Officiere auf ein Viertel zu vermindern und die griechischen Legationen im Auslande einzuziehen.

X.

Pyräus, 31. Jänner 1863.

.... Der Nationalcongress zu Athen hat endlich die Prüfung der Wahlmandate der Abgeordneten beendet und es wurde hierauf die Verhandlung über die Präsidentenwahl in Angriff genommen, welche zu lebhaften Debatten Anlass gab.

Eine Partei brachte den Antrag vor, einen Präsidenten und vier Vicepräsidenten zu wählen, welchem Antrage eine andere Partei den entgegenstellte, fünf Präsidenten zu wählen, welche zu gleicher Zeit in corpore das Präsidium des Nationalvereins zu führen hätten. Nach längeren Debatten wurde von einem Abgeordneten in der Absicht, einen Compromiss zwischen den beiden Parteien, welche sich über diesen Punkt nicht einigen konnten, herbeizuführen, das Amendement eingebracht, jeden Monat einen neuen Präsidenten zu wählen, was in der Folge auch angenommen wurde.

Hierauf wurde über die Art der Präsidentenwahl verhandelt und nach langer stürmischer Debatte die geheime Abstimmung angenommen.

Gestern fand die Präsidentenwahl statt, bei welcher ein gewisser Valvis, Abkömmling der venetianischen Familie Balbi, Abgeordneter aus Missolunghi, zum Präsidenten erwählt wurde.

Ueber die hiesigen Zustände im Allgemeinen lässt sich nichts Gutes berichten. Selbst mehrere Abgeordnete haben sich schon bewogen gefunden, über die vielen Verbrechen, welche in den Provinzen begangen werden, im Nationalcongresse zu sprechen und haben demselben den Entwurf zu einem Decret unterlegt, womit bestimmt zu werden hätte, dass sämmtliche Verbrechen, welche vom Zeitpunkte der Publication desselben begangen wurden, von jeder Amnestie ausgeschlossen zu werden hätten.

Andere Abgeordnete sprachen von dem erbärmlichen Zustande der Provinzen von einem anderen Gesichtspunkte aus, nachdem in denselben der Bürgerkrieg am Ausbruche stehe.

Ein Abgeordneter interpellirte den Kriegsminister, dass er einen Officier nach Lakonien gesandt habe, um den dortigen Aufstand zu unterdrücken, welcher die Revolutionäre schon zu verschiedenen Malen als Verräther erklärt habe. Einige militärische Abgeordnete fühlten sich hierauf ebenfalls veranlasst, sich bitter über die Regierung zu beklagen, welche keinem Revolutionär traue. Der Kriegsminister beantwortete hierauf die vorerwähnte, an ihn gerichtete Interpellation, indem er mittheilte, dass zwar der Officier nach Lakonien commandirt gewesen sei, dass jedoch, nachdem man dem Kriegsminister bekannt gegeben habe, derselbe bekenne sich nicht zu den revolutionären Principien, dieser Befehl widerrufen worden sei.

Ein Abgeordneter brachte vor, dass er, als er sein Haus verliess, von mehreren Unterofficieren und Soldaten angehalten worden sei, welche sich über die Regierung beklagt hätten, nachdem dieselbe so viele Beförderungen hätte Platz greifen lassen und sie in dieselben nicht mit inbegriffen hätte, obwohl sie mehr Anrecht darauf hätten, als Diejenigen, welche bisher befördert worden waren. Diese Leute hätten ferner mit Ausübung von Gewaltthaten gedroht, falls sie nicht ebenfalls befördert würden. Aus diesem Grunde habe der erwähnte Abgeordnete es für angemessen erachtet zu beantragen, dass, sobald der Präsident erwählt sei, sich der Nationalcongress mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen hätte.

Nachdem seit mehreren Tagen das Gerücht im Umlaufe war, dass, falls die provisorische Regierung gestürzt werden sollte, dieselbe nicht gutwillig werde abtreten wollen, fand sich ein Abgeordneter bewogen, den Antrag zu stellen, dass sowohl der provisorischen Regierung als dem Ministerium der Eid des Gehorsams gegen die Nationalversammlung abgenommen werde.

Während der vergangenen Woche war hier die Nachricht verbreitet, der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha habe die Candidatur zum griechischen Throne angenommen und es war diese Nachricht von Seite der englischen Gesandtschaft ausgegangen. Die mit der letzten Post hier angelangten Wiener und Triester Blätter bestätigten diese Nachricht, ich habe jedoch von verschiedenen Seiten erfahren, dass die Griechen der Candidatur des Herzogs von Coburg nicht günstig gestimmt sind und bei einer allenfalls im Nationalcongresse vorzunehmenden Abstimmung dieselbe fast gewiss in der Minorität bleiben wird.

Hingegen soll in neuerer Zeit die Partei des Herzogs von Aumale an Anhängern gewonnen haben, während es verlautet, dass die im Nationalcongresse nach und nach die Oberhand gewinnende Bergpartei, trotz dem für den Prinzen Alfred günstig ausgefallenen suffrage universel, den Engländern nichts weniger als freundlich gesinnt sein soll.

Dienstag den 27. fand zu Athen unter der dort garnisonirenden Artillerie eine Emeute statt, die jedoch bald gedämpft wurde. Es handelte sich dabei um die von der provisorischen Regierung anbefohlene Absetzung eines Officiers, welchen die Mannschaft behalten wollte.

Gestern Abends fand in Pyräus unter den Zöglingen der Militär-Akademie ein Aufstand statt; die Zöglinge verlangten nämlich die Entfernung ihres Directors, bewaffneten sich und liessen Niemanden in die Anstalt ein. Aus Athen wurden Truppen und Geschütze nach dem Pyräus beordert, die Zöglinge beharrten jedoch auf ihrer Forderung, so dass der Kriegsminister selbst erscheinen musste und endlich ihr Verlangen bewilligte....

XI.

Pyräus, am 7. Februar 1863.

„... Den 4. und 5. d. M. hatte der Commandant Sr. Maj. Kanonenboot „Wall“, Linienschiffs-Lieutenant von Monfroni, im Hause des k. k. österreichischen Viceconsuls Berger zu Kalamata mit den beiden Mauromichalis, Germanos und Johann Kazakos, auf wiederholtes Ansuchen derselben, Zusammenkünfte.

Der genannte Officier eröffnete den beiden Mauromichalis in Vorhinein, dass, wenn er mit ihnen verhandle, dies nicht in seiner Eigenschaft als Commandant eines k. k. Kriegsschiffes, sondern lediglich als Privatperson geschehe und sie seinen ausgesprochenen Ansichten keinerlei officiellen oder officiösen Charakter beilegen sollen, und dass er, falls sie in ihm einen Vertreter Oesterreichs zu sehen glaubten, gegen irgend welche Mittheilung protestire.

Die beiden Mauromichalis erklärten sich mit dieser Eröffnung zufrieden und sagten, dass sie sich lediglich den Rath des Commandanten des „Wall“ über ihr ferneres zukünftiges Verfahren in Bezug auf die im Nachstehenden erwähnte Angelegenheit erbäten.

Sie seien nämlich seit drei Monaten beschäftigt, in den nächstgelegenen Provinzen für die bairische Dynastie zu agitiren, dieselben seien in Folge dessen auch schon derart mit ihren Anhängern besäet, dass sie auf 8000 Mann Bewaffnete zählen könnten. Von einem englischen oder unter englischem Einfluss stehenden Prinzen als König von Griechenland wollten sie durchaus nichts wissen, indem sie überzeugt seien, dass Griechenland unter einem bairischen Prinzen ebenso glücklich werden könne und obwohl nicht persönlich der bairischen Dynastie verpflichtet, seien sie aus Grundsatz Legitimisten. Sie seien zwar durch die Nichtanerkennung der Wahlen von sieben Mauromichalis auf das Empfindlichste beleidigt, allein eben dies beweise, dass man in Athen ihren Gesinnungen nicht traue und man dort ihren Einfluss fürchte.

Ihre Handlungsweise, seit der Prinz Alfred als Throncandidat aufgestellt worden war, sei stets dieselbe gewesen, nämlich

eine dieser Candidatur widerstrebende. Mit diesen Nachrichten hatten sie einen gewissen Siegel nach München abgesandt, mit der Aufforderung an König Otto und die Königin, durch ihr Erscheinen oder durch jenes eines bairischen Prinzen die ganze Bewegung in der Maina in die Hand zu nehmen.

Die durch List gelungene Besetzung Kalamata's und der Provinzialhauptstädte von Lakedämonien und Messenien sei nur deshalb unternommen worden, um Kalamata zum Herde der legitimistischen Bewegung zu machen, von wo aus das Signal und die Leitung des Aufstandes erfolgen sollte.

Beim Erscheinen eines bairischen Prinzen oder nach Erhalt positiver Instructionen würden sie 10.000 Gewehre, die nöthige Munition und eine geringe Anzahl Gebirgsgeschütze des kleinsten Calibers benöthigen. Geld brauchten sie vergleichungsweise nur wenig, nämlich nur so viel, um durch Bezahlung ihrer Leute dieselben von Plünderungen abzuhalten.

Siegel kehrte von München zurück und erklärte, den König unentschlossen gefunden zu haben, die Königin schien ihren Anforderungen folgen zu wollen, scheine jedoch durch ihre Umgebung davon abgehalten worden zu sein.

Die einzigen Instructionen, die Siegel mitbrachte, die ihnen (den Mauromichalis) jedoch ungenügend schienen, lauteten: Sie mögen in ihrem Eifer nicht erkalten, und immer bereit sein, nachdem, sobald der günstige Moment zum Aufstande gekommen sei, sie das Signal hiezu erhalten würden. Diese Instructionen seien ihnen aber nicht genügend, nachdem ihrer Meinung nach der günstige Augenblick schon gekommen sei.

Nun trete seit einigen Tagen der Prinz Ernst von Coburg als Candidat für den griechischen Thron auf. Diese Candidatur eines deutschen Fürsten auf einen Thron, auf welchen ein anderer deutscher Prinz die heiligsten Anrechte besitze, habe alle ihre Ansichten und Pläne wankend gemacht, wobei der Vorbehalt der eigenen Regentschaft in Coburg von Seite des Prinzen Ernst sie mit Misstrauen gegen ihn erfüllt habe. Der Umstand, dass ein deutscher Fürst sein, wenn auch kleines, doch wohlgeordnetes

und blühendes Land verlasse, um bei ihnen ungeregelte Zustände, Mühe und Schwierigkeiten zu finden, könne nur einem überwiegend englischen Einfluss auf denselben zugeschrieben werden, sie seien aber nicht gesonnen zuzugeben, dass ganz Griechenland und die jonischen Inseln unter englische Botmässigkeit mit einem Lord-High-Commisioner, welcher König hiesse, gestellt werde.

Jedenfalls, meinten sie, müsse von Seite Oesterreichs und der übrigen deutschen Mächte in kürzester Zeit etwas geschehen, um diese Candidatur, wenn nicht zu hintertreiben, so doch derselben Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wenn für die bairische Dynastie noch etwas geschehen solle.

Das Land befände sich in einer derartigen Anarchie, dass sich die bessere Classe, ja die ganze Bevölkerung nach geordneten Zuständen sehne. Einsehend, dass dieselben nur durch einen König an der Spitze der Regierung herbeigeführt werden könnten und durch die in neuerer Zeit gemachten Erfahrungen gewitzigt, seien unter der Bevölkerung die anfänglich nur sporadisch vorgekommenen Kundgebungen von Sympathien für die gefallene Dynastie derart angewachsen, dass, wenn man den jetzigen richtigen Moment benützt, wie die Mauromichalis behaupten, mit Sicherheit auf Erfolg rechnen könne, ebensowenig als dies der Fall wäre, wenn im Lande bekannt würde, dass ein anderer deutscher Prinz von England vorgeschlagen, ohne erfolgten Protest der andern Mächte die Candidatur annehme, da man daraus schliessen würde, dass die bairische Dynastie auf ihre Ansprüche auf den griechischen Thron verzichtet habe.

Auf diese Mittheilungen der Parteigänger der gefallenen Dynastie gab der Commandant Seiner Majestät Kanonenboot „Wall“ im Einvernehmen mit dem Herrn k. k. österreichischen Viceconsul, folgende Antwort: Er mache sie, wie bereits vor Beginn des Gespräches, neuerdings darauf aufmerksam, dass er nur als Privatperson mit ihnen verhandle, er könne ihnen daher irgend eine materielle Hilfe von Seite Oesterreichs in ihrem Unternehmen durchaus nicht in Aussicht stellen.

Uebrigens werde er, nachdem die Anwesenheit eines k. k. Kriegsschiffes zu Kalamata zur Zeit nicht als unumgänglich nothwendig erscheine, sofort nach dem Pyräus abgehen, um ihr Anliegen zur Kenntniss seines vorgesetzten Flotten-Abtheilungs-Commandos zu bringen. Falls sie beabsichtigen, ihre Wünsche zu Papier zu bringen, werde der Herr k. k. Viceconsul ebenfalls mit dem „Wall“ sich nach dem Piräus begeben und dieselben der k. k. Gesandtschaft zu Athen überbringen.

Kazakos besprach sich hierauf mit Germanos und sagte, sie seien bereit, dem Commandanten des „Wall“ ihre Ansichten und Wünsche schriftlich mitzutheilen, ersuchten jedoch in Anbetracht der Wichtigkeit des Schriftstückes, um die grösstmöglichste Discretion im Gebrauche desselben, welche der Commandant des „Wall“ auch zusicherte.

Kazakos übergab demselben hierauf folgende Mittheilung, welche er in der Uebersetzung folgen liess, da Kazakos wünschte, dass dieselbe geeigneten Orts mitgetheilt werde, und zwar:

Wir arbeiten nunmehr seit drei Monaten für die bairische Dynastie und haben in diesem Sinne die Provinzen Lakedämonien, Limiros, östliches und westliches Maina, Kalamata und Messenien vorbereitet. Die Zahl unserer erworbenen Freunde beläuft sich auf 8000 Mann.

Die nun zum Vorschein gekommene Candidatur des Prinzen Ernst hat unsere Pläne derart verwirrt, dass wir klare Instructionen haben müssen, um zu wissen, auf welche Weise wir uns in Zukunft zu benehmen haben, und zwar müssen die Nachrichten in kürzester Zeit eintreffen.

Kalamata, am 25. Jänner 1863.

Gezeichnet:
Johann Kazakos (Mauromichalis),
Germanos Mauromichalis.

Der Commandant Seiner Majestät Kanonenboot „Wall“ hielt es für angemessen, Kalamata baldmöglichst zu verlassen, nachdem sämmtliche Glieder der Familie Mauromichalis ihm stets auf eine

auffallend freundliche Weise begegneten und er den Anschein vermeiden wollte, er unterstütze allenfalls in Folge erhaltener Instructionen das Vorgehen der Mauromichalis.

Gleich nach Ankunft des „Wall“ im Pyräus begab ich mich zum k. k. Gesandten, Baron Testa, welcher durch den mit dem „Wall“ mitgekommenen Viceconsul von Kalamata von der ganzen Angelegenheit in Kenntniss gesetzt worden war und eine chiffrirte telegraphische Depesche an den k. k. Minister, Grafen Rechberg, zur eventuellen Mittheilung an die bairische Regierung sowie einen schriftlichen Bericht hierüber absendet.

XII.

Pyräus, am 7. Februar 1863.

....Sonntag, den 1. d. M., wurde von Seite des Clubs „La lutte sacrée“ ein Tedeum und ein festlicher Umzug veranstaltet, um die Vereinigung der jonischen Inseln mit Griechenland zu feiern.

Der Zug, mit den Flaggen der drei Schutzmächte und der italienischen versehen, bewegte sich durch mehrere der Hauptstrassen Athens und hielt vor dem Palais der Gesandten der drei Schutzmächte; Deputationen wurden an die Gesandten abgesandt, um denselben den Dank des griechischen Volkes auszudrücken, worauf dieselben entsprechend antworteten.

Der Zweck dieser Demonstration scheint jener gewesen zu sein, die Einverleibung der jonischen Inseln gewissermassen schon als eine vollbrachte Thatsache darzustellen und England vorkommenden Falls das Zurückziehen seines diesfalls gemachten Antrages zu erschweren.

Montag, den 2. l. M., legte die bisherige provisorische Regierung ihre Gewalt in die Hände der Nationalversammlung nieder, wurde jedoch von derselben mit der Fortführung der Geschäfte bis zur Wahl einer neuen Regierung betraut. Dieser Act wurde durch Ausrücken der Truppen und Abfeuern von Kanonensalven gefeiert.

Dienstag, den 3., wurde in der Nationalversammlung das Decret bezüglich der Thronentsetzung des Königs Otto und der Königin Amalie berathen und angenommen. Dasselbe lautet wie folgt:

„Die griechische Nationalversammlung decretirt, dass in Anbetracht des Volksbeschlusses vom 22. October 1862, mittelst welchem die Entsetzung des Königs Otto vom griechischen Throne beschlossen und die Rechte der Königin Amalia auf die Regentschaft und jene des königlichen Hauses von Baiern auf die Thronfolge aufgehoben wurde — der griechische Thron de facto et de jure seit dem 22. October 1862 unbesetzt erklärt wird.“

Am selben Tage wurde das Ergebniss des Scrutiniums der beim suffrage universel behufs der Königswahl abgegebenen Stimmen kundgemacht und nachdem der Prinz Alfred 230.016 Stimmen bei einer Totalsumme von 241.202 Wählern erhalten hatte, wurde derselbe als constitutioneller König von Griechenland proclamirt. In Folge dessen fand ein feierliches Tedeum in der Domkirche zu Athen statt — Garnison und Nationalgarde rückten aus, 101 Kanonenschüsse wurden abgefeuert und die griechischen Kriegsschiffe im Pyräus flaggten.

Der Präsident der Nationalversammlung soll übrigens diese Festlichkeit ohne Beschluss der Nationalversammlung anbefohlen haben und hierüber von der antienglischen Partei des Congresses zur Rede gestellt worden sein.

Von dem ursprünglichen Plane, eine Deputation nach England zu schicken und der englischen Regierung das Ergebniss des suffrage universel mitzutheilen, scheint man abgekommen zu sein und wird sich höchst wahrscheinlich damit begnügen, entweder eine schriftliche Mittheilung hierüber nach England zu machen, oder aber sich mit einem Bescheide Herrn Elliot's, die Ablehnung des Thrones für den Prinzen Alfred enthaltend, zufriedenstellen.

Abends war das Bild des Prinzen Alfred in der Hofloge des Theaters gekrönt und mit Blumen bekränzt aufgestellt, eine König Alfreds-Cantate wurde abgesungen und mit Acclamation aufgenommen.

England scheint übrigens einen bedeutenden Druck auf die politischen Parteien zu üben und dabei nicht immer von lautersten Mitteln Gebrauch zu machen; so z. B. hat sich herausgestellt, dass der englische Gesandte in seiner Mittheilung an Bulgaris, in welcher er den Prinzen Ernst von Coburg als den von Frankreich und England gemeinsam anempfohlenen Throncandidaten aufstellte, als Thronfolger des Herzogs Ernst den gegenwärtig in der k. k. Marine dienenden August Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha bezeichnet habe, während er in der Folge dieses Factum in Abrede stellte.

So hat der französische Gesandte zu Athen, Herr Bourrée, von seiner Regierung den Auftrag bekommen, sich der Wahl des Herzogs Ernst, falls die Griechen ihn zum König wählen sollten, nicht zu widersetzen, nicht aber, wie Herr Elliot der provisorischen Regierung erklärte, dass der Kaiser der Franzosen die Candidatur des Herzogs Ernst unterstütze und dem diesfalls bezüglichen Antrag Englands avec empressement beigetreten sei.

Herr Elliot versprach überdies der provisorischen Regierung, dass, falls die Griechen den Herzog Ernst zum König wählten, England bereit sei, die jonischen Inseln an Griechenland abzutreten, dass der König Ernst von England eine jährliche Civilliste von 80.000 Pfund Sterling erhalten würde, und dass England bereit sei, den Griechen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihren Credit in Europa wieder herzustellen und den Stand ihrer Finanzen durchgreifend zu bessern, die Aufnahme eines Anlehens im Auslande zu verschaffen.

Mit Anwendung solcher Hebel — von den verborgenen, von deren Bestehen nur Gerüchte in die Oeffentlichkeit dringen, nicht zu sprechen — könnte es den Engländern wohl gelingen, im Nationalcongresse eine hinlängliche Anzahl Stimmen für ihren Candidaten zusammenzubringen und dessen Wahl zum Könige von Griechenland durchzusetzen. Ob das Volk aber mit einer solchen Wahl seiner Vertreter einverstanden sein wird, ist eine andere Frage. Gewiss ist, dass die antienglische Partei sowohl in als ausser dem Congresse nicht unbedeutend ist, und dass

die Candidatur des Herzogs Ernst unter den Griechen viele Gegner zählt.

Das Land ist zum Spielball politischer Vereine und Parteien geworden, diese sind unter einander uneinig und grösstentheils Gliederpuppen fremder Diplomaten und bewegen sich nur nach den von ihren Leitern erhaltenen Instructionen.

Die Unordnung und Rathlosigkeit in den Provinzen ist auf den höchsten Grad gestiegen, so dass schon Stimmen laut werden, welche um jeden Preis nach einem Regenten rufen.

Dies dürfte nicht ohne Zusammenhang mit der gestern verbreitet gewesenen Nachricht sein, dass die Wahl des Herzogs Ernst zum Könige schon gestern im Nationalcongresse hätte stattfinden sollen, was aber bis zur Stunde noch nicht geschehen ist...

XIII.

Pyräus, am 14. Februar 1863.

.....Sonntags den 8. traf in Athen auf officiellem Wege die telegraphische Nachricht ein, dass der Herzog Ernst von Sachsen-Coburga-Gotha definitiv die Candidatur auf den griechischen Thron abgelehnt habe. Bei dem gemässigten Theile der hiesigen Bevölkerung, welche wegen der Regelung der Verhältnisse um jeden Preis einen König wollen, brachte diese Nachricht einen unangenehmen Eindruck hervor, wie überhaupt die Griechen wegen des schon von mehreren Fürsten erfolgten Ausschlagens ihrer Krone nicht wenig in ihrer Eigenliebe gekränkt und im Allgemeinen sehr aufgebracht sein sollen.

Was man jetzt, nachdem der Herzog von Coburg die griechische Krone ausgeschlagen hat, zu thun gedenkt, darüber ist bis jetzt noch keine Stimme laut geworden.

Das einzige Ereigniss von Bedeutung, welches im Laufe der vergangenen Woche hier vorkam, ist, dass der Nationalcongress die Form und Mitglieder der künftigen Regierung berieth und feststellte.

Es wurde nämlich beschlossen, dass die Regierung aus drei

Mitgliedern zu bestehen habe, von welchen ein jedes der Reihe nach das Präsidium durch je 10 Tage zu führen hat. Als Mitglieder dieser Regierung wurden jene der bisher bestandenen provisorischen Regierung, nämlich Bulgaris, Rufos und Kanaris gewählt.

Es sind dies dieselben Männer, welche man sowohl von Seite der Presse, als in der Nationalversammlung mit Schmähungen und Vorwürfen über ihre Misswirthschaft in allen Zweigen der Staatsverwaltung überhäufte und deren gewaltsame Absetzung durch das Volk mehrmals in naher Aussicht gestanden war. Ihnen legte man die im Lande herrschende Gesetzlosigkeit zur Last, sie wurden beschuldigt, den Staatsschatz auf nicht zu rechtfertigende Weise verschleudert zu haben. Und nunmehr gehen aus den Wahlurnen der Nationalversammlung die Namen dieser selben drei Männer hervor, von welchen man nach der Art, wie die öffentliche Meinung über sie urtheilte, hätte glauben sollen, dass sie nicht einen Tag länger am Ruder bleiben würden, als es durch die Nothwendigkeit geboten war.

Ein anderes Factum, welches auf den Gang der hiesigen Ereignisse nicht ohne Einfluss bleiben dürfte, ist, dass die Wahl des bisherigen Kriegsministers Mauromichalis von der Nationalversammlung als ungiltig erklärt wurde. In Folge dessen soll derselbe auch sein Portefeuille verlieren und wird als sein Nachfolger der Abgeordnete Grivas genannt.

Die Nationalversammlung hat nämlich bei ihrem Zusammentritte nur so viele Wahlmandate geprüft, als Abgeordnete nöthig waren, um dieselbe als constituirt erklären zu können. Die übrigen Wahlen werden nunmehr nach und nach geprüft und so kam es, dass die Wahl des Kriegsministers erst jetzt als ungiltig erklärt wurde. Die Verwerfung dieser Wahl dürfte insoferne auf den Gang der hiesigen Verhältnisse Einfluss nehmen, als bereits die Wahlen von sieben anderen Mitgliedern der Familie Mauromichalis für ungiltig erklärt wurden und bekanntlich die Familie Mauromichalis die Führer der der bairischen Dynastie günstig gesinnten griechischen Partei sind.

Wie Kazakos Mauromichalis dem Commandanten des Kanonenbootes „Wall“ zu Kalamata mittheilte, war der Kriegsminister der Einzige der Familie, auf welchen sie bisher in ihren Restaurationsplänen nicht zählen konnten. Ist dieser letztere nunmehr aus der Nationalversammlung ausgeschlossen und verliert er überdies seine Stellung als Minister, so wird er sich höchstwahrscheinlich zur Partei seiner Verwandten schlagen und diese dadurch ein wichtiges Mitglied mehr zählen.

XIV.

Pyräus, am 21. Februar 1863.

..... Im Laufe der vergangenen Woche wurde vom Nationalcongresse der Wirkungskreis der neuen Regierung festgestellt. Es wurden derselben verschiedene, bis jetzt innegehabte Rechte entzogen, nämlich das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schliessen, das Recht Münzen zu prägen, Anlehen abzuschliessen, Nationalgüter zu veräussern und endlich das Begnadigungsrecht. Nachdem verschiedene auswärtige Blätter die Nachricht enthielten, dass der König Otto im Wege diplomatischer Verhandlungen wieder auf den Thron von Griechenland eingesetzt werden sollte, so fand der Nationalcongress es für angezeigt, das Decret, womit der König Otto des Thrones und seine Dynastie des Erbrechtes auf denselben verlustig erklärt worden war, von allen Mitgliedern unterzeichnen zu lassen. Seit einiger Zeit ist das gegenwärtig bestehende Ministerium heftig angegriffen worden und sogar im Nationalcongresse hatte man dessen gänzlichen oder wenigstens theilweisen Wechsel verlangt.

Nachdem jedoch die Regierung sich trotzdem nicht veranlasst gefunden hat, in dieser Angelegenheit etwas zu thun, so hat die Nationalversammlung Mittwoch den 18. beschlossen, dass, falls bis 4 Uhr Nachmittags nicht ein neues Ministerium nach den Wünschen der Nation ernannt worden sein würde, die Absetzung der Regierung erfolgen und der Nationalcongress es selbst übernehmen würde, die neuen Organe der Executivgewalt zu ernennen.

Der Präsident der Regierung, Bulgaris, hat sich am Schluss der Sitzung 24 Stunden zur Bildung des neuen Ministeriums ausgebeten.

So viel mir bekannt ist, wurde gestern das neue Ministerium mit Artemis als Kriegsminister, Kalligas als Minister des Aeussern, Balbis als Justizminister ernannt.

Seit einiger Zeit herrscht in Athen selbst eine ziemlich bedeutende Aufregung gegen den Nationalcongress, zwischen dessen Mitgliedern es schon mehrere Male in den Sitzungen selbst und ausserhalb des Parlamentsgebäudes zu gegenseitigen Insulten, ja selbst zu Schlägereien gekommen ist.

Die Unzufriedenheit des Publicums mit den Beschlüssen des Nationalcongresses gab sich schon zu verschiedenen Malen kund, in Folge derselben fügten z. B. die Officiere ihrer Erklärung, die Beschlüsse des Nationalcongresses zu ehren und aufrecht zu erhalten, den Passus bei: „wenn dieselben im constitutionellen Sinne erfolgen.“

Heute endlich soll die Aufregung eine allgemeine sein. Militär und Civil ist auf den Beinen, die Verkaufsläden werden geschlossen, das Militär soll dem Vernehmen nach Partei für das abgesetzte Ministerium ergriffen haben.

Weiteres hierüber zu erfahren, war bis zur Stunde nicht möglich.

XV.

Pyräus, 28. Februar 1863.

.... Wie ich in meinem gehorsamsten Berichte zu melden die Ehre hatte, herrschte in Athen bei Abgang der letzten Post grosse Aufregung unter Civil und Militär und ein blutiger Zusammenstoss zwischen den verschiedenen Parteien war als nahe bevorstehend vorauszusehen.

Nachdem die Gruppirung der Parteien hier nicht wie in andern Ländern nach der politischen Ueberzeugung der Individuen vor sich geht, welche sich um einen Führer schaaren, um ihre Ansicht, ja mitunter auch nur eine Idee zu verfechten, sondern

einzig und allein durch den momentanen, in der Regel pecuniären Vortheil bedingt wird, welcher Individuen auf der einen oder anderen Seite in Aussicht steht, so ist es sehr schwer, ja sogar unmöglich, eine Definition der hier bestehenden Parteien zu geben.

So wenig die Griechen bis zur Stunde im Stande sind, einen stichhaltigen Grund anzugeben, weswegen sie eigentlich den König Otto des griechischen Thrones entsetzt haben, so wenig sind sie im Stande, zu sagen, was die eine oder die andere Partei bezweckt, am allerwenigsten aber, welche Ueberzeugung ihre Partei verficht, nachdem es sich hierbei stets nur um Persönlichkeiten handelt.

So unglaublich dies bei erster Anschauung erscheint, so lässt sich doch die Thatsache dieser hier wirklich bestehenden Zustände nicht leugnen und ist dies auch der Grund, weswegen man plötzlich Leute ohne irgend welchen Anlass von einer Partei zur andern übergehen sieht und warum alle Conflicte zwischen den streitenden Parteien bis jetzt so unblutig abgelaufen sind.

Wie ich in meinem vorcitirten Briefe zu melden die Ehre hatte, hatte sich die Regierung in Folge der energischen Aufforderungen der Nationalversammlung veranlasst gefunden, Freitag den 20. d. M. ein neues Ministerium zu ernennen. — Dasselbe bestand aus: dem Obersten Artemis Micho — Krieg und Marine; Kalligas — Aeusseres; Londides — Inneres; Balbis, Präsident des National-Congresses — Justiz und Cultus; Kechaya — Finanzen.

Dieses Ministerium wurde, nachdem die drei Mitglieder der Regierung sich über die Wahl der künftigen Minister nicht einigen konnten, von Bulgaris und Roufos ernannt. Kanaris, welcher seine Zustimmung hiezu verweigert hatte, gab nach erfolgter Ernennung des Ministeriums seine Demission.

Der Abgeordnete Buduris, ein Individuum, welches hier bei allen rechtlich denkenden Leuten den schlechtesten Leumund geniesst, der Bestechung zugänglich wie Wenige, ein Mann, welcher schon im Solde fast aller hiesigen Legationen behufs Ausführung politischer Umtriebe gestanden haben soll, stellte

hierauf, wahrscheinlich in der Hoffnung, dass beim Sturze dieses Ministeriums und der Ernennung eines anderen auch für ihn sich ein Portefeuille ergeben könnte, den Antrag, dass, nachdem eines der Mitglieder der Regierung seine Demission gegeben hatte, der Nationalcongress zur Neuwahl einer anderen Regierung schreiten möge. Im Falle der Annahme seines Vorschlages hätte selbstverständlich ein neues Ministerium ernannt werden müssen. Der Antrag Buduris' wurde jedoch nach fünfstündiger, sehr heftiger Debatte verworfen.

Die Bergpartei, welcher Herr Buduris sich in jüngster Zeit angeschlossen hat, hielt sich jedoch durch das Fallen dieses Antrages für durchaus nicht geschlagen, im Gegentheile verbreitete sich alsbald das Gerücht, dass sie dasjenige, welches sie im Nationalcongresse nicht durchzusetzen im Stande gewesen war, nunmehr mit Gewaltanwendung auszuführen Willens sei.

Diese Nachricht brachte in Athen eine allgemeine Aufregung hervor, Verkaufsläden und Café's wurden geschlossen und die Nationalgarde zu den Waffen gerufen.

Seit einiger Zeit war in Athen das Gerücht laut geworden, Bulgaris wolle durch Ausführung eines Staatsstreiches die Dictatur Griechenlands an sich reissen, Manche behaupteten, er arbeite darauf hin, den König Otto wieder auf den griechischen Thron zu setzen.

Schon das Widersprechende dieser Gerüchte zeigt, wie wenig Mühe es hier einzelnen Leuten kosten mag, die Leichtgläubigkeit des Volkes für ihre Zwecke auszubeuten. Genug an dem, es bildete sich eine Partei, welche auf den Sturz Bulgaris' hinarbeitete. Dieselbe verfügte über den grössten Theil der zur Garnison von Athen gehörigen Infanterie, der Lanciers und Pompiers, welche letztere hier auch zum Militär gezählt werden, während Bulgaris ein Bataillon Infanterie von ungefähr 1000 Mann unter dem Commando des Unterlieutenants Leozakos, die Gendarmerie und einzelne Anhänger unter den übrigen Truppen für sich hatte. Die Artillerie verhielt sich neutral. Rufos schien der allgemeinen

Meinung nachgeben zu wollen, während Bulgaris in seinem Widerstande beharrte.

Freitag Nachmittags gab das Ministerium nach einer Lebensdauer von wenigen Stunden seine Demission.

Die Nacht von Freitag auf Samstag standen die beiden Parteien, wie früher erwähnt, in Waffen gegenüber und nur der beispiellosen Feigheit der streitenden Theile, sowie der gänzlichen Farblosigkeit der Parteien, welche nicht durch ihre Ueberzeugung an ihre Führer geknüpft sind, ist es zuzuschreiben, dass es nicht zu blutigen Auftritten kam. Der Vereinigungspunkt der Antiregierungspartei war der Constitutionsplatz, von dort aus wurde ein Detachement abgesandt, um den Präsidenten Bulgaris zu verhaften. Als man dessen Haus jedoch mit Bewaffneten besetzt fand, zog dasselbe wieder ab.

Kanonen, welche man verlangte, um in's Haus des Präsidenten Bresche zu schiessen, verweigerte Petmezas, Commandant der Artillerie, auszuliefern.

Das Bataillon des Leozakos, welches seine Kaserne in der Nähe des königlichen Palais hat, setzte sich in diesem fest. Mauromichalis, der ehemalige und Artemis, der letzte Kriegsminister, mit ihm.

Um 3 Uhr Nachts proclamirte Kanaris, Sohn des gewesenen Regierungsmitgliedes, Admiralen Kanaris, die Absetzung der bisherigen Regierung und fand keinen Widerstand von Seite der Anhänger derselben.

Während der ganzen Nacht wurden nur zwei Soldaten und diese auch nur aus Missverständniss getödtet. Es trafen nämlich zwei Patrouillen auf einander, von denen die eine die Losung nicht zu geben wusste, worauf sie gegenseitig auf einander feuerten.

Das Schiessen dauerte zwar die ganze Nacht hindurch fort, allein alle diese Schüsse wurden nur in die Luft abgefeuert; durch dieses unvorsichtige Schiessen sollen übrigens noch drei Männer ausser den vorerwähnten todt geblieben sein.

Samstag Vormittags verliessen die auf dem Constitutionsplatze versammelten Truppen denselben und lagerten ausser der

Stadt, wo sich auch Kanaris junior mit seiner Abtheilung mit ihnen vereinigte.

Samstag Nachmittags gab Rufos seine Demission, während die Nationalversammlung die Absetzung der bisherigen Regierung decretirte und die Executivgewalt bis zur Ernennung einer neuen Regierung selbst auszuüben beschloss.

Ueberdies decretirte dieselbe, dass sämmtliche Truppen den Eid der Treue gegen die Nationalversammlung zu leisten hätten, und dass alle Land- und Seetruppen, sowie Nationalgarden dem Befehl der Nationalversammlung unbedingt zu gehorchen hätten, widrigenfalls sie als Verräther am Vaterlande betrachtet und analog bestraft werden würden.

Die Eidesleistung der Truppen war auf Sonntag festgesetzt, fand jedoch an jenem Tage nicht statt. Mittlerweile dauerte der vorerwähnte Zustand der allgemeinen Aufregung in Athen fort. Das Militär verliess die Wachposten (welche, wie z. B. die Hauptwache und die Wache bei der Bank, von Nationalgarden besetzt wurden), die Soldaten streifen betrunken in den Strassen umher, mehrere Detachements arretirten ihre Officiere, mit einem Worte, das Militär war gänzlich débandirt.

Ein ärarisches Waffen- sowie Montursdepot wurde von den Soldaten gänzlich geplündert und z. B. ärarische Gewehre zu zwei bis drei Drachmen verkauft.

Mittlerweile beschloss der Nationalcongress, dass die bisherige, aus drei Mitgliedern bestehende Executivgewalt aufzuhören habe, und bestimmte, als künftige Regierungsform unter dem Namen „provisorische Regierung von Griechenland“ einen Ministerpräsidenten ohne Portefeuille als Repräsentanten der Executivgewalt, sowie sieben Minister.

Montag, den 23., erfolgte die Wahl des neuen Ministeriums; dasselbe besteht aus:

Balbis — Ministerpräsident; Maurokordatos — Aeusseres; Smolensk — Krieg; Augerinos — Inneres; Charalambis — Finanzen; Papazaphuropulos — Justiz; Dosios — Cultus und Buduris — Marine.

Mittwoch endlich liessen sich die Truppen bewegen, den Eid zu leisten.

Auch das Bataillon des Leozakos, welches bis dahin im königlichen Schlosse campirt hatte, sowie Leozakos selbst schworen auf die Verfassung.

Der Kriegsminister Smolensk hatte mehrere Zusammenkünfte mit Leozakos und bewog denselben durch Anbot von 5000 Drachmen, welche Leozakos auch annahm, zur Eidleistung.

Grivas, ebenfalls Officier, hatte in seinem Hause ungefähr 150 Bewaffnete (Palikaren), nun soll sowohl er als Leozakos bedingungsweise den Eid geleistet haben, nämlich mit dem Vorbehalte, dass sowohl der Eine als der Andere entwaffne.

Seither haben sich die Zustände in Athen gebessert und Alles kehrt wieder zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge zurück.

Obwohl ich der Meinung bin, dass bei der noch nicht dagewesenen Feigheit der griechischen Truppen es nicht zu einem ernstlichen Conflicte zwischen denselben kommen wird, so ist doch nicht vorauszusehen, was die nächste Zeit hier bringen wird.

Allgemein verspricht man dem gegenwärtigen Ministerium kein langes Leben, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, dass hier der Sturz der Regierung oder eines Ministeriums durch die augenblickliche Laune von ein Paar Schreiern ohne weiteren plausiblen Grund herbeigeführt werden kann. Der besitzenden und erwerbenden Classe der hiesigen Bewohner ist dieser Zustand, wie leicht begreiflich, ein unleidlicher geworden, und dieselben wollen um jeden Preis einen König, welcher allein wieder Alles in geregelte Bahnen zurückführen könnte.

Unter diesen Umständen hätte die königlich baierische Dynastie meiner Ansicht nach bedeutende Chancen, falls ihr darum zu thun wäre, den griechischen Thron für eines ihrer Mitglieder wieder zu erwerben.

Vor Kurzem richtete das griechische Ministerium des Aeussern eine in sehr gehässigem Tone gehaltene Note an die k. k. Gesandtschaft zu Athen, worin es sich beschwerte, dass von Seite eines k. k. Kriegsschiffes zu Kalamata eine Territorialverletzung durch

das Ausschiffen bewaffneter Mannschaft stattgefunden habe, welche erst in Folge mündlichen und schriftlichen Protestes des Nomarchen wieder an Bord zurückgekehrt sei, endlich dass dieser Vorfall unter der dortigen Bevölkerung grosse Aufregung hervorgerufen habe.

XVI.

Pyräus, am 7. März 1863.

.....Wie ich in der Nachschrift meines gehorsamsten Berichtes vom 27. v. M. zu melden die Ehre hatte, war dem k. bairischen Consul zu Athen, Herrn Bernau, von der provisorischen Regierung das Exequatur entzogen und derselbe unter Bedeckung nach dem Pyräus gebracht worden, um mit dem letzten Lloyddampfer ausser Landes gesendet zu werden.

Im Momente vor der festgesetzten Abfahrtsstunde des Dampfers jedoch wurde Herr Bernau in der Agentie des österreichischen Lloyd verhaftet, und nach Athen auf die dortige Polizeidirection gebracht. Dies ereignete sich, nachdem die Post des Flottenabtheilungscommandos bereits geschlossen und abgesendet war, weswegen ich diesen Vorfall nicht mehr in meinem gehorsamsten Berichte zur Kenntniss des hohen Marineministeriums zu bringen im Stande war.

Die Verhaftung Bernau's steht mit der Entdeckung eines Complottes in Verbindung, welches den Zweck gehabt haben soll, den König Otto oder einen seiner Neffen auf den griechischen Thron zu setzen.

Gleichzeitig mit Bernau wurden 20 — 25 Personen der besseren Stände, worunter auch mehrere griechische Officiere, zu Athen verhaftet, welche beschuldigt werden, von Bernau Geld und mitunter namhafte Summen angenommen zu haben.

Bis jetzt scheint jedoch die Untersuchung gegen Bernau noch keine positiven Resultate seiner Mitschuld an der erwähnten Verschwörung geliefert zu haben, obwohl er gestern von der Polizei in das Staatsgefängniss abgeführt worden ist.

Die Verhaftung Bernau's machte in Athen viel Aufsehen und bildet seither das Stadtgespräch.

Die allgemeine Meinung sprach sich bei diesem Anlasse dahin aus, dass auch die k. k. österreichische Gesandtschaft und der k. k. Vice - Consul zu Kalamata in die Umtriebe Bernau's verwickelt seien; ein Abgeordneter des National-Congresses, ein gewisser Valtinos, ging sogar so weit, in einer Sitzung desselben die Ausweisung des österreichischen Gesandten aus Griechenland zu beantragen, welcher Vorschlag jedoch wegen Mangel an Unterstützung fiel.

Im Ganzen war die Stimmung gegen die österreichischen Staatsangehörigen eine ziemlich erbitterte.

Auch von den k. k. Kriegsschiffen ging das Gerede, dass sie in Kalamata Geld und Waffen ausgeschifft hätten.

Der „Avenir de l'Orient", ein griechisches Journal, brachte die Nachricht, das gegenwärtig in Kalamata stationirte Kriegsschiff habe zwei Kanonen und eine Menge Waffen ausgeschifft und der königlichen Partei übergeben, und fügt ferner bei, dass insolange österreichische Kriegsschiffe in den griechischen Gewässern verweilten, nie Ruhe im Lande sein werde.

Während des Aufenthaltes Seiner Majestät Kanonenboot „Velebich" zu Kalamata im Monate Jänner l. J. war dasselbe wegen eines eingetretenen Südsturmes genöthigt gewesen, nach Armyro zu gehen, da Schiffe bei heftigem Südwinde nicht in Kalamata vor Anker bleiben können.

Zufälligerweise hatte Kazakos Mauromichalis damals sein Lager nächst Armyro aufgeschlagen und dürfte dies Grund zu mannigfachen Vermuthungen und den vorerwähnten Gerüchten gegeben haben.

Man glaubt hier allgemein, dass der englische Gesandte Mr. Elliot in Folge eines Telegrammes, welches er vom englischen Consul von München aus erhalten habe, die provisorische Regierung auf die Spur der vorerwähnten Verschwörung gebracht habe. Es geht jedoch anderseits hier das Gerücht, dass eine Person aus der nächsten Umgebung Seiner Majestät des Königs

Otto, welche gegenwärtig auch in München weilt, ihre Verwandten in Athen von allen Berichten, welche an den König Otto über den Stand der legitimistischen Angelegenheiten in Griechenland gelangten, sowie von den Massregeln, welche Seine Majestät in Folge dessen ergriff, stets in Kenntniss erhalten hat.

Vor einigen Tagen war mir von verschiedenen Seiten die Nachricht mitgetheilt worden, dass der k. k. Vice-Consul zu Kalamata, Herr Berger, von den griechischen Regierungsorganen verhaftet worden sei. Auf die diesfalls vom Herrn k. k. Gesandten an den griechischen Minister des Aeussern, Herrn Maurokordatos, gestellte Anfrage antwortete letzterer in der befriedigendsten Weise, und nachdem seither auch ein Bericht des Commandanten Seiner Majestät Kanonenboot „Seehund“ aus Kalamata hier angelangt ist, welcher von einer Verhaftung des Consuls keine Erwähnung macht, so muss die ganze Sache als eine müssige Erfindung angesehen werden.

Zeitungsnachrichten zufolge hat die provisorische Regierung durch einen Courier die Nachricht erhalten, dass der Unter-Präfect von Lokrides eine Kundgebung zu Gunsten des Königs Otto unter seinen Mitbürgern hervorgerufen hat.

Aehnliche Demonstrationen sollen auch in Trikala, Bezirk Korinth, in Sparta und an mehreren andern nicht genannten Orten stattgefunden haben.

Es scheint daher, dass die beabsichtigte Contre-Revolution, welcher man in Athen auf die Spur gekommen ist, doch weiter verzweigt war, als es die Organe der Presse und die Abgeordneten in ihren Reden dem Publicum glauben machen möchten.

Der National-Congress fängt nun an, ebenfalls einzusehen, dass die Frage der Königswahl für Griechenland im Augenblicke die wichtigste ist, nachdem das Volk der gegenwärtigen Zustände müde und nach einer festen, dauernden Regierungsgewalt verlangt. Es haben dieserhalb schon in der verflossenen Woche die Vorberathungen über diesen Gegenstand stattgefunden.

Der wichtigste Act, welchen die gegenwärtige provisorische Regierung, seit sie am Ruder ist, decretirt hat, ist einer, Ersparungen im Staatshaushalte betreffend.

Sämmtliche griechischen Legationen, mit Ausnahme jener in Constantinopel, wurden aufgelassen, die Gehalte der Minister auf 400 Drachmen monatlich, sowie jene der Beamten um zwanzig Percent vermindert u. s. w.

Die jetzige Regierung scheint aber, trotzdem sie energischer als die vorige zu Werke geht, ebenfalls von keinem langen Bestande sein zu sollen; es war im Gegentheile das Gerede im Umlaufe, dass dieselbe schon heute gestürzt werden und Bulgaris oder Grivas als Dictator an die Spitze der Regierung gestellt werden soll.

XVII.

20. März 1863.

Im Laufe der vergangenen Woche gab der griechische Minister des Aeussern, Maurokordato, seine Entlassung, welche vom Nationalcongress angenommen wurde. Es verlautet nunmehr, dass der Sturz des Gesammtministeriums demnächst erfolgen werde. Nur der Ministerpräsident solle in seiner Stellung verbleiben und mit dem neu zu ernennenden Ministerium die Geschäfte fortführen.

Allgemein entrüstet ist man über die Verhaftung des Generals Hadji Petro, eines fast achtzigjährigen Greises, welcher die erste Zeit seiner Haft im öffentlichen Gefängnisse in Gesellschaft von Dieben und Räubern zubrachte, und noch jetzt auf einem griechischen Kriegsschiffe im Piräus in Gewahrsam gehalten wird, obwohl man nicht im Stande war, ihn irgend einer Betheiligung an dem sogenannten baierischen Complote zu überführen.

Die Zustände in der hiesigen Armee dürften wohl zu den absonderlichsten gehören, welche die Geschichte der regulären Heere bis jetzt aufzuweisen hat.

Wie ich bereits in meinen Berichten erwähnt, commandirt ein gewisser Leozakos, Unterlieutenant, ein Bataillon der griechischen Armee. Er führt dieses Commando aus eigener Machtvollkommenheit und nimmt für sich nur das Verdienst in Anspruch, dass er einer der wüthendsten Revolutionäre und einer der er-

pichtesten Feinde der Dynastie ist. Dieses Bataillon wurde von sämmtlichen Officieren, welche früher in demselben dienten, verlassen und wird der Dienst in dieser Truppe gegenwärtig nur von Adjutant-Majors geführt. Einige dieser letzteren zeigten sich während der vergangenen Woche mit ihrem Commandanten unzufrieden und verlangten einen anderen Chef, worauf Leozakos sie aus seinem Bataillon entfernen liess. Gleichzeitig hatte der Kriegsminister beschlossen, die Ordnung in dem fraglichen Bataillon herzustellen und statt Leozakos einen Stabsofficier zum Commandanten, sowie die übrigen Officiere nach Vorschrift in demselben zu installiren. Leozakos schien jedoch mit dieser Absicht des Kriegsministers durchaus nicht einverstanden und machte Miene, Widerstand leisten zu wollen. Der Kriegsminister brachte die ganze Angelegenheit im Ministerrathe zur Sprache, worauf dieser entschied, dass Leozakos das Commando seines Bataillons zu behalten habe. Mittlerweile war es jedoch bekannt geworden, dass die vorerwähnten Adjutant-Majors, sowie eine Compagnie des Bataillons Leozakos revoltirt hatten und einen anderen Chef verlangten. Daraufhin beschloss der Ministerrath die Absetzung des Leozakos, der sich jedoch nunmehr der Kriegsminister widersetzte, nachdem er der Ansicht war, dass man den aufständischen Soldaten nicht gestatten dürfe, sich einen Wechsel ihres Commandanten zu erzwingen, wenn auch ihr gegenwärtiger Commandant kein begründetes Anrecht auf seine Stelle habe. Der Kriegsminister gab hierauf seine Entlassung, die jedoch vom Nationalcongresss nicht angenommen wurde. Man ergriff hierauf den Ausweg, alle Soldaten, welche mit Leozakos als ihrem Commandanten nicht zufrieden waren, in ein anderes Bataillon zu übersetzen. Leozakos selbst wurde zum Lieutenant befördert und zum Adjutanten des Kriegsministers ernannt, soll jedoch vorgezogen haben, seine gegenwärtige Stellung zu behalten.

Es ist begreiflich, dass nach ähnlichen Vorfällen, wie die erwähnten, welche in der griechischen Armee an der Tagesordnung sind, dieselbe nicht als eine Stütze der Regierungsgewalt, und somit zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Staate nöthig, sondern

vielmehr als eine stete Quelle von Unruhen und Zwistigkeiten angesehen wird. Die Regierung hat daher beschlossen, sämmtlichen Soldaten, welche darum ansuchen würden, unbestimmten Urlaub zu bewilligen und hofft man dadurch die Armee von den unruhigen und zügellosen Elementen, welche sie zur Zeit im Ueberflusse besitzt, einigermassen zu reinigen. Andererseits hat die gegenwärtige Regierung, trotz des zerrütteten Zustandes der griechischen Finanzen wieder zahlreiche Beförderungen in der Armee vorgenommen.

In letzterer Zeit wird ziemlich allgemein von der Candidatur des Herzogs von Aumale auf den griechischen Thron gesprochen und es verlautet ferner, dass sowohl England als Frankreich dieser Candidatur nicht abgeneigt sein sollen.

XVIII.

Pyräus, den 28. März 1863.

Im Laufe der vergangenen Woche hat der englische ausserordentliche Gesandte Elliot der provisorischen Regierung den Prinzen Christian Wilhelm von Dänemark als Candidaten auf den griechischen Thron vorgeschlagen.

Diese Nachricht hat begreiflicher Weise unter den Griechen nicht viel Sensation hervorgerufen, denn erstens ist der Name des erwähnten Prinzen unter dem Volke nicht bekannt und zweitens ist der Vorschlag des englischen Gesandten sehr vage gehalten.

Charakteristisch ist es zu hören, welches die Gründe sind, die dem dänischen Prinzen Aussichten auf Erfolg in der Thronfrage eröffnen. Als solche sind in einem hiesigen Journale angeführt: erstens weil er der einzige Prinz ist, welcher im Augenblick um die griechische Krone candidirt, zweitens weil er protestantischer Religion ist und daher leichter zu bewegen sein wird, sowohl für sich als seine Nachkommen die orthodoxe Religion anzunehmen, drittens weil England, Russland und insbesondere Frankreich der Candidatur des Herzogs von Aumale entgegen-

arbeiten, endlich viertens weil England nur in dem Falle die jonischen Inseln an Griechenland abtreten würde, als dieses einen von England vorgeschlagenen Candidaten zum König erwählte.

Trotz dieser neuerlichen Candidatur erhalten sich die Stimmen, welche für den Herzog von Aumale sprechen, fortwährend und ist dieser offenbar Derjenige, welcher unter dem griechischen Volke die meisten Sympathien besitzt.

Das Ministerium, von dessen Sturz in letzter Zeit viel gesprochen wurde, erhält sich noch und führt Maurokordatos, obwohl seine Demission von der Nationalversammlung angenommen wurde, einstweilen noch die Geschäfte des Ministeriums des Aeussern fort.

XIX.

Syra, den 12. April 1863.

In Athen ist während der letztverflossenen Woche der schon seit einiger Zeit verausgesehene Sturz des Ministeriums erfolgt und wurde ein neues Ministerium mit Chyriaku an der Spitze und Rozanis für den Krieg erwählt.

Ebenso wurde die Deputation erwählt, welche nach Kopenhagen abzugehen und dem als König Georg I. erwählten dänischen Prinzen die griechische Krone anzubieten und über die Bedingungen zu unterhandeln hätte, unter welchen er sich dazu verstehen würde, dieselbe anzunehmen. Diese Deputation besteht aus Viceadmiral Kanaris, Oberlieutenant Grivas und Zaimis, ehemaligem Minister des Innern, und hätte schon Samstag (gestern) von Athen abgehen sollen. Es haben sich jedoch Schwierigkeiten bezüglich der Forderungen ergeben, welche die Mitglieder der Deputation stellen und so dürfte die Abreise derselben wahrscheinlich verschoben werden.

Kanaris soll nämlich seine Beförderung zum Admiral, Grivas seine Beförderung zum Major fordern und überdies jedes Mitglied 30.000 Francs zur Bestreitung der Reiseauslagen und ausserdem unbeschränkten Credit verlangen.

XX.

Pyräus, am 30. Mai 1863.

Gnädigster Herr!

Ich muss auch heute die gnädige Nachsicht Eurer kaiserlichen Hoheit anrufen, indem ich mir vor Allem erlaube, an Höchstdieselben die ehrfurchtsvollste Bitte zu richten, für das huldvolle höchste Handschreiben vom 17. l. M. den Ausdruck meiner tiefgefühlten und ergebensten Dankbarkeit genehmigen zu wollen.

Was die hiesigen Zustände betrifft, so leben wir von Neuem in einer Krisis. In Athen circulirt das Gerücht, es wären aus Kopenhagen sehr ungünstige Nachrichten eingetroffen, die man dem Volke verheimlichen wolle. Die Ueberzeugung, dass dem wirklich so sei, ist so fest gewurzelt, dass es den von den Regierungsorganen verbreiteten Maueranschlägen und den von der englischen Gesandtschaft nach allen Richtungen mitgetheilten Nachrichten — des Inhalts, die Verhandlungen wegen Besetzung des griechischen Thrones in London und Kopenhagen seien im schönsten Gange — nicht gelingen will, die Gemüther zu beruhigen.

Die Aufregung ist gross; man knüpft an das endliche Erscheinen des neuen Königs dermassen übertriebene Hoffnungen, dass die Möglichkeit, sich in den allgemein gehegten Erwartungen von Neuem getäuscht zu sehen, die Bewohner der Hauptstadt vollkommen rathlos in die Griechenland allerdings bevorstehende düstere Zukunft blicken lässt. Es heisst, dass es Sonntag zum Losschlagen kommen soll, wenn bis zu jenem Tage nicht positive und günstige Nachrichten eintreffen; wahrscheinlich gedenkt Bulgaris wieder einen Versuch zu machen, die Dictatur an sich zu reissen; übrigens wäre eine Volksbewegung auch insoferne keine ganz unberechtigte, wenn sie gegen die Vertreter Englands gerichtet wäre, die allerdings mit Griechenland seit Monaten ein unverantwortliches Spiel treiben. Die seit den Octobertagen von den Griechen im Allgemeinen an den Tag gelegte beispiellose Feigheit verbürgt übrigens mit ziemlicher Gewissheit, dass

es auch diesmal zu keinerlei ernsten und blutigen Conflicten kommen wird.

König Otto ward nach 30jähriger Regierung vertrieben, ohne dass sich ein Mann gefunden hätte, mit den Waffen in der Hand für ihn einzustehen; Bulgaris, der erste Chef der provisorischen Regierung — Anfangs als Idol vergöttert — ward gleichfalls in der friedlichsten Weise bei Seite gesetzt und seither wurden wiederholt Regierungsmänner eingesetzt und abgesetzt, die Regierungsform gewechselt, ohne dass solche Umstürze je eine gewaltsame Erschütterung hervorgerufen hätten, gleichwohl die sogenannte Armee Griechenlands — in der That eine zügellose pflichtvergessene Räuberbande — bei solchen Anlässen stets auf den Beinen, in verschiedene Lager gespalten, den eingesetzten Behörden den Gehorsam aufsagt und den verschiedenen auftauchenden Parteichefs sich dienstbar erklärt. Da wird dann Nächte hindurch herumdemonstrirt, in den Strassen auf und abgezogen, eine Unzahl Schüsse in die Luft abgefeuert und endlich friedlich auseinandergegangen, um wenige Wochen später eine gleich ekelhafte Comödie von Neuem aufzuführen. Die gegenwärtigen Krieger Hellas haben vor Blutvergiessen eine zu grosse Scheu, als dass sie — wenn nicht zehn gegen einen — einen Kampf wagen würden. Die Abtheilungen des unter 8000 Soldaten und über 4000 Officiere zählenden Heeres unter selbst gewählten Commandanten, die allen Kriegsministerialerlässen zum Trotz von ihren Anführerstellen nicht zurücktreten und ihre Horden mit aus den Staatscassen geschwindelten Geldern beisammenhalten, begnügen sich damit, sich gegenseitig zu messen, sich gegenseitig einzuschüchtern und beiderseits einen Zusammenstoss auf spätere Zeiten und günstigere Zahlenverhältnisse aufzuschieben. Bis zum heutigen Tage ist auch nicht ein Mann in ehrlichem Kampfe gefallen; die letzten Monate zählen nur Opfer des Meuchelmords und des läppischen Herumfeuerns mit scharf geladenen Gewehren.

Die Zerfahrenheit, die in der Armee herrscht, gibt sich auch sonst überall kund. Die verschiedenen Parteien der National-

versammlung — Berg, Ebene und wie sie sich noch nennen — werden nur von sordidem Egoismus und Stellenjägerei geleitet, von Principien, die zu vertreten, von Systemen, die durchzuführen wären, ist bis zur Stunde noch Nichts laut geworden. Alles strebt nach Aemtern und Stellen, nur gehen gegenwärtig die Ansichten darin auseinander, ob es profitabler sei, jetzt schon hohe Aemter einzunehmen, um in solchen vom neuen Regenten angetroffen und beibehalten zu werden, oder ob es sich besser rentiren würde, vorläufig reservirt zu bleiben, um im entscheidenden Momente hervorzutreten und auf die beobachtete Mässigung und auf die Unfähigkeit der Leute im Amte hinzuweisen. Jeder Abgeordnete will Minister werden, daher auch das ganze Abgeordnetenhaus antiministeriell gesinnt, daher Misstrauen, Beschuldigungen und Verdächtigungen gegen Jeden, der sich nach langen Intriguen auf einen Ministerposten hinaufgeschwungen. Das Ministerium, mit einem Präsidenten ohne Portefeuille an der Spitze, geht gegenwärtig aus der Wahlurne des Abgeordnetenhauses hervor und ist diesem für die getroffenen Massregeln verantwortlich. Einheitliches Vorgehen, Gleichheit der Gesinnung ist begreiflicher Weise nicht zu finden, wohl aber das Gegentheil, da die Ernennung der Minister in der Regel die Folge eines Compromisses unter den verschiedenen Parteien des Hauses ist. So wurde in jüngster Zeit auch ein gewisser Rufos, ein reicher Korinthenhändler aus Patras, zum Präsidenten erwählt, in staatsmännischer Beziehung vollkommen eine Nullität, ohne allen Einfluss, der auch aller Welt im selben Masse gleichgiltig sein könnte. Bulgaris und Christides haben starke Parteien für sich, eine Ursache, warum ein gewöhnlicher Patraser Krämer auf die erste Stelle im Staate erhoben werden musste.

In diesem Chaos und in diese Zerfahrenheit soll das Erscheinen des neuen Königs Ordnung bringen; dann — bildet man sich ein — werden alle Parteibestrebungen aufhören, wenn (wird beigefügt) der König eine gute Wahl trifft, das heisst Niemand andern als die Freunde und Verwandten des Befragten zu seinen Ministern ernennt.

Nach den Erfahrungen, die ich während einer siebenmonatlichen Stationirung in diesen Gewässern zu sammeln Gelegenheit hatte, erachte ich es für unmöglich, Griechenland geordnete Zustände zurückzugeben ohne fremde Occupation und Standrecht.

Auch in den Provinzen sieht es nicht sehr glänzend aus, Missolunghi war neuerdings der Schauplatz einer Militärrevolte, in Patras verjagte die Gendarmerie ihren Commandanten [1]).

XXI.

Rhede von Phalera, am 27. Juni 1863.

Die seitens der Kammer erfolgte Votirung der vom französischen Gesandten zur Schadloshaltung der Kunstreitergesellschaft Soulié von der hiesigen Regierung verlangten Entschädigungssumme von 60.000 Drachmen ist das wichtigste Ereigniss der verflossenen Woche, da diese voraussichtlich den Sturz des gegenwärtigen Ministeriums nach sich ziehen wird.

Soulié's Truppe hatte Mitte April unter Gutheissung der Athener Behörde Vorstellungen begonnen, die in Folge vorgefallener Unordnungen plötzlich abgebrochen werden mussten

---

[1]) Im Nachlasse findet sich folgendes Schreiben des Erzherzogs an Tegetthoff:

Lieber Linienschiffscapitän Tegetthoff!

Ich habe Ihren letzten vertraulichen Bericht, den ich Seiner Majestät im Privatwege zur Einsicht unterbreitet habe, mit grossem Interesse zur Kenntniss genommen, und wurde durch ihn in jenen Anschauungen zu meiner persönlichen Genugthuung bestärkt, welche mich leiteten, als ich seinerzeit das widerholt von England durch das Organ der Königin und Lord Palmerstons gestellte Anerbieten der griechischen Krone mit Entschiedenheit zurückwies.

Die tiefe Verkommenheit des unglücklichen Griechenvolkes erfüllt mich mit ernster Besorgniss für den zukunftslosen Träger ihrer Krone, noch mehr aber für die Folgen, welche den nachbarlichen adriatischen Uferstaaten aus den bevorstehenden Eruptionen erwachsen müssen.

Ich lege daher grosses Gewicht auf die genaue Kenntniss der Situation in jenen Gewässern, welche Ihre Berichte mir übermitteln.

Miramar, den 8. Juni 1863. Ferdinand Max.

und mit der Flucht der Mitglieder derselben auf die im Pyräus vor Anker liegenden Kriegsschiffe der betreffenden Nationen ihr Ende nahmen.

Verletzungen des Zuschauerpublicums durch in den Circus von Aussen geworfene Steine, schwere Verwundung eines bei den Kunstreitern in Dienst stehenden Negers, das bekannte gegen eine Wienerin verübte Attentat, für welches bereits vor einiger Zeit eine Indemnität von 5000 Drachmen ausbezahlt wurde — rohe Gewaltthaten, die beinahe ausschliesslich Unterofficiere und Soldaten zu Urhebern hatten — bewogen Mr. Bourée, seine Forderung zu stellen, auf die auch nach längerem Zögern die provisorische Regierung eingegangen war. Die Vorlage der betreffenden Creditbewilligung rief in der Kammer eine stürmische und leidenschaftliche Debatte hervor. Durch zwei Sitzungen hindurch wurden die griechischen Minister mit den rohesten Invectiven und gemeinsten Schimpfwörtern überschüttet, auch der französische Gesandte arg mitgenommen (dem Minister des Aeussern, Deliyanni, warf man unter Anderem vor, dass er den Köchen der fremden Vertreter in Athen den Hof mache); gleichwohl votirte man die angesuchte Summe, benützt dafür aber nachträglich den willkommenen Anlass zu einem Regierungswechsel und fährt mit Beschuldigungen und Ausfällen auf das Ministerium fort, so dass dessen Rücktritt als unvermeidlich bezeichnet wird. Demonstrationen von Seite der Armee, um das Jagen der Parteigänger nach Aemtern zu unterstützen, werden seit mehreren Tagen angekündigt, haben aber bis zur Stunde noch nicht stattgefunden.

Mittwoch langte die Deputation aus Kopenhagen hier an und ward gut empfangen. Sie selbst soll sich über die am dänischen Hofe gefundene Aufnahme günstig aussprechen, nicht so jedoch über ihr eigenes Verhalten, da jedes einzelne Mitglied, wie auch die respectiven Secretäre, es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatten, die übrigen Collegen nebst ihrem Anhang hier bei der Umgebung des neuen Königs in der schamlosesten Weise anzuschwärzen. Die Mitglieder der Deputation: Kanaris, der berühmte Brûlotier und Seeräuber; Grivas, der Sohn eines der

grössten Klephten; Zaimis endlich, der zwar hier zu Lande halb und halb für einen ehrlichen Mann gilt, bieten, wie jeder Grieche, der eine Rolle gespielt hat, sehr reichlichen Stoff für die Chronique scandaleuse, in die alles Hofpersonale in Kopenhagen bereitwilligst und eifrigst eingeweiht wurde. Begreiflicher Weise, dass die Dänen über die ihnen aufgedrungenen Enthüllungen nicht sehr erbaut waren.

Die Nationalversammlung fährt in altgewohnter Weise fort, als Tummelplatz der gemeinsten Leidenschaften zu dienen. Als Beleg dafür, dass ich in meinem ehrfurchtsvollsten Berichte vom 30. Mai das Treiben nicht mit zu grellen Farben schilderte, erlaube ich mir einige Stellen der von der heutigen „Grèce“ aus der in Athen in griechischer Sprache erscheinenden „Espérance“ entnommenen Darstellung der gegenwärtigen Lage Griechenlands Eurer kaiserl. Hoheit zur Einsichtnahme zu unterbreiten.

Was jedoch die „Esperance“ verschweigt, ist, dass Prügeleien unter den Deputirten der Nationalversammlung mit jedem Tage häufiger werden und nachgerade täglich auf der Tagesordnung zu stehen scheinen. Auch Messer fing man bereits an zu ziehen, doch bis nun nur als Drohung.

Als Charakteristik der Verhandlungen selbst mögen folgende Interpellationen und Anträge aus den letzten Sitzungen dienen.

Abgeordneter Milesis vertheidigt in langer Rede die von verschiedenen Seiten beanständete Wahl eines seiner Freunde, Deputirten aus Salonik. Kaum war es ihm gelungen, deren Giltigkeitserklärung durchzusetzen, erhebt er sich von Neuem, um den Antrag zu stellen, fernerhin jede Wahlmandatsprüfung als unnützen Zeitverlust zu unterlassen und die in die Versammlung noch nicht aufgenommenen Deputirten definitiv auszuschliessen. Die einzigen zwei noch zu beeidenden Abgeordneten hatten aber auch Freunde in der Kammer, und so entspann sich ein heisser, stürmischer Kampf, der die ganze Sitzung über in Anspruch und erst Tags darauf mit der Verwerfung des gestellten Antrages ein Ende nahm.

Abgeordneter Dagres liest von der Rednerbühne eine lange Liste von Officiersnamen vor, die nach seiner Ansicht augenblicklich entlassen, in Disponibilität versetzt oder auf irgend eine andere Weise für ihre antirevolutionären Gesinnungen bestraft werden sollen. Auch dieser Antrag findet zahlreiche Unterstützung, endet aber wie gewöhnlich mit einer langen, stürmischen, resultatlosen Sitzung etc. etc.

Verflossenen Montag erhebt sich Abgeordneter Saripolos, wirft dem Gesammtministerium Unfähigkeit vor und fordert die Nationalversammlung auf, augenblicklich zur Bildung einer neuen provisorischen Regierung zu schreiten, ein Verlangen, dem, wie immer, bereitwilligst Folge gegeben wurde. Tobende Debatten begannen, doch auch diese Sitzung wie die nachfolgenden blieben bis nun resultatlos.

In den letzten Tagen ward in der Nationalversammlung eine Commission von zehn Mitgliedern ernannt, mit dem Auftrage, den effectiven Stand der Armee zu eruiren, da von verschiedenen Seiten behauptet wird, dass für 13.000 Mann Gebühren ausgewiesen und gefasst werden, während der wirklich präsente Stand sich kaum auf 4000 Mann belaufe.

Die Nachrichten aus den Provinzen sind gleichfalls nicht sehr erfreulicher Natur. Von Nauplia wurde bereits der zweite von der Regierung ernannte Nomarch verjagt und die Bevölkerung der Stadt soll gesonnen sein, alle Regierungsbeamten dem vertriebenen Chef nachfolgen zu lassen und überhaupt den Verfügungen der Hauptstadt sich mit Energie zu widersetzen. Der dortige österreichische Consularagent, die Fortdauer von anarchischen Zuständen voraussehend, suchte um den Schutz eines Kriegsschiffes an. Sr. Majestät Kanonenboot „Seehund“ ging Mittwoch nach Nauplia ab.

Bei Hermione, Spezzia gegenüber, entführte eine Räuberbande einen Kauffahrercapitän und begehrt nun 60.000 Thaler Lösegeld, 300 Spezziotten unter Anführung ihres Bürgermeisters sollen demzufolge einen Kreuzzug unternommen haben mit der Drohung, den ganzen Bezirk niederzubrennen, falls ihr

gefangen gehaltener Mitbürger nicht ohne Lösegeld freigelassen werde.

Auch in Gythium sind Unruhen vorgefallen, in Messenien ferner zählen Mordthaten und allerlei Excesse beinahe zu den täglichen Ereignissen. In Athen endlich wurde vorgestern ein gewisser Advocat Korthini ausgeraubt, und ihm seine ganze Habe im Werthe von 25.000 Drachmen entwendet.

Ueber die Annexion der jonischen Inseln verlautet hier nichts Näheres; das Parlament in Corfu wurde aufgelöst und Neuwahlen der Deputirten zur Erledigung der Annexionsfrage ausgeschrieben.

Mr. Elliot, der bald nach der Revolution hier eintraf und die verschiedenen einstimmigen und enthusiastischen Königswahlen in Scene setzen half, soll nun nach Corfu, hingegen der bisherige Lord-Obercommissär, General Stokes, als Gouverneur nach Malta versetzt worden sein.

In Athen wird in den nächsten Tagen ein ausserordentlicher Gesandter aus Kopenhagen erwartet.

Samstag, den 20. Juni, feierten die hier vor Anker liegenden Kriegsschiffe die Thronbesteigung der Königin Victoria, Donnerstag, den 25., jene des Sultans Abdul Aziz mit Flaggengala und einer Salve von 21 Schuss.

Als Curiosum aus dem Bordleben auf türkischen Kriegsschiffen erlaube ich mir zu erwähnen, dass ich den Abend des verflossenen Dienstags an Bord der Corvette „Brussa“ zubrachte. Der österreichische und türkische Gesandte mit ihren Familien und Legationspersonale zählten zu den Gästen. Die Einladung zum Diner war für 7 Uhr erfolgt; nichtsdestoweniger setzte man sich um 10 Uhr zu Tische. Bei der Tafel figurirten als Diener eine Livrée des Herrn Photiades, der erste Lieutenant, der Bordarzt und der Bordrechnungsführer der Corvette in Uniform. Zwei Tage später erschien derselbe Officier mit dem Arzt als Dolmetsch an Bord der „Novara“, um für die Theilnahme an der begangenen Feier im Namen des Commandanten zu danken....

Schliesslich erlaube ich mir noch eine soeben erschienene Copie des von König Georg I. an die Nationalversammlung gerichteten, von der Deputation aus Kopenhagen überbrachten Briefes, Eürer kaiserl. Hoheit ehrfurchtsvollst zu unterbreiten.

P. S. Soeben traf ein Bericht vom „Seehund“ ein. Nauplia's Bevölkerung ist in bedeutender Aufregung; den letzten von der Regierung dorthin entsandten Nomarchen liess man nicht ausschiffen, weshalb er sich gezwungen sah, in Argos seine Residenz aufzuschlagen. Dorthin citirte er auch alle Regierungsbeamte, die jedoch seiner Aufforderung keine Folge leisteten und sich gleichfalls weigerten, die Archive herauszugeben. Man glaubt, dass Kriegsminister Bozzaris dieser ganzen Bewegung nicht fremd sei.

XXII.

Rhede von Phalera, Juni 1863.

Gnädigster Herr!

Seit ich meinen letzten ehrfurchtsvollen Bericht abzuschicken die Ehre hatte, trat in den hiesigen Zuständen keine merkliche Veränderung ein.

Wenngleich die Annahme der griechischen Krone seitens des dänischen Prinzen und die durch diese hervorgerufenen Festlichkeiten die Gemüther der Bewohner der Hauptstadt derart beschäftigten, dass die hiesigen Verhältnisse auf den ersten Blick beinahe als günstigere erscheinen könnten, so wuchern denn doch die alten Uebelstände in gleichem Masse fort. Unablässige Intriguen unter den einflussreichsten Persönlichkeiten, vom schmutzigsten Egoismus strotzende und zu nichts führende Debatten in den Kammern, täglich wiederkehrende Gerüchte von Ministerwechseln und dazu eine Leere in den öffentlichen Cassen, die nachgerade mehr als bedenklich wird und die bereits jede andere Regierungsmaschine zum Stocken gebracht hätte. Der Orient jedoch hat seine eigenthümlichen Vorzüge vor anderen Ländern, die darin bestehen, dass Staatsdiener, die nur auf ihren Sold angewiesen, gemächlich fortleben, auch wenn sie Monate hindurch keinen

Sous aus den Staatscassen beziehen. Hier schätzt man gegenwärtig die Rückstände an laufenden Zahlungen von Seite der Regierung auf circa 2,000.000 Drachmen, denn die Civilbeamten erhalten seit zwei bis drei Monaten, die Consuln seit fünf Monaten keine Gage mehr, wie auch bereits Officiere Gebührenforderungen an die Regierung ausständig haben und es diesen kaum mehr gelingen will, von fünf zu fünf Tagen die Löhnungen für die Truppenmannschaft zusammenzuscharren. Dies sind die Resultate der administrativen Reformen, die man mit der letzten Revolution zu inauguriren wähnte. Die Regierung des Königs Otto ward der Verschwendung angeklagt, das frühere Budget von jährlichen 14 bis 15 Millionen als für das arme Land unerschwinglich bezeichnet, unter Einem aber mit blinder Wuth alle Welt weiterbefördert und für zahllose Bittsteller, die noch nicht untergebracht waren, neue Stellen creirt, so dass gegenwärtig Griechenland ohne Civilliste, nach Auflassung beinahe aller Gesandtschaftsposten und Reducirung aller Gebühren um nicht unbedeutende Procentquoten eine jährliche Ausgabssumme von ungefähr 25 Millionen zu decken hätte, und zwar zu einer Zeit, wo an nichts weniger als ans Steuerzahlen gedacht wird.

Alle diese Uebel sollen mit dem Erscheinen des neuen Königs von selbst schwinden, nur die Officiersfrage — nämlich das Missverhältniss der Zahl derselben im Vergleiche zu jener der Mannschaft (circa 4000 gegen 8000) — erscheint der Nationalversammlung als dringend genug, um schon jetzt eine Abhilfe zu erheischen. Es ward mindestens eine Commission von zwölf Mitgliedern ernannt, die sich mit der Regelung dieser Angelegenheit beschäftigen soll; übrigens scheint auch hier Partei- und Rangsucht der bewegende Hebel zu sein, der circa hundert Officiere aller Chargen, sogenannte Ottonisten, die zwar für die gefallene Dynastie nicht eintreten, aber durch ihr Benehmen hin und wieder bewiesen, dass ihnen jeder Begriff von Fahnentreue und Officiersehre nicht gänzlich abhanden gekommen war, zu verdrängen, um fanatischeren Schreiern Platz zu machen.

Mit dem vorgestrigen Lloyddampfer langte General Spiro

Milio, der letzte Kriegsminister des Königs Otto, von Zante hier an. Er war bei Ausbruch der November-Revolution auf die französische Fregatte „Zénobie“ geflüchtet und hatte endlich nach wiederholten abschlägig beschiedenen Bitten unter Gutheissung des Regierungspräsidenten Rufos die Reise hierher angetreten. Der Kriegsminister widersetzte sich seinem Aussteigen, auch ward das Volk aufgehetzt, so dass Spiro Milio Demonstrationen und Insulte besorgen zu müssen glaubte. Er bat auch, am Lloyddampfer bleiben zu dürfen und um den Schutz der österreichischen Flagge. Kanonenboot „Seehund“, in dessen unmittelbarer Nähe der Lloyddampfer liegt, ward beauftragt, jedes Ansammeln von Booten und jede feindselige Demonstration mit aller Energie zurückzuweisen.

Ueberhaupt tritt hier die Uneinigkeit der höchsten Regierungsorgane bei jedem Anlass grell zu Tage, wie auch die Parteichefs nicht müde werden, gegen einander und gegen die Regierung zu intriguiren. In der Wahl der Mittel geht man selbstverständlich in schamlosester Weise zu Werke und greift ohne Bedenken zu den frechsten Lügen, um seinen Gegner zu verdächtigen. So z. B. liess in der letzten Zeit die Partei Bulgaris in Syra eine Carricatur circuliren, die einen andern sehr einflussreichen Parteichef, Christides, vor dem König Otto auf den Knieen liegend darstellte und Juchha (Pereat) Otto, Juchha Christides, umschrieben war. Unter den Anhängern dieser beiden Chefs kam es zu Händeln und Raufereien, zu deren Schlichtung die Schraubencorvette „Hellas“ entsendet werden musste. Ein der Partei Bulgaris dienstbares Blatt brachte ferners in letzter Zeit einen Artikel, der die Fregatte „Novara“ betrifft und auch in anderen Blättern Aufnahme fand.

Die Fregatte „Novara“, heisst es in diesem Artikel, habe auf ihrer Kreuzung den König Otto, als Geistlichen verkleidet, mitgeführt, in Poros und Hydra mit den Localbehörden intriguirt, um Demonstrationen zu Gunsten der vertriebenen Dynastie hervorzurufen, Gelder vertheilt und eine Bande von 40 Bewaffneten ausgerüstet und nach dem Innern des Peloponesus instradirt etc.

etc., eine Summe von läppischen, den Scharfsinn der Griechen keinesfalls hervorhebenden Erdichtungen, um sich in Tiraden gegen die Sorglosigkeit und Unfähigkeit der bestehenden Regierung ergehen zu können, die Angesichts solcher unleugbaren Facta unthätig bleibe.

Einen kleinen Vorgeschmack von der Sündfluth von Schmähungen und Verdächtigungen, mit denen der neue König, sobald er sich seine Rathgeber wählt, überschwemmt werden wird, geben jetzt schon die anonymen Briefe, die nach Kopenhagen gerichtet wurden, als man erfuhr, dass ein gewisser Philemon, Ex-Redacteur eines Athener Blattes, der als Secretär die Kroneanbietungs-Delegation begleitet hatte, zum königlichen Lehrer der griechischen Sprache gewählt wurde. Gegen Philemon soll zwar nichts Erhebliches einzuwenden sein; auf jenen Posten sowie auf jeden andern gibt es jedoch so viel Aspiranten, dass der dänische Hof sowohl als der englische Gesandte hier mit Bitten und Verläumdungen bestürmt und gewarnt wurden, den neuangestellten Sprachmeister, der jeder Niederträchtigkeit fähig sei und alle erdenklichen Schandthaten bereits begangen habe, schleunigst aus der königlichen Nähe zu entfernen.

Was die Annexion der jonischen Inseln betrifft, so soll man sowohl hier als dort geneigt sein, durch ein suffrage universel abstimmen zu lassen, da es sich allmälig herausstellen soll, dass die wohlhabenderen Classen, die zwar seit jeher aus Oppositionssucht nach einer Vereinigung mit Griechenland schrieen, jetzt wo Ernst gemacht wird, nüchtern über ihre eigenen Interessen nachdenken und zur Erkenntniss gelangen, dass für Freihafensprivilegien und eine beinahe gänzliche Steuerfreiheit nur ein karger Ersatz zu finden wäre in der Ehre, im Athener Parlament zu Rath zu sitzen, in Begleitung der Steuer- und Zollabgaben Griechenlands mit ihren in Aussicht stehenden unvermeidlichen Erhöhungen, die auf den von den Engländern zu Reichthum und Wohlstand emporgehobenen Inseln eingebürgert werden müssten.

Die englische Gesandtschaft will ihrerseits die Annexionsfrage durch das jonische Parlament entschieden wissen, da der

suffrage universel eine Lüge und nie der wahre Ausdruck des Volkswillens sei; eine Bemerkung, die Mr. Scarlett jetzt wiederholt hören lässt, die er aber bei Gelegenheit der Wahl des Prinzen Alfred zu machen vergass.

Gestern verbreitete sich hier die Nachricht, dass Oberst Artemis, der kürzlich von Zante hier anlangte, die Nachricht brachte, die Engländer intriguiren gegen die Annexion der jonischen Inseln.

Vor wenigen Tagen ward im Pyräus ein englischer Matrose der „Queen“ ermordet, vier Kerle, unter diesen eine Polizeiwache, hatten Geld bei ihm bemerkt und im Dunkeln Schillinge für Pfunde gehalten. Sie brachten dem Matrosen eine Kopfwunde bei und hielten ihn bei den Füssen mit dem Kopfe so lang unter Wasser, bis ihr Opfer kein Lebenszeichen mehr gab. Zwei der Thäter wurden bereits arretirt, die Engländer lassen es sich, wie in der Regel, angelegen sein, den ganzen Fall zu entschuldigen und ihm jede Wichtigkeit abzusprechen. Man will eben die Zustände hier als geordnete erscheinen lassen und bemüht sich Schandthaten todtzuschweigen, so oft und so gut es nur geht.

Gestern mit dem französischen Packetboote traf das Telegramm über die Einnahme von Puebla hier ein. Die Franzosen feierten die Siegesnachricht mit kleiner Flaggengalla und einer Salve von 21 Schuss. Der sardinische Admiral beeilte sich, seinerseits ein Gleiches zu thun, gleichwohl es den französischen Admiralen nicht beifiel, officielle Einladungen zur Theilnahme ergehen zu lassen. Türken, Russen und Griechen folgten blind dem Beispiele der Sardinier.

Oesterreicher und Engländer betheiligten sich nicht an der erwähnten Siegesfeier und ich begnügte mich, zu dieser dem französischen Contreadmiralen meine Glückwünsche darzubringen.

XXIII.

In See, Samstag am 4. Juli 1863.

Gnädigster Herr!

Samstag, den 27., erfolgte von Seite der Nationalversammlung die Grossjährigkeitserklärung des neuen Königs, wodurch

man — wie es hier heisst — der Erfüllung eines vom dänischen Hof angedeuteten Wunsches entgegenkam.

Die aus Kopenhagen heimgekehrte Deputation hatte gleichfalls allerorts erklärt, dass man sich dort in den höchsten Kreisen missbilligend über die beständig wiederkehrenden Ministerwechsel ausgesprochen und die Hoffnung ausgedrückt habe, dass die Zustände in der griechischen Hauptstadt fortan von mehr Bestand sein würden. Auch diesem Winke wurde von der Nationalversammlung für den Moment Rechnung getragen, indem erstere an das Gesammtministerium ein Vertrauensvotum richtete, gleichwohl man die vorhergegangene Woche hindurch an dessen Sturz gearbeitet hatte und die Bildung eines neuen Ministeriums nur an einer Zersplitterung der Stimmen gescheitert war. Nur Bozzaris, der Kriegsminister, gegen den in letzter Zeit wegen des verwahrlosten Zustandes der Armee vielfache Beschwerden erhoben wurden, musste zurücktreten und ward durch Koroneos, bisherigen Commandanten der Athener Nationalgarde — ein auch hier zu Lande als charakterlos verrufenes, von der Revolte von Nauplia berüchtigtes Individuum — ersetzt. Von der Ernennung Koroneos' erwartete Niemand viel Gutes, im Ganzen jedoch schien die allgemeine Stimmung dahin gerichtet, die Ruhe aufrecht zu erhalten und jede am dänischen Hofe gehegte Besorgniss, wodurch möglicherweise das Erscheinen des Königs verzögert werden könnte, zu verscheuchen.

Diese friedliche Stimmung währte nicht lange, Dienstag und Mittwoch war Athen von Neuem der Schauplatz einer Militärrevolte, diesmal ernster als die früheren, denn es ist die erste, die Menschenleben kostete. Mehrere Individuen, darunter Kanaris, der Sohn des Admiralen Messisixis, ein Deputirter etc. fielen ihr als Opfer.

Die Details der Intriguen, die den Ausbruch verursachten, schweben noch in ziemlichem Dunkel; so viel scheint jedoch gewiss, dass Bulgaris die Hände im Spiel hatte und wieder einmal den Versuch machte, sich zur Dictatur emporzuschwingen.

Ich muss hier vor Allem vorausschicken, dass ich Mittwoch

Abends aus Dienstesursachen nach Nauplia und eben jetzt (Samstag Vormittag) gegen eine steife Nordbrise nach meinem Ankerplatze auflavire. Ich kann daher vorläufig über den letzten Aufstand nur das berichten, was sich aus den vielen widersprechenden, im Laufe des Mittwochs gesammelten Nachrichten als wahr annehmen lässt, behalte mir aber vor, noch vor Abgang der Post die weiteren Einzelnheiten oder allenfalls nöthigen Berichtigungen Eurer kais. Hoheit in einem Nachhange zu diesem ehrfurchtsvollsten Berichte zur höchsten Kenntniss zu bringen.

Circa 25 Unterofficiere vom Bataillon Leozakos — ein Parteimann des Bulgaris, Lieutenant seines Ranges, der auf Einfluss und Macht seines Chefs gestützt, seit der October-Revolution sich trotz seiner Absetzung und Ablösung, die von den verschiedenen Kriegsministern wiederholt angeordnet worden war, auf seinem Posten zu erhalten wusste — entrüstet darüber, dass sie noch nicht zu Officiers befördert worden waren, entwichen vor mehreren Tagen von ihrer Truppe, trieben als Räuber in der Umgegend ihr Unwesen, ergaben sich aber schliesslich einem ihnen nachgesandten Detachement Gendarmen, ohne jedoch ihre Waffen auszuliefern. Die Gendarmen escortirten Dienstag Nachmittags ihre Gefangenen nach der Stadt, hielten in einem Kloster neben derselben, um auszuruhen, wobei es den Leuten des Leozakos gelang, sich einer nach dem andern im Innern des Gebäudes zu sammeln und die Thore zu versperren. Auf die Nachrichten hievon eilte Nationalgarde herbei, wie auch von Seite des Kriegsministeriums Verfügungen getroffen wurden, um der Widerspänstigen habhaft zu werden.

Der Kriegsminister selbst — Koroneos — begab sich zu Leozakos, um über die zu ergreifenden Massnahmen Rücksprache zu pflegen, lockte ihn in seinen Wagen, fuhr auf das Stadtcommando und liess dort von bereitgehaltenen Soldaten seinen Gast arretiren. Hierüber gerieth die ganze Partei Bulgaris, zu der Leozakos gehört und die über einen grossen Theil der bewaffneten Macht Athens — Artillerie, ein Theil der Infanterie, Gendarmerie, Studentenlegion, die Sergeants de ville etc. — in Aufregung.

Die Truppen rotteten sich zusammen, je nach dem Parteilager, dem sie angehörten, Rufos, der Regierungspräsident, flüchtete sich mit seinen Getreuen in das königl. Palais, die Bulgaristen sammelten sich um die Artilleriekaserne, richteten Kanonen auf die gegenüberliegende Nationalversammlung, verbarrikadirten die Zugänge zu derselben, dies auch nur, um das grosse Vorbild Paris in Allem nachzuahmen, denn die Barrikaden waren so erbärmlich, dass jeder Knabe über sie hinüberspringen konnte und nahmen als Geiseln den Finanzminister Koroneos und den Minister des Unterrichts und Cultus, Kaliphronos gefangen, bei welcher Gelegenheit letzterer, der Widerstand leisten wollte, eine derbe Tracht Prügel davon trug.

Zugleich wurde der Regierung erklärt, dass, falls Leozakos, der mittlerweile nach dem Pyräus auf die griechische Corvette „Hellas“ transportirt worden war, nicht augenblicklich freigegeben würde, man Athen in Brand legen wollte. Die Regierung beeilte sich auch allsogleich, den gefangen Genommenen abholen zu lassen, der sich jedoch am Dienstag Abend weigerte, die ihm gebotene Freiheit anzunehmen, sich dahin äusserte, dass dies die ganze Geschichte zu sehr vereinfachen würde. Die Nationalversammlung, die an jenem Abend zusammengerufen worden war, erschien nicht, ihre Mitglieder hielten sich versteckt und konnten nicht aufgefunden werden; es gelang erst Tags darauf, sie unter Escorte zusammenzutreiben.

Mittlerweile war es Mittwoch Früh zu Thätlichkeiten gekommen; die Bulgaristen rückten gegen das königliche Palais, feuerten einige Kanonenschüsse auf dasselbe ab, wie auch die Truppen der beiden Parteien einige Gewehrsalven wechselten, die diesmal nicht wie gewöhnlich durchaus in die Luft gerichtet waren.

Ohne zu einem Resultate zu kommen, zogen sich beide Parteien zurück; die Regierung sandte von Neuem nach Pyräus, um Leozakos abzuholen; dieser ward nach Athen geführt, in die Nationalversammlung gebracht, wo er den Auftrag bekam, von seinen Leuten die beiden gefangenen Minister freigeben zu lassen.

Delyjannis, Minister des Aeussern, der die Nacht über in einem fremden Hause zugebracht hatte, erschien Morgens 4 Uhr beim kaiserlichen Gesandten mit der Bitte, dieser möchte mit seinen Collegen Rücksprache pflegen, über Massnahmen, die vielleicht von Seite der Fremden zu treffen wären, um die Anarchie in der Hauptstadt zu bewältigen. Delyjannis, wenn er dies auch nicht deutlich aussprach, wünschte eine bewaffnete Intervention von Seite der fremden Kriegsschiffe, von der jedoch die anderen Gesandten, vor Allem Mr. Scarlett, der Vertreter Englands, Nichts wissen wollen.

So standen die Dinge, als ich mich Mittwoch Mittag nach Athen begab; der Kriegsminister Koroneos hatte bereits seine Entlässung gegeben, die übrigen dürften ihm bereits nachgefolgt sein.

Die Strassen der Hauptstadt waren leer und öde, alle Läden geschlossen, das königliche Palais noch besetzt von den Truppen, die mit der Regierung hielten; auf der Höhe des dritten Stocks desselben sind Spuren von Kanonenkugeln und Kartätschen. Wie gewöhnlich war keine der beiden Parteien als Siegerin hervorgegangen und die ganze Sache dürfte mit einem Wechsel des Ministeriums enden, der für die hiesigen Zustände ziemlich gleichgiltig ist. Es handelt sich immer nur darum, ob für ein paar Wochen dieser oder jener Gauner die 500 Drachmen Ministergage bezieht, auf geordnetere Verhältnisse ist nicht zu hoffen; diese, wähnt man, sollen urplötzlich mit dem Erscheinen des Königs eintreten.

Dienstag Nachmittags ankerte im Pyräus die französische Yacht „Prince Jérome“ mit dem Prinzen Napoleon und mit der Prinzessin Clotilde an Bord; die beiden hohen Reisenden besuchten in der Nacht (?) und setzten Tags darauf die Reise nach Frankreich fort.

Ich ging mit Sr. Majestät Fregatte „Novara“ Mittwoch Abends nach Nauplia, um dem Kanonenboot „Seehund“ die Weisung zu bringen, nach Syra und Kalamata abzugehen.

Der kaiserliche Consul in Kalamata hatte um schleunige

Hinsendung eines Kriegsschiffes angesucht, als Unterstützung zur Austragung einer Havarie-Angelegenheit eines hannoveranischen Kauffahrers, der österreichischem Schutze befohlen war. Die Sache war dringend, da man am Punkte stand, das Schiff zu verkaufen, trotz der Proteste unseres Consuls, der übrigens in der ganzen Affaire nicht sehr umsichtig vorgegangen zu sein scheint, weshalb „Seehund“ den kaiserlichen Consul von Syra abholen und nach Kalamata führen wird, um diese verwickelte Geschichte aufzuklären und den von diesem letzteren gestellten Begehren Nachdruck zu geben.

Der Telegraph mit Nauplia ist seit längerer Zeit unterbrochen, die Tage der Revolte ging auch keine Post dorthin ab, mithin die „Novara“ diese Fahrt unternehmen musste.

In Nauplia sind die Zustände die gleichen; der von der Regierung eingesetzte Nomarch weilte in Argos und soll nun auch von dort flüchtig geworden sein, die Behörden von Nauplia erkennen die Regierung oder mindestens das bereits gestürzte Ministerium nicht an.

XXIV.

Rhede von Phalera, am 4. Juli 1863.

Ich ankerte um Mittag auf der Rhede von Phalera, zugleich auch Sr. Majestät Corvette „Saida“, die ich gestern Abends auf der Höhe von S. Giorgio begegnet hatte.

Ueber die Zustände in der Hauptstadt konnte ich in der Eile, zu der mich der Postabschluss nöthigte, nur Folgendes in Erfahrung bringen:

Vorgestern, Donnerstag, ward von Neuem in den Strassen gekämpft; man spricht neuerdings von Hunderten von Todten, die Zahlen werden sich jedoch, wie immer, bedeutend reduciren.

Von einem erzielten Resultate ist nichts bekannt, die sich gegenüber stehenden Parteien schlossen Donnerstag Mittags einen achtundvierzigstündigen Waffenstillstand ab, während desselben ward ein neues Ministerium gewählt, dessen Mitglieder beiden

Parteien angehören, vier dem Berg, vier dem Thal, mit Rufos, dem früheren Präsidenten an der Spitze.

Das Bankgebäude, in dem grösstentheils fremde Gelder erliegen, ward von Detachements der drei Schutzmächte besetzt, wie nun auch alle Gesandten ihre Hôtels von Mannschaftsabtheilungen der betreffenden Kriegsschiffe occupiren liessen.

In Athen soll man davon sprechen, alles Militär aus der Stadt zu entfernen und den Schutz derselben der Nationalgarde anzuvertrauen. Es ist jedoch sehr zu bezweifeln, dass die verschiedenen Parteichefs, wie nicht minder die Truppen selbst, sich bewegen lassen werden, der Hauptstadt den Rücken zu kehren.

Da die gegenwärtigen anarchischen Verhältnisse sehr wahrscheinlich einen Widerhall in den Provinzen hervorrufen und demzufolge die verschiedenen Consularorgane die Beistellung von Kriegsschiffen ansuchen werden, so erlaube ich mir die höchste Aufmerksamkeit Eurer kaiserlichen Hoheit darauf zu lenken, dass die geringe Anzahl Schiffe, die gegenwärtig in den griechischen Gewässern stationirt sind, in der nächsten Zukunft kaum allen Anforderungen des Dienstes genügen wird und sich daher eine Verstärkung der Flottenabtheilung als nothwendig herausstellt.

XXV.

Rhede von Phalera, am 11. Juli 1863.

Gnädigster Herr!

Zur näheren Beleuchtung der Details des in Athen in der vorigen Woche stattgefundenen Strassenkampfes erlaube ich mir im Nachhange zu meinem ehrfurchtsvollsten Berichte vom 4. l. M. Eurer kaiserlichen Hoheit das heute erschienene Blatt »La Grèce« gehorsamst zu unterbreiten.

Die Genesis der letzten Revolte schwebt noch in ziemlichem Dunkel; Bulgaris, der Chef der Thalpartei, leugnet jede Mitwissenschaft an der Erhebung seiner Leute, was begreiflich ist, da letztere die gehofften Resultate nicht erzielten, und wenn gleich zum ersten Mal mit Erbitterung durchgeführt, wie die früheren

Aufstände, mit einem Compromiss, nämlich damit endete, dass die neue Regierung zur Hälfte aus beiden Parteien gebildet wurde.

Die weitere Errungenschaft dieses letzten Zusammenstosses, nämlich die Entfernung der Armee aus der Hauptstadt, ist bis jetzt noch sehr zweifelhafter Natur. Sämmtliche Truppen fügten sich zwar dem von der Nationalversammlung erlassenen Decrete und zogen Sonntag Nachmittags von Athen ab, sind dafür aber bis zur Stunde über die nächste Umgebung der Hauptstadt nicht hinausgekommen. Die Vertheilung der einzelnen Abtheilungen in die entlegenen Provinzen des Reiches soll Widersetzlichkeit bei den verschiedenen Commandanten gefunden haben und z. B. Leozakos, der nach Lamia beordert wurde, sich weigern, diesem Befehle nachzukommen und die Absicht haben, sich nach dem Peloponesus zu wenden. Mittlerweile wird Athen, Pyräus und die Strasse, die diese beiden Orte verbindet, von der Nationalgarde bewacht. Diese unterhält starke Patrouillen sowohl bei Tag als bei Nacht, hält alle öffentlichen Gebäude besetzt und ist beständig auf dem Qui vive, um eine Rückkehr der Truppen abzuwehren. Der Dienst der einzelnen Nationalgardisten wird um so angestrengter, da sie, wenn frei von Patrouillen und Wachen, darauf bedacht sein müssen, ihre eigenen Häuser zu schützen und gegen in letzter Zeit ziemlich häufige Raubanfälle zu vertheidigen. Es soll sich auch schon eine bedeutende Erschöpfung bemerkbar machen und bei einem grossen Theile der Bevölkerung Athens die Ueberzeugung sich Bahn brechen, dass es für die Dauer unmöglich sei, ohne fremde Hilfe das Land zu pacificiren.

Wie ich bereits in meinem letzten Berichte zu melden die Ehre hatte, wurde am 2. d. M. die griechische Nationalbank vom Detachement der drei Schutzmächte occupirt; jede stellte 35 Mann und einen Officier bei. Auch sämmtliche Gesandtschaften, denen Schiffe zur Verfügung stehen, lassen ihre Palais durch Mannschaftsabtheilungen bewachen und steckten ihre Flaggen auf; die k. k. Gesandtschaft ist bereits seit dem Eintreffen der „Novara“ durch ein Detachement besetzt. Das Erscheinen der türkischen Zuaven

und das Aufziehen des Halbmondes soll beim Volke grosse Erbitterung hervorgerufen haben.

Vorgestern ankerte in Phalera ein Theil des englischen Mittelmeergeschwaders: die Linienschiffe „Marlborough“, „Trafalgar“, „Meeance“ und eine Raddampffregatte unter Commando des Viceadmiralen Smart, den in Messina auf dem Wege von Malta nach Neapel die Nachricht von den in Athen ausgebrochenen Unruhen erreicht hatte. Ein oder zwei englische Linienschiffe sollen noch nachfolgen.

Desgleichen spricht man vom baldigen Erscheinen eines französischen Geschwaders in diesen Gewässern. Die Franzosen sind schon jetzt ungehalten darüber, bedeutend schwächer als ihre Rivalen und Alliirten vertreten zu sein.

Dauern in Athen allarmirende Zustände fort oder fällt es einem Theil der Armee bei, statt nach den Provinzen gegen die Hauptstadt zu ziehen, so glaube ich bestimmt, dass die hier vor Anker liegenden Schiffe ihre Landungstruppen ausschiffen und Athen besetzen werden. Man behauptet mindestens mit Bestimmtheit, dass sogar der englische Gesandte Mr. Scarlett, der früher nie von einer fremden Occupation reden hören wollte, entschlossen gewesen sei, die Mannschaft der „Queen“ herbeizuziehen, falls der erste durch Vermittlung der Vertreter der drei Schutzmächte abgeschlossene 48stündige Waffenstillstand den Feindseligkeiten kein Ziel gesetzt hätte.

XXVI.

Rhede von Phalera, am 18. Juli 1863.

..... Was die Zustände hier zu Lande betrifft, so haben sich diese auch in der letzten Woche nicht gebessert, vielmehr reifen nun die Früchte, die die seit langer Zeit systematisch betriebene Corruption der Armee zur unausbleiblichen Folge haben musste. Die Truppen sind zwar in Folge des von der Nationalversammlung erlassenen Decrets aus der unmittelbaren Nähe der Haupt-

stadt abgezogen, jedoch schliesslich jeder Chef nach der ursprünglich von ihm selbst gewählten Richtung.

So schiffte sich der Anfangs nach Lamia beorderte, der Partei Bulgaris' ergebene Theil der Armee nach längeren Verhandlungen mit dem Kriegsminister, bei denen letzterer immer den Kürzeren zog, nach dem Peloponesus ein. Er ward in der Bai von Nauplia der Stadt gegenüber an's Land ausgeschifft mit der Weisung, nach Tripolizza und Sparta zu marschiren. Nun weigerten sich einerseits die Bewohner von Argos und Tripolizza auf das Bestimmteste, die Truppen aufzunehmen oder durchziehen zu lassen, andererseits gaben Smolensk, Papadiamantopulo und Leozakos, die Führer dieser Truppen die Absicht kund, sich in Nauplia, der stärksten Festung des Königreiches, festzusetzen. Das Castell von Nauplia, der Palamidi, hat nur eine sehr schwache, unverlässliche Garnison.

Es erscheint daher die in der Hauptstadt gehegte Besorgniss als eine berechtigte, dass jene Bande sich als unabhängig erkläre und in der Provinz die Umsturzversuche wiederhole, die in Athen in letzter Zeit mehrmals in Scene gesetzt wurden, doch nie gelingen wollten.

Heute Morgens ging Linienschiff „Trafalgar“ nach Nauplia ab; die ihm mitgegebenen Instructionen sind mir nicht bekannt; es wird jedoch allgemein als positiv angenommen, dass der englische Gesandte Mr. Scarlett sich seit letzter Zeit im Besitze von Weisungen befinde, die ihm auftragen, gegen grössere Ruhestörungen mit bewaffneter Macht einzuschreiten. Thatsächlich stellt sich auch eine fremde Occupation täglich als nothwendiger heraus, wie gleichfalls im Volke die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen beginnt, dass es unmöglich sei, ohne fremde Militärmacht Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Man fängt nachgerade an einzusehen, dass es naiver Wahn war zu hoffen, dass das blosse Erscheinen des neugewählten jungen Königs genügen werde, um alle Parteiumtriebe zum Stillstand zu bringen und das durchwühlte und in allen seinen Theilen demoralisirte Land zu gesetzlichen Zuständen zurückzuführen.

Der übrige Theil der Armee unter Commando des Generalen Mamuris zog nach Akarnanien und liegt jetzt zwischen Missolunghi und Gythium vertheilt. Bei diesem spielt Grivas eine bedeutende Rolle, der nunmehr am Schauplatz der Thaten seines berüchtigten Vaters leicht in die Versuchung kommen dürfte, der Regierung in Athen den Gehorsam aufzukündigen.

Maina und Messenien sind neuerdings in einem Zustande des Aufruhrs.

Das von Kalamata nach Syra eingerückte Kanonenboot „Seehund“ berichtet, dass neuerdings ein Mauromichalis mit einer Bande von circa 2000 Mann aufgestanden sei und die Mitglieder der Nationalversammlung als Verräther des Vaterlandes erklärt habe, dass von Sparta und den kleineren umliegenden Ortschaften der Nomarch und die Regierungsorgane verjagt wurden, dass man in letzter Zeit die Post von Athen nach jenen Gegenden an drei aufeinanderfolgenden Tagen ausraubte etc. etc.

In Athen endlich beginnt sich die Nationalgarde in zwei Lager zu spalten, die bis nun der Armee gegenüber ohne Parteinahme consequent das Princip der Ordnung vertreten hatte. Es ist auch schon zwischen einzelnen Abtheilungen Nationalgardisten zu blutigen Händeln gekommen.

Uebrigens treiben sich in der nächsten Umgebung Athens gegen 200 debandirte Soldaten herum, die zur Beruhigung der Gemüther in der Hauptstadt durchaus nicht beitragen.

In Pyräus circulirt heute das Gerücht, dass gestern eine Verschwörung entdeckt wurde, in die mehrere Deputirte der Nationalversammlung verflochten waren und die im Schilde führte, den König Georg des Thrones verlustig zu erklären. Man sagt, dass mehrere Verhaftungen vorgenommen worden seien.

König Georg soll einem anderen Gerüchte zufolge am 22. August von Kopenhagen abreisen, um directe hierherzukommen.

Die Nationalversammlung hat mittlerweile den König Otto expropriirt und das königliche Palais, die Stallungen und die Apotheke, unbeschadet der Rechte und Ansprüche dritter Per-

sonen, als Nationaleigenthum erklärt. Das bezügliche Decret wurde am 16. l. M. erlassen und lautet in der von der Grêce gegebenen französischen Uebersetzung wörtlich wie folgt:

In einer der letzten Sitzungen der Nationalversammlung gab der Finanzminister ein Exposé über die gegenwärtige trostlose Lage der Finanzen Griechenlands. Die ordentlichen Ausgaben belaufen sich pro Juni auf 1,800.000 Drachmen, pro Juli auf 1,500.000, die Einnahmen für diese zwei Monate jedoch nur auf höchstens 5—600.000 Drachmen, und da sei sehr geringe Hoffnung vorhanden, diese Summe zu realisiren, mithin ergebe sich ein Deficit für diese zwei Monate von 2,500.000 Drachmen.

Das hierher bestimmte französische Geschwader soll Gegenbefehl bekommen haben und wird nicht mehr erwartet. Vielleicht lassen die Franzosen der englischen Regierung freie Hand in der Regelung der griechischen Angelegenheit.

XXVII.

Rhede von Phalera, am 25. Juli 1863.

Gnädigster Herr!

Im Laufe der letzten Woche herrschte zwar eine gewisse Ruhe in der Hauptstadt, ohne dass man dieserwegen die Zustände als gebesserte bezeichnen könnte. Die Partei Bulgaris entwickelt wieder eine grosse Thätigkeit; wie früher mit der Armee verfahren und diese mit allen möglichen Mitteln corrumpirt wurde, um sie zu Parteizwecken zu benutzen, so geht man nunmehr mit der Nationalgarde vor. Diese nach der October-Revolution binnen kurzer Zeit zu einem Stande von 6 Bataillons à 1000 Mann emporgebracht, ist selbstverständlich zum grossen Theile aus Elementen gebildet, die nur einen geringen Grad von Verlässlichkeit bieten. Es gelang daher auch ohne viele Mühe den rastlosen, nach Macht strebenden Parteiführern, Spaltungen in der Nationalgarde hervorzurufen, die bereits mehrmals blutige Zusammenstösse zur Folge hatten.

Wie man hiemit einerseits Vorbereitungen trifft und Mittel anhäuft, um bei der ersten sich ergebenden günstigen Gelegenheit einen Sturz der Regierung gewaltsam durchzuführen, so ist man unter Einem darauf bedacht, das letzte Hinderniss aus dem Wege zu räumen, das in Tagen der Gefahr noch einen Schatten von Macht zu behaupten und diesen den hochfahrenden Plänen der Parteichefs entgegenzustellen gewusst hatte.

Die Nationalversammlung ist in letzter Zeit schon wiederholt genöthigt gewesen, ihre Thätigkeit von einem Tage auf den andern zu verschieben, da ihre Mitglieder in nicht beschlussfähiger Zahl zusammengetreten waren. Täglich reisen noch Deputirte nach den Provinzen ab, unter dem Vorwande, dass bei den bevorstehenden Ernten ihre Gegenwart in der Heimat gefordert sei, in der That aber, um der Thätigkeit der Nationalversammlung für die nächste Zukunft ein Ziel zu setzen und den Parteichefs bei einem nochmals versuchten Umsturz das Spiel zu erleichtern. Bis nun übte während der Revolten die Volksvertretung durch ihren Präsidenten die executive Gewalt aus, bis es nach tagelangen Debatten gelang, das gestürzte Ministerium durch ein neues zu ersetzen; in der Folge wird Bulgaris sein Streben nach der Dictatur durch kein derlei Hinderniss beirrt sehen und es ihm leichter fallen müssen, die Zügel der Regierung zu ergreifen und zu behaupten.

Es circulirt hier das Gerücht, dass der dänische Hof England die Erklärung gegeben habe, den jungen König die Herreise nicht antreten zu lassen, bevor es England nicht gelungen sei, mit der griechischen Nationalversammlung bezüglich einer Occupation durch fremde Truppen ein befriedigendes Uebereinkommen zu treffen. Ein grosser Theil der Volksvertreter ist gegen eine solche Occupation, die in neuester Zeit jedoch auch England als unerlässliche Bedingung der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung zu betrachten scheint.

Bulgaris, der Chef der provisorischen Regierung gleich nach der October-Revolte, unter dessen Auspicien die grossartigen enthusiastischen Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen Alfred

in Scene gesetzt wurden, ist nun aller Wahrscheinlichkeit nach der Mann, mit dessen Hilfe der englische Gesandte Mr. Scarlett den nunmehr benöthigten Umschwung in der öffentlichen Meinung heraufzubeschwören hofft. Bulgaris ward wenigstens in der letzten Zeit wiederholt in der Equipage des englischen Gesandten gesehen, wie auch die Officiere des in Nauplia stationirten englischen Linienschiffes „Trafalgar“ den Officieren der griechischen Truppen um Argos — die sämmtlich der Partei Bulgaris angehören — ein glänzendes Diner gaben, das von Seite der Garnison erwiedert wurde. Desgleichen sollen die erwähnten Heimreisen der Deputirten Folgen von Intriguen der Partei Bulgaris sein, die um jeden Preis die Thätigkeit der Nationalversammlung — in welcher sie nur über eine starke Minorität gebietet — eingestellt sehen will.

Bewahrheiten sich diese Vermuthungen, so steht für die nächste Zukunft eine Dictatur Bulgaris und durch deren Vermittlung eine fremde Occupation in Aussicht; letztere jedenfalls das einzige Mittel, um für Griechenland geordnete Zustände einigermassen anzubahnen.

Gestern Morgens ging die russische Fregatte „Osliabia“, angeblich nach Genua, in See. Sie hatte jedoch Tags zuvor das ganze Batteriedeck mit Kohlen vollgestaut, so dass aus diesem Umstande, wie auch aus den Gesprächen der Officiere entnommen werden musste, dass sie wegen Kriegsbefürchtungen nach Russland einberufen worden sei. Um Mitternacht erschien sie wieder vor dem Pyräus und dampfte heute nach Sonnenaufgang von Neuem in südlicher Richtung ab. Es heisst, der Gesandte habe gestern ein weiteres Telegramm erhalten und ihr einen Miethdampfer nachgeschickt; mir ist jedoch nichts Näheres hierüber bekannt.

Das russische Detachement, das während des letzten Aufstandes im Vereine mit Abtheilungen der beiden anderen Schutzmächte die Nationalbank besetzte, wurde durch ein englisches abgelöst.

XXVIII.

Rhede von Phalera, am 1. August 1863.

Gnädigster Herr!

Das wichtigste Ereigniss der verflossenen Woche ist die Mittwoch Abends erfolgte Ankunft des neu ernannten dänischen Gesandten. Herr Brestrup ward bei seinem Landen mit Zito-Rufen und Gewehrsalven empfangen und nach Athen geleitet, wo sich der Volksenthusiasmus noch steigerte, als er eine vom Maire an ihn gerichtete Anrede in griechischer Sprache erwiderte. In Athen glaubt man nun allgemein und liest es in allen Zeitungen, dass der junge König selbst schnellstens nachfolgen müsse, gleichwohl es eine absolute Unmöglichkeit ist, dass er vor der zweiten Hälfte des Monats October hier eintreffe. Das jonische Parlament ward von der englischen Regierung nicht aufgelöst, und so konnten auch die Wahlen zu einem neuen — das sich vor Allem mit der Annexionsfrage zu beschäftigen hätte — noch nicht ausgeschrieben werden, gleichwohl beides wiederholt in den geachteteren Blättern Athens als fait accompli gemeldet wurde.

Man conjecturirt nun hier, dass die englische Regierung, um unbequemen Interpellationen auszuweichen, die demnächst erfolgende Vertagung des Parlaments in London abwarte, und dann erst einen entscheidenden Schritt in dieser Frage thun werde.

König Georg wird, sobald die Annexion ein entschiedenes Factum oder doch mindestens so weit gediehen ist, dass diese Frage als gelöst betrachtet werden könne, von Kopenhagen abreisen, seinen Weg über London und Paris nehmen und nach einem kurzen Aufenthalte in Corfu im Pyräus landen.

Ob und welche Ansichten sich Herr Brestrup über die hiesigen Zustände bereits gebildet, ist selbstverständlich bis zur Stunde noch nicht laut geworden; auch wurde die Herbeiziehung fremder Truppen bis jetzt nicht zur Sprache gebracht.

Von den kläglichen Verhältnissen jedoch, deren sich das Land erfreut, dem der junge König seine Zukunft widmen will, entwarf der Minister des Innern in einer der letzten Sitzungen

der Nationalversammlung ein zutreffendes Bild, als dass ich mir nicht erlauben sollte, das Resumé seiner Rede nebenanliegend Eurer kaiserlichen Hoheit zur höchsten Einsichtnahme zu unterbreiten.

Es gelingt übrigens in jüngster Zeit nur selten, die Deputirten in beschlussfähiger Anzahl zu versammeln; der grösste Theil derselben hat das Weite gesucht, nachdem es den betreffenden Herren zuvor gelungen war, 500 Drachmen à Conto ihrer Tagegelder in ihre Taschen zu locken.

In einer früheren Sitzung stellte ein Deputirter den Antrag, die Nationalversammlung möge die Executive ermächtigen, alle vor dem 22. October v. J. wegen politischer Verbrechen Verurtheilten zu rehabilitiren und bezeichnete unter Andern auch Dosios, berüchtigt wegen seines Attentates auf die Königin Amalie, der Berücksichtigung. Dieser jedem moralischen Gefühle widerstrebende Antrag ward angenommen, nachdem er nur eine sehr gelinde Opposition gefunden hatte.

XXIX.

Rhede von Phalera, am 22. August 1863.

Gnädigster Herr!

Die verflossene Woche bietet in politischer Beziehung nichts Erhebliches.

Der dänische Gesandte, Herr Brestrup, ging mit dem letzten Lloyddampfer nach Corfu ab, um seiner Regierung über die Volksstimmung bezüglich der Annexionsfrage aus eigener Anschauung berichten zu können. Was letztere betrifft, so fühlt man sich hier in Athen ganz sicher und die Zeitungen wiederholen es täglich, dass die Jonier noch immer einen bedingungslosen und vollständigen Anschluss an Griechenland sehnlichst herbeiwünschen. Leute jedoch, die sich als wohlinformirt geberden, wollen wissen, dass die Jonier nur unter bedeutenden Reserven für die Annexion votiren werden und vorläufig nicht in Griechen-

land aufzugehen, sondern ihre eigene Administration und ein getrenntes Budget zu behalten verlangen. Die nächste Zukunft wird hierüber Aufschluss geben.

Die Nationalversammlung, ohne aufgelöst oder vertagt zu sein, hält seit längerer Zeit keine Sitzungen; der grösste Theil der Deputirten ist von Athen abgereist, daher auch die ziemlich ungestörte Ruhe, die gegenwärtig in der Hauptstadt herrscht.

Die Regierungsgeschäfte machen jedoch deshalb keine besonderen Fortschritte; persönliche Interessen sind nach wie vor der einzige Hebel der Thätigkeit des griechischen Ministeriums. Die letzte Woche hindurch wurden im Schosse desselben sehr stürmische Sitzungen abgehalten; es handelte sich darum, einem Begehren des Königs Georg zu entsprechen und einen Adjutanten zu ernennen, der die Majestät auf der Herreise begleiten soll. Da hatte natürlich jeder der Minister irgend einen nahen Verwandten als Candidaten in petto, dessen Annahme von Seite der Collegen jeder einzelne mit allem seinen Einfluss durchzuführen trachtete. Von der Mehrzahl der Lenker der Geschicke Griechenlands wurde in Folge des heftigen Wortkampfes die Entlassung eingereicht, unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine sehr wohlfeile Demonstration, da es unmöglich gelingen würde, die Mitglieder der Nationalversammlung in beschlussfähiger Zahl zu vereinen, um der Demission eines Ministers Folge zu geben. Es scheint, dass General Kallergis, der frühere griechische Gesandte in Paris, für diese Stelle ernannt werden wird.

Die Vorschläge der vom Kriegsministerium zur Berichterstattung über die zur Reorganisirung der Armee nothwendigen Reformen erlaube ich mir in ihrer französischen Uebersetzung Eurer kaiserlichen Hoheit zur höchsten Einsichtnahme gehorsamst beizuschliessen; dieses Elaborat, das ganz gut in einem Witzblatte seinen Platz finden könnte, zeigt deutlich von der Zerfahrenheit der gegenwärtigen Zustände und von den magern Aussichten auf eine reelle Besserung. — —

Zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers, lud ich am 28. den kaiserlichen Gesandten und Secretär, den Vice-Consul

vom Pyräus und sämmtliche Admirale und Capitäne der hier vor Anker liegenden fremden Kriegsschiffe nebst den Commandanten und einigen Officieren der mir unterstehenden Schiffe zu Tische. Von den Gästen liessen sich die beiden Admirale entschuldigen, der französische, weil er seines Fussleidens wegen, das ihn auf Krücken zu gehen nöthigt, nie sein Schiff verlässt, der englische, weil er am 15. eine ähnliche Einladung, die Entfernung zwischen Phalera und Pyräus als Hinderniss bezeichnend, abgelehnt hatte, was von seinem französischen Collegen sehr übel aufgenommen worden war. Die hierüber bei der Tafel selbst vom Admiralen Touchard gemachten Aeusserungen bewogen den Viceadmiralen Smart, auch auf der „Novara“ zum Diner nicht zu erscheinen; er kam jedoch in den Mittagsstunden in voller Parade an Bord, überbrachte mir seine herzlichen Glückwünsche für das Wohl unseres Kaisers und drückte sein lebhaftes Bedauern aus über die Klemme, in die er gerathen war und die es ihm unmöglich machte, den Gefühlen seines Herzens zu folgen und an unserer Feier theilzunehmen und die Hoffnung, dass ich die Umstände, die sein Wegbleiben bedingten, zu würdigen und zu entschuldigen wissen würde.

Das Diner zählte 26 Gedecke und ward unter einem mit österreichischen Flaggen und Blumen decorirten, glänzend beleuchteten Zelte auf Deck servirt; der Toast auf Se. Majestät den Kaiser ward mit Begeisterung aufgenommen.

Nachdem dieses ein officielles Marinediner war, glaubte ich im Sinne der mir von Eurer kaiserlichen Hoheit herabgegebenen Weisungen den Commandanten der in Pyräus vor Anker liegenden sardinischen Radfregatte „Costituzione“ einladen zu sollen; übrigens pflog ich hierüber Rücksprache mit dem kaiserlichen Gesandten, der meiner Ansicht beistimmte.

P. S. Soeben erhalte ich einen Bericht des Linienschiffslieutenants Kronnowetter aus Patras. Bei Ankunft des Kanonenbootes „Seehund“ auf der genannten Rhede wurden von Seite der englischen und französischen Kriegsschiffe die üblichen Begrüssungsboote an Bord geschickt, nicht so von dem dort liegenden sardinischen Dampfer „Tancredi“. Schiffslieutenant Kronno-

wetter sah sich hiedurch veranlasst, den sardinischen Commandanten zur Theilnahme am Kaiserfeste nicht auffordern zu lassen.

Ich werde noch heute an den Commandanten der Fregatte „Costituzione," gegenwärtig der Rangsälteste unter den in Griechenland stationirten, eine Note richten, ihn zu Erklärungen über diesen Vorfall auffordern und ihn ersuchen, die ihm unterstehenden Commandanten über die Pflichten zu belehren, die das internationale Seeceremoniell jedem Kriegsschiffe auferlegt. Nach der mir hierauf erfolgenden Antwort — die übrigens voraussichtlich von Entschuldigungen überströmen wird — werde ich mein und der unterstehenden Schiffe Benehmen rücksichtlich der Courtoisie den sardinischen Schiffen gegenüber für die Folge regeln.

In Patras ist es vollkommen ruhig, die sehr ergiebige Korinthenernte scheint jede Lust zu politischen Demonstrationen niedergeschlagen zu haben.

XXX.

Pyräus, am 29. August 1863.

Gnädigster Herr!

Die verflossene Woche war arm an politischen Ereignissen; Athen befindet sich in einem Zustande schlummernder Anarchie; es dürfte vielleicht noch einige Zeit dauern, bevor es neuerdings zu einem Aufstande kommt; die fortgesetzten Wühlereien der verschiedenen Parteichefs, denen es allmälig gelingt, die Nationalgarde in mehrere Lager zu spalten und ihren egoistischen Bestrebungen dienstbar zu machen, werden jedoch dem neuen Könige ernste — und wenn England nicht energisch hilft — unüberwindliche Hindernisse in der Herstellung geordneter Zustände entgegensetzen.

Eine ihrer Zahl nach nicht unbedeutende Partei, die jetzt schon Georg I. feindliche Gesinnungen unverholen zur Schau trägt, soll täglich neue Anhänger gewinnen, sie wirft dem erst vor Kurzem proclamirten Landesherrscher seine Jugend und seine Armuth vor; die Griechen behaupten, sie werde durch russische Intriguen gross gezogen.

Mittlerweile ging die griechische Schraubencorvette „Hellas“, nach Frankreich ab, wo die zur Aufnahme des Königs erforderlichen Installirungsarbeiten vorgenommen werden sollen.

Die Adjutantenfrage — nämlich die Ernennung einer Persönlichkeit, um Georg I. auf seiner Herreise zu begleiten — dürfte geeignet sein, dem dänischen Hof über die Art und Weise, wie hier zu Lande Geschäfte betrieben werden, einigermassen die Augen zu öffnen. Dieser Gegenstand ward in einer Ministersitzung auf das Heftigste debattirt; die vier dem Berg angehörenden Minister stimmten für Kallergis; die vier Minister der Ebene gegen diesen und jeder Einzelne für einen Cousin oder Schwager; der Ministerpräsident gab sein Votum dem Candidaten des Berges und entschied hiedurch die Wahl desselben, was den Minister des Aeussern — der der Ebene angehört — bewog, sich hartnäckig zu weigern, das Ernennungsdecret zu unterfertigen. Nun sandten Beide, der Ministerpräsident und der Minister des Aeussern, unter Vorlage des Sitzungsprotokolls, das von den gemeinsten Ausfällen gegen den ehemaligen griechischen Gesandten in Paris strotzen soll, lange Elaborate nach Kopenhagen, mit welchen jeder versucht, seine Anschauungsweise zu rechtfertigen. Voraussichtlich werden auch nach Erscheinen des Königs alle Personalfragen mit gleicher egoistischer Leidenschaftlichkeit erörtert werden.

Das Räuberunwesen gelangt allmälig wieder zu seiner altgewohnten Blüthe; so wurden in der jüngsten Vergangenheit in dem kaum $1^1/_2$ Stunden von Athen entfernten Dorfe Kephissia die zwei Söhne eines Gutsbesitzers von einer Bande entführt und dem Vater bedeutet, dass er 100.000 Drachmen für deren Freilassung zu bezahlen habe.

XXXI.

Rhede von Phalera, am 15. August 1863.

Gnädigster Herr!

.....In den letzten Wochen herrschte in Athen und Pyräus eine ziemlich ungestörte Ruhe, die nur am verflossenen Sonntag

durch eine Rauferei zwischen englischen und griechischen Matrosen gestört wurde. Die englischen Schiffe hatten ihre Mannschaften beurlaubt und der Commandant der griechischen Fregatte „Hellas“ aus Anlass eines am Lande entstandenen Raufhandels eine mit Säbeln und Revolvern bewaffnete Patrouille an's Land gesendet. Die griechischen und englischen Matrosen wurden handgemein und von Letzteren trugen sieben mehr oder minder bedeutende Schusswunden davon. Um den vom englischen Admiral vorgebrachten Reclamationen zu genügen, soll das griechische Ministerium beabsichtigen, den Commandanten der „Hellas“ seines Postens zu entsetzen, Letzterer aber entschlossen sein, einem solchen Befehle keine Folge zu leisten. Dies klingt um so wahrscheinlicher, als Capitän Sachturi bereits vor mehreren Monaten eine ähnliche Widersetzlichkeit mit Erfolg so lange durchführte, bis ein eingetretener Regierungswechsel dem Verbleiben auf seinem Posten keine Hindernisse mehr in den Weg legte.

Von den an die Nationalversammlung vom König Georg und vom Grafen Sponeck gerichteten Schreiben erlaube ich mir den französischen Text der „Grèce“ beizuschliessen.

Die Nationalversammlung hielt im Laufe der verflossenen Woche nur eine Sitzung. In dieser beschloss sie die Errichtung eines neuen Senates, eine Massnahme, die insbesondere vom finanziellen Standpunkte aus hart getadelt wird, und decretirte einige an der Decoration des Erlöserordens vorzunehmenden Modificationen. Alles, was an König Otto erinnert, fällt weg, und der Orden wird nunmehr auf der einen Seite das Bildniss des Erlösers haben mit der Inschrift: „Deine Rechte, Herr, erhob mich zur Macht“, auf der Rückseite ein griechisches Kreuz ohne Krone mit der Inschrift: „Gestiftet durch die vierte griechische Nationalversammlung. Argos, 1829.“

Auch letztere Verfügung findet wenig Beifall. Für König Georg wurde in letzter Zeit die Obersten-Uniform der Infanterie und Nationalgarde bestellt; die Admirals-Uniform ward bereits nach Kopenhagen geschickt.

Für den Einzug in Athen werden bereits Vorbereitungen

getroffen, gleichwohl Privatnachrichten aus Corfu einer schleunigen Erledigung der Annexionsfrage nicht sehr günstig lauten. Das Parlament alldort ward zwar aufgelöst und die Neuwahlen ausgeschrieben, es heisst jedoch, dass die Jonier nicht unwichtige Bedingungen stellen wollen, bevor sie sich herbeilassen, die Annexion zu votiren.

Die einer Commission übertragene Reorganisirung der Armee macht wenig Fortschritte. Es ist dem Kriegsministerium unmöglich, den Stand der Truppen zu eruiren, da alle Officiere gefälschte Eingaben einsenden und in der Regel die Gebühren für die doppelte Zahl der wirklich präsenten Mannschaft abfassen wollen. In dieser Beziehung, da es sich um schnödes Interesse handelt, ist Alles einverstanden, vom Höchsten bis zum Niedersten, daher die Herstellung von geordneten Zuständen sehr schwierig, wo nicht unmöglich.

Für das am 18. bevorstehende Geburtsfest Seiner Majestät des Kaisers habe ich bereits die hier anwesenden Admirale und Capitäne, dann den kaiserlichen Gesandten und Consul zur Tafel geladen.

XXXII.

Pyräus, am 5. September 1863.

Gnädigster Herr!

In der verflossenen Woche fiel nichts von Bedeutung vor; die Hauptstadt ward nicht zum Schauplatz von Strassenexcessen, wie man dies vorausgesehen und täglich prophezeit hatte; eine trübe, düstere Stimmung dauert jedoch fort, und die zahlreichen Patrouillen, die des Nachts Athen durchziehen, deuten darauf hin, dass man Umsturzversuche für möglich hält, hervorgerufen durch den festen Glauben aller der zahllosen Stellenjäger, die der Ueberzeugung huldigen, dass der neue König jene zu seinen Rathgebern wählen würde, die bei seinem Erscheinen irgend ein Amt einnehmen. Jetzt, wo die Ankunft des Königs in die Nähe rückt, werden alle Parteien rührig, um ihre Mitglieder in einflussreichen Posten zu erhalten oder auf solche hinaufzuschwingen,

daher ziemlich wahrscheinlich, dass für die nächste Zukunft Strassencrawalle bevorstehen.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten fortwährend ungünstig; allerorts wird über Plünderung und Mordthaten geklagt, insbesondere befindet sich Messenien in einem Zustande der vollständigsten Anarchie.

Um dem Räuberunwesen zu steuern, erliess das Ministerium ein Decret, mit welchem fünf namhaft gemachte Räuber in die zweite Kategorie eingereiht werden (classés dans la deuxième catégorie des brigands). Unter einem wird auf deren Kopf der Preis von 2000 Drachmen gesetzt. Mir ist nicht bekannt, welche Gattung Räuber in die erste Kategorie gehören; diese dürfte jedoch so ziemlich die grosse Mehrzahl der Eingebornen umfassen.

Die kaiserliche Gesandtschaft, mit der von Seite der Flottenabtheilung wegen der Empfangsfeierlichkeiten bei Ankunft Georg's I. das Einvernehmen gepflogen zu werden hat, ist noch immer in Unkenntniss über die Beziehungen, in die sie mit der königlich griechischen Regierung zu treten haben wird.

XXXIII.

Pyräus, am 12. September 1863.

Gnädigster Herr!

Die verflossene Woche verlief ruhig in Athen; eine von den Officieren der Nationalgarde unterzeichnete Erklärung, dass die über ihre Uneinigkeit in Umlauf gesetzten Gerüchte erfunden und sie fest entschlossen seien, unter welch' immer Verhältnissen die öffentliche Ordnung mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten, trug das Ihrige dazu bei, die Besorgnisse vor dem nahe bevorstehenden Ausbruche einer Katastrophe zu verscheuchen, gleichwohl man hier zu Lande an derlei Erklärungen gewöhnt ist und nach den gemachten Erfahrungen ihnen keinen grossen Werth beizulegen vermag.

Die Nationalversammlung ist noch nicht wieder zusammengetreten, die Deputirten sind zwar schon grösstentheils von den selbst genommenen Urlauben in Athen eingetroffen, folgen aber nicht dem Ruf ihres Präsidenten, sondern intriguiren und sammeln Parteigänger, da es sich darum handelt, in einer der ersten Sitzungen das gegenwärtige Ministerium zu stürzen.

Der möglicherweise eintretende Wechsel der Regierungsmänner wird voraussichtlich ohne ernste Störungen vor sich gehen und höchstens einige Demonstrationen und Militärpromenaden der Nationalgarde zur Folge haben.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten günstiger; Mord, Todtschläge, Raubanfälle sollen nunmehr seltenere Erscheinungen sein, die nach dem Volksglauben gänzlich aufhören werden, sobald Georg I. hier eingetroffen; die einsichtsvolleren Griechen jedoch fangen an, die von den unteren Classen allgemein prophezeite paradiesische Aera, die mit der Ankunft des Königs beginnen soll, stark in Zweifel zu ziehen und auch ihrerseits die Meinung auszusprechen, dass es ohne fremde materielle Macht unmöglich sein werde, die zahllose Schaar von eigennützigen, um das Wohl ihres Vaterlandes unbekümmerten Stellenjägern im Zaume zu erhalten und der Thätigkeit der Ministerien — die sich jetzt darauf beschränkt, die vorgefundenen Beamten abzusetzen, Verwandte anzustellen und unablässig zu intriguiren, um im Amt zu bleiben — eine heilsamere Richtung zu geben.

Sehr wahrscheinlich, dass die Engländer jetzt schon die Möglichkeit in's Auge fassen, Griechenland auf einige Zeit zu occupiren. Das ganze Mittelmeergeschwader stationirt in diesen Gewässern. Viceadmiral Smart ging mit dem „Marlborough“, „Trafalgar“ und einigen kleineren Schiffen im Pyräus vor Anker; „Mecanee“ und „Orlando“ liegen in Salamis, Admiral Yelverton mit „Revenge“, „Phoebe“ etc. stationirt und kreuzt im Golfe von Patras.

Herr Brestrupp, der dänische Gesandte, bereist gegenwärtig die jonischen Inseln; seine Wahl soll keine glückliche gewesen sein; als ehemaliger Polizeidirector soll er wenig diplo-

matische Gewandtheit besitzen und die niedersten Volksclassen hier und in Jonien als Quellen für seine Nachforschungen benützen, woraus man seine und des dänischen Hofes optimistischen Anschauungen über die hiesigen Zustände erklären will.

Die Annexion scheint übrigens bedeutende Schwierigkeiten bereiten zu sollen und birgt jedenfalls mehrere Fragen, deren Lösung noch Jedermann räthselhaft ist, unter Andern: die Befestigungswerke, Besteuerung und Zölle, die griechischen Staatsschulden, die Regelung der Besoldung der jonischen Beamten, die jonische von englischen Capitalisten gebildete Bank etc.

Hier tröstet man sich damit, dass es den niedrigsten Volksschichten, die für die Annexion begeistert sind, gelingen werde, die Deputirten einzuschüchtern und zu zwingen, beim Votum über die Einverleibung ein unbedingtes Ja abzugeben.

XXXIV.

Syra, am 2. October 1863.

Gnädigster Herr!

Sr. Majestät Corvette „Dandolo“ ankerte am 13. v. M. im Pyräus. Die kurzen Momente, während welchen sie im Laufe der Herreise von ihrer Maschine Gebrauch machte, hatten den Beweis geliefert, dass ihre beiden Kessel in sehr schadhaftem Zustande seien. Eine abgehaltene commissionelle Untersuchung ergab auch, dass einer derselben mit Bordmitteln nicht hergestellt werden könne. Die Ausbesserungsarbeiten am andern wurden allsogleich in Angriff genommen und dürften dieser Tage zu Ende geführt werden.

Ich benützte die Zeit, während welcher Sr. Majestät Corvette „Dandolo“ im Pyräus vor Anker liegen muss, zu einer Kreuzung in den Gewässern der Cycladen, ging am 17. Morgens mit Sr. Majestät Corvette „Erzherzog Friedrich“ vom Pyräus in See und besuchte Porto Trio auf Paros, Santorin, Milo und ankerte am 29. Abends auf dieser Rhede.

Der Wechsel der Takelage und andere Ausbesserungen am Bord dieses Schiffes, die in Folge der mittlerweile stattgefundenen Einberufung Sr. Majestät Fregatte „Novara“ eine Verspätung erlitten, stellten sich während dieser kurzen Kreuzung bei anhaltendem mässigen Wetter als dringend nothwendig heraus und es muss Sr. Majestät Corvette „Friedrich“ einer gründlichen Reparatur in einem Arsenal unterzogen werden, um sie von Neuem in vollkommen seetüchtigen Zustand zu versetzen. Nebst Sr. Majestät Corvette „Dandolo“ liegt noch Kanonenboot „Wall“ im Pyräus. Schooner „Kerka“ löste in jüngster Zeit das Kanonenboot „Seehund“ in Kalamata ab, welch' letzteres die Kreuzung in den jonischen Gewässern und im Golfe von Patras übernahm.

Die letzten Berichte aus Kalamata lauten noch ungünstig; die Unsicherheit in der nächsten Umgebung hat noch keineswegs abgenommen; Raubanfälle und Mordthaten gehören, wie ehedem, zu den häufig wiederkehrenden Erscheinungen, so dass in jüngster Zeit die Handelsoperationen auf jenem Platze, nämlich die Zufuhr von Bodenproducten aus dem Innern, beinahe in's Stocken geriethen.

Auch in Athen dauern die gewohnten anarchischen Zustände fort; alle die unzähligen Candidaten für Stellen und Aemter werden um so ungeduldiger und unlenksamer, je mehr sich der Moment der Ankunft des Königs nähert.

Die langerwartete Ministerkrisis ist endlich herangetreten und es soll heute als neuer und letzter Versuch ein Ministerium gebildet werden, das alle die verschiedenen Parteichefs, Bulgaris, Christides, Kanaris, die sich bis nun auf das Hartnäckigste und Gehässigste angefeindet haben, zu seinen Mitgliedern zählen soll. Selbstverständlich erwartet man nicht viel Gutes von dieser widersinnigen Combination und prophezeit dem Ministerium nur eine sehr kurze Lebensdauer. Man glaubt kaum, dass es sich bis zur Ankunft des Königs halten wird. Da nun aller Griechen Streben und Trachten dahin geht, von Georg I. im Amte angetroffen zu werden, stehen neue Umstürze und Umwälzungen für die nächste Zukunft in Aussicht. Auch die Armee, nämlich

die undisciplinirten und zusammengerotteten Ueberreste derselben, beginnt sich auf's Neue zu rühren und macht Miene, auf Athen zu marschiren, um den Einzug des Königs zu verherrlichen. Bis nun ist es dem energischen Auftreten der Nationalgarde der Hauptstadt gelungen, jene für die Sicherheit gefährlichen Horden ferne zu halten; es bleibt jedoch zweifelhaft, ob dies auch späterhin der Fall sein wird.

XXXVI.

Smyrna, am 9. October 1863.

Gnädigster Herr!

Ich erlaube mir Eurer kaiserlichen Hoheit gehorsamst zu berichten, dass ich mit Sr. Majestät Corvette „Erzherzog Friedrich“ Freitag den 3. Morgens von Syra in See ging, Sonntag Abends in Chios eintraf, 36 Stunden auf jener Rhede blieb und gestern nach Sonnenuntergang in Smyrna vor Anker ging. Diese Fahrten wurden, wie die früheren, unter Segel zurückgelegt.

In Chios war Alles ruhig. Die unter den Stadtbewohnern herrschende Aufregung wegen des Wiederaufbaues des aus hölzernen Buden errichtet gewesenen Bazars, der in einer kurzen Reihe von Jahren zweimal ein Raub der Flammen geworden war und nun aus fortificatorischen Rücksichten — weil im Festungsrayon gelegen — neuerdings nur Holzhütten zählen sollte, hatte sich beschwichtigt, seit von Constantinopel die Nachricht einlangte, dass die Regierung dem Bau eines Bazars aus steinernen Häusern kein Hinderniss mehr in den Weg lege. Man erwartet bereits Ingenieure aus der Hauptstadt und es sollte demnächst Hand an's Werk gelegt werden. Der letzte Brand hatte an Magazinen und Waaren den Werth von 2,000.000 fl. verschlungen und es verdient unter solchen Umständen gewiss Anerkennung und zeigt von der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit der Chiotten, dass jene traurige Katastrophe kein einziges Falliment zur Folge hatte.

Der Canal von Chios sowohl als der Golf von Smyrna sind seit letzter Zeit reichlich mit Leuchtfeuern versehen, so dass es

nunmehr ein Leichtes ist, diese engen Gewässer auch in der Nachtzeit und bei conträrem Wetter zu befahren.

Hier in Smyrna erhielt ich die Nachricht von dem in Corfu ausgesprochenen einstimmigen Votum zu Gunsten der Annexion an Griechenland; man erzählt sich übrigens, dass zahlreiche Bestechungen und Terrorisirungen angewendet wurden, um diese Einstimmigkeit zu erzielen, so dass man so weit ging, Abgeordnete eidlich zu verpflichten, für die Vereinigung mit Griechenland zu stimmen.

Die Nachricht von der votirten Annexion rief in Athen enthusiastische Freudenbezeigungen von Seite des Volkes hervor, wurde dafür aber in Syra ziemlich kalt aufgenommen. Nach der allgemein hier herrschenden Ansicht wird nun die Zustimmung der Mächte, die den Vertrag von 1815 unterzeichneten, ohne weitere Verzögerung erfolgen, und man nennt mit Bestimmtheit den 22. October als den Tag, an welchem sich König Georg in Marseille einschiffen wird, um seinen Weg directe nach Athen zu nehmen.

Der feierliche Einzug steht mithin für die nächste Zukunft bevor, gleichwohl ist die kaiserliche Gesandtschaft in Athen noch immer nicht im Besitz von Weisungen über die Haltung, die die kaiserliche Regierung der neuen königlich griechischen gegenüber einzunehmen gedenkt. Da ich nun angewiesen bin, mich in dieser Richtung mit dem kaiserlichen Gesandten in's Einvernehmen zu setzen, da mir ferner Fregattencapitän Sterneck privatim mittheilt, dass Baron Testa für den Fall, dass von Wien keine Instructionen einträfen, darin einen Ausweg zu finden meint, König Georg als dänischen Prinzen zu empfangen, nämlich an den Einzugsfeierlichkeiten unter Aufhissen der dänischen Flagge theilzunehmen, ich aber diese letzte Combination als unmöglich betrachte, so erlaube ich mir von Neuem Eure kaiserliche Hoheit um diesbezügliche Weisungen gehorsamst zu bitten und meine unvorgreifliche Ansicht dahin auszudrücken, dass, wenn die kaiserliche Regierung aus Rücksichten für die bairische Dynastie sich veranlasst sieht, das Fait accompli der Thronbesteigung ab-

zuwarten, um ihren Gesandten mit neuen Creditiven zu versehen und demzufolge vorläufig von einer Theilnahme an den Einzugsfeierlichkeiten Umgang nehmen will, dies letztere am Entsprechendsten durch eine temporäre Entfernung der kaiserlichen Kriegschiffe aus den griechischen Gewässern, für welche sich leicht ein Vorwand finden liesse, erzielt werden könnte. Dem kaiserlichen Gesandten dürfte es kaum schwer fallen, den nach Erscheinen des neuen Königs stattfindenden officiellen Feierlichkeiten ferne zu bleiben, ohne hiedurch viel Aufsehen zu erregen; die kaiserlichen Kriegsschiffe jedoch befinden sich zweifelsohne in einer ganz verschiedenen Lage; sie liegen mitten unter Schiffen, die flaggen und salutiren würden, und es müsste daher das grösste Aufsehen erregen, wenn es die kaiserlichen Schiffe allein unterliessen, an den allgemeinen Freudenbezeigungen Theil zu nehmen oder sich diesen mit der dänischen Flagge am Grosstopp anschlössen. Für letzteres würde übrigens nach seemännischen Begriffen jede Veranlassung ermangeln, da man, ausgenommen bei Besuchen an Bord, fremde Flaggen nur dann salutirt, wenn man sie nahen sieht.

XXXVI.

Pyräus am 17. October 1863.

Gnädigster Herr!

Ich habe die Ehre Eurer kaiserlichen Hoheit gehorsamst zu melden, dass ich mit Sr. Majestät Corvette „Friedrich“ Donnerstag, den 15. nach Sonnenuntergang hier vor Anker ging. Ich hatte Montag Morgens die Rhede von Smyrna verlassen, in Vurlah einen zweitägigen Aufenthalt dazu benützt, den beinahe erschöpften Wasservorrath zu ergänzen und von einer sehr steifen Nordkühlte begünstigt die Rückreise in sehr kurzer Zeit zurückgelegt.

Hier ist man bereits mit Vorbereitungen für den Empfang des Königs beschäftigt, unmittelbar vor Athen und im Pyräus am Landungsplatze werden Triumphbögen errichtet, übrigens auch Anstalten zu einer Beleuchtung getroffen. Um den Einzug des Königs in höherem Grade zu verherrlichen, hatte der Minister

des Innern in der Nationalversammlung den Antrag gestellt, die Armee, die nach den Strassenkämpfen im verflossenen Juli von der Hauptstadt entfernt worden war, nach Athen zu berufen. Dieser Antrag rief heftige Debatten im Schoosse der Nationalversammlung und einen Protest von Seite der fremden Gesandtschaften hervor; schliesslich einigte man sich dahin, die Armee beim Einzuge durch Detachements der verschiedenen Waffengattungen, 20—25 Mann per Regiment, vertreten zu lassen. Es scheint jedoch, dass die Soldaten gewillt sind, bei den Empfangsfeierlichkeiten gegenwärtig zu sein und auch ohne höhere Ermächtigung nach der Hauptstadt zu ziehen. Nachrichten aus Patras und anderen Provinzialstädten lauten wenigstens in dieser Richtung und der englische Admiral erklärte mir gestern, unter solchen Verhältnissen die Garnison des Bankgebäudes verstärken lassen zu wollen. Im Allgemeinen scheinen die Engländer sich darauf vorzubereiten, im Falle neuer Ruhestörungen energisch einzuschreiten. Gegenwärtig liegen drei englische Linienschiffe im Pyräus, „Marlborough“, „Trafalgar“ und „Queen“, ein viertes, „Mecanee“, in Salamis, der „St. George“ wird nächster Tage erwartet. Nebst diesen grösseren Schiffen noch drei kleinere; alle insgesammt landen häufig sehr zahlreiche Detachements, die am Lande gedrillt werden, so dass die Engländer im Falle des Bedarfes mit Leichtigkeit in der Lage wären, nahe an 3000 Mann ausser Bord zu verwenden.

Hier im Pyräus traf ich zwei preussische Kanonenboote, „Blitz“ und „Basilisk“, Maschinen von 80 Pferdekraft, unansehnliche kleine Schiffe, kaum grösser als unsere Gardaboote. Dampfer „Adler“ war vor unserem Eintreffen bereits nach Constantinopel abgegangen, wo er vorläufig zur Verfügung der preussischen Gesandtschaft bleiben soll. Er hatte auf der Herreise den grösseren Theil der Geschütze der Kanonenboote am Bord, letztere erwiesen sich übrigens kaum geeignet für solch' längere Expeditionen und hatten mehrere Havarien. Kanonenboot „Kerka“ meldet neue Gräuelthaten aus Kalamata, in dessen Umgegend ein gewisser Preturis ein Dorf nach dem andern förmlich belagert

und dann ausplündert. Auch in Patras ereigneten sich in letzter Zeit häufige Raub- und Mordanfälle.....

Seit einigen Tagen circuliren Gerüchte, dass der König Georg schon vor dem 20. von Frankreich abgehen, ja vielleicht schon an diesem Tage hier eintreffen werde. Ich werde mir daher erlauben, Montag positive Weisungen über das Verhalten der kaiserlichen Schiffe bei Gelegenheit der Empfangsfeierlichkeiten auf telegraphischem Wege anzusuchen, falls für die Flottenabtheilung bis zu jenem Tage keine eintreffen sollten.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass sich nachgerade auch viele Griechen zu der Ansicht bekehren, dass es dem neuen König nur unter energischer Mithilfe der Engländer wird gelingen können, seinem verwahrlosten und durchwühlten Reiche geordnete Zustände wiederzugeben. Das Land selbst bietet kein verlässliches Element, auf das sich die neue Regierung nur mit einigem Vertrauen stützen könnte.

Mittlerweile trat gestern in Corfu das jonische Parlament zusammen und soll dieses am 8. oder 10. d. M. zum letzten Male vom englischen Lord-Obercommissär eröffnet werden. Nach den Nachrichten, die man hier hat, zählen alle Corfioten zu den entschiedensten Anhängern der Annexion, die auch für einen unbedingten Anschluss zu votiren entschlossen sein sollen. Auf den übrigen Inseln, namentlich auf Zante, herrscht kein gleicher Enthusiasmus für das Hellenenthum; man will zwar die Vereinigung mit Griechenland, jedoch unter nicht unwichtigen Vorbehalten, die bei den hiesigen chaotischen Verhältnissen jedem Besonnenen als dringend geboten erscheinen müssen. Nichtsdestoweniger glaubt man hier allgemein, dass das Ergebniss der Abstimmung ein den Wünschen der Griechen günstiges sein werde und trägt sich daher mit der Hoffnung, König Georg I. gegen Ende d. M. auf griechischem Boden landen zu sehen.

In jüngster Zeit brachen Unruhen in Chios aus, wegen des vor wenigen Monaten durch Feuer zerstörten Bazars. Wenn gleich diese Angelegenheit gegenwärtig bereits beigelegt und die Ruhe wieder hergestellt zu sein scheint, so halte ich es dennoch für an-

gemessen, die kaiserliche Flagge in jenen Gewässern erscheinen zu lassen und werde im Laufe der Nacht nach Scio und Smyrna abgehen, meine Kreuzung jedoch derart regeln, um jedenfalls vor Eintreffen des Königs im Pyräus wieder einzulaufen.

Was letzteres betrifft, so ist die k. k. Gesandtschaft in Athen noch immer ohne Weisungen über die Haltung, welche die kaiserliche Regierung der neuen griechischen gegenüber einzunehmen beabsichtigt.

XXXVII.

Pyräus, am 24. October 1863.

Gnädigster Herr!

Die Nationalversammlung hat am 19. l. M. ihre Sitzungen unterbrochen, um die zu ihren Berathungen dienende Bretterbude restauriren und für die feierliche Ceremonie der Eidleistung König Georg I. herrichten zu lassen. Bevor jedoch die Deputirten ihre Thätigkeit vorläufig einstellten, wurde von ihnen ein Beschluss zu Tage gefördert, der an widerlicher Gemeinheit alles noch Dagewesene übertrifft. „Die Mitglieder des mit Blut befleckten Ministeriums vom 13. Februar 1862, Miaulis, Bozzaris, Konduriotis, Christopulos etc. werden für zehn Jahre ihrer Civilrechte verlustig erklärt", so lautet dieses Decret, welches die Nachricht hervorrief, dass der Exminister König Otto's, Christopulos, in Brüssel während der Anwesenheit Georg's I. vom König von Belgien zur Tafel gezogen wurde, eine Nachricht, die begreiflicherweise den Neid und die Eifersucht aller der zahllosen hier lungernden Stellenjäger in solchem Grade wachrief, dass der Proscribirungsantrag unter Hinblick auf die nahe bevorstehende Ankunft des Königs als ein dringlicher erklärt und ohne den üblichen Formalitäten unterzogen zu werden, in derselben Sitzung mit bedeutender Stimmenmehrheit zum Beschlusse erhoben wurde. Bei der Bevölkerung im Allgemeinen erfuhr dieser eine entschiedene Missbilligung, welchem Umstande es zuzuschreiben, dass eine weitere Proscribirungsliste, die circa 140 Würdenträger

aus dem letzten Regierungsjahre König Otto's in ähnlicher Weise bei Seite schaffen sollte, gar nicht zur Sprache kam. Die Nationalversammlung erliess ferner ein Decret, welches den vom neuen König zu leistenden Eid festsetzt und Bestimmungen über die Georg I. eingeräumten königlichen Rechte enthält. Ich erlaube mir, dieses Decret im französichen Text beizulegen. Es vindicirt das Recht der Initiative ausschliesslich der Nationalversammlung, überträgt dem König jenes, die Beschlüsse derselben zu sanctioniren, mit Ausnahme der neu zu entwerfenden Verfassung, deren Redaction sich die Kammer vorbehält und enthüllt eine düstere Perspective von den Schwierigkeiten, die der neuen Regierung in der Durchführung ihrer zahlreichen Aufgaben begegnen werden. Hat England nicht den energischesten Beistand zur Herstellung geordneter Zustände zugesichert, so muss es unbegreiflich erscheinen, wie König Georg die Reise hierher antreten konnte, ohne sich früher auch nur die geringsten Garantien für die Möglichkeit des Regierens überhaupt zu verschaffen.

Nach den letzten telegraphischen Nachrichten soll König Georg sich heute den 24. in Toulon einschiffen, demnach seiner Ankunft hier für den 28. oder 29. entgegengesehen werden kann. Vorbereitungen im Palais, das nach durch längere Zeit gehegten Bedenken als künftige Residenz gewählt wurde, waren bis vor wenigen Tagen noch keine getroffen. Der gestern angelangte Messageriedampfer brachte jedoch eine grosse Anzahl Kisten mit Einrichtungsstücken, die nun aufgestellt werden sollen. Es heisst, dass der König vorläufig nur ein kleines Appartement von vier Zimmern bewohnen wird, auch hegt man die Absicht, in der Folge aus ökonomischen Rücksichten einige Staatsämter, Finanzministerium, Post etc. im königlichen Palais unterzubringen, um die für diese jetzt gezahlte Miethe zu ersparen. König Georg reist übrigens mit einem sehr kleinen Gefolge, im Ganzen zehn Personen, der Graf Sponneck mit einbegriffen. König Georg soll seinen Einzug im Pyräus in der Uniform eines griechischen Admiralen, in Athen in jener eines Obersten der Nationalgarde halten. Der Empfang wird allem Anscheine nach ein enthusiasti-

scher werden, gleichwohl eine dem König jetzt schon feindlich gesinnte Partei ihre Wühlereien thätig fortsetzt. So wurden vorgestern in Athen und im Pyräus Leute festgenommen, die Placate mit Drohungen und Insulten gegen Georg I. an die Strassenmauern anhefteten. Auch war für gestern Abends eine Katzenmusik bei Herrn Brestrupp angesagt, bei der „Juchha (Pereat) Philemon“ gerufen werden sollte. Letzterer war seinerzeit Secretär bei der nach Kopenhagen entsendeten Deputation und begleitet gegenwärtig König Georg als griechischer Sprachmeister, eine Stelle, nach der halb Athen lüstern ist.

Den mir von der kaiserlichen Gesandtschaft mitgetheilten, ihr vom Ministerium des Aeussern zugekommenen Instructionen gemäss, werden sich Sr. Majestät Schiffe an den bevorstehenden Empfangsfeierlichkeiten betheiligen. Directe Weisungen erhielt ich noch keine, da jene für die Flottenabtheilung nach Smyrna gerichtet wurden, von wo gestern die Anfrage eintraf, ob das chiffrirte Telegramm per Post oder per Telegraph hieher weiterbefördert werden soll. Die diesbezügliche nicht sehr schlaue Auffassung des k. k. Smyrnaer Consulatsverwesers verursacht eben jetzt eine um so grössere Verzögerung, als neuerdings der Telegraph zwischen hier und Syra unterbrochen ist. Der König wird auf der griechischen Schraubencorvette „Hellas“ hier eintreffen, begleitet von den Linienschiffen „Revenge“ und „Algeziras“, Flaggenschiffe der Admirale Yelverton und d'Herbinghem, und von einer russischen Fregatte. Die hier vor Anker liegenden Schiffe werden flaggen mit der griechischen Flagge am Grosstopp, Raaen bemannen und zwei Salven geben, eine, sobald die „Hellas“ die Themistoklesspitze passirt, die zweite beim Landen des Königs.

Die detachirt gewesenen englischen Schiffe haben sich alle hier gesammelt und liegen zwischen Pyräus und Salamis vertheilt in der Zahl von fünf Linienschiffen, zwei Fregatten, zwei Corvetten und einigen Kanonenbooten. Alle exercieren sehr häufig mit ihren Landungsdetachements und scheinen sich für die kommenden Eventualitäten vorzubereiten. Admiral Smart hat an-

geblich die Absicht, bald nach Eintreffen des Königs mit dem grössten Theil seines Geschwaders nach Malta abzugehen und nur den „Revenge“ und „Mecanee“ unter Commando des Admirals Yelverton hier zu lassen.

Nachrichten aus Constantinopel zufolge, sollen zwei türkische Linienschiffe für den Empfang des Königs hier eintreffen.

Die Zustände in den Provinzen haben sich in der letzten Woche eher verschlimmert als gebessert. Besonders im Peloponesus herrscht Anarchie im vollsten Sinne des Wortes: Raubanfälle, Plünderungen ganzer Dörfer aus Familienrache oder politischen Feindseligkeiten gehören zu den gewöhnlichen Ereignissen, bei welchen die zur Herstellung der Ordnung abgeschickten Regierungsorgane mit einer der beiden sich gegenüberstehenden Parteien gemeinsame Sache machen und die ihnen zur Verfügung gestellte Macht in persönlichem Interesse verwenden. Die halb aufgelöste und corrumpirte Armee wird gleichfalls mit jedem Tage zügelloser. Von den Detachements, die von den verschiedenen Waffengattungen zum Empfange des Königs vom Ministerium nach Athen berufen und auf 20—25 Mann festgesetzt wurden, erscheinen einige in ungeheurer Ueberzahl, andere weigern sich, dem gegebenen Befehle nachzukommen, falls ihnen nicht gestattet würde, mit allen ihren Kameraden nach der Hauptstadt zu ziehen. Uebrigens sind Gerüchte im Umlaufe, die für den Tag des Einzuges das Erscheinen aller gegenwärtig zerstreuten Horden, die insgesammt die griechische Armee ausmachen, en masse in Aussicht stellen.

Ich sprach vor wenigen Tagen mit dem dänischen Gesandten, Herrn Brestrupp, der dereinst sich in rosigen Illusionen wiegte, nunmehr aber ziemlich schwarz sieht. Ein dreimonatlicher Aufenthalt in diesen Gegenden hat genügt, um auch ihm jeden Glauben an griechische Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zu nehmen und die Ueberzeugung aufzudrängen, dass die jetzt lebende verkommene Generation unfähig sei, sich dem Wohle ihres Vaterlandes mit aufopfernder Hingebung zu widmen.

Herr Brestrupp zweifelt, dass es dem Grafen Sponneck ge-

lingen werde, den Augiasstall zu säubern und der Lage hier Herr zu werden. Ihn selbst soll in nicht ferner Zeit ein Geschäftsträger ersetzen, dessen Eintreffen er mit Sehnsucht entgegensieht.

XXXVIII.

Pyräus, 31. October 1863.

Gnädigster Herr!

König Georg I. hielt gestern seinen Einzug in die Hauptstadt.

Das schon am Donnerstag erwartete Geschwader, bestehend aus der griechischen Corvette „Hellas“ mit der königlichen Standarte, dem englischen Linienschiff „Revenge“, mit der Flagge des Contreadmirals Yelverton, dem französischen Linienschiff „Algeziras“, mit jener des Contreadmirals d'Herbinghem und einem griechischen Dampfer, hatte gestern bald nach Mitternacht in der Bai von Phalera geankert und setzte sich gegen 9 Uhr Morgens in Bewegung, um in den Pyräus einzulaufen. Die in diesem geankerten zwanzig Kriegsschiffe hatten bereits bei Sonnenaufgang die grosse Flaggengala gehisst und eine Salve von 21 Schuss gegeben. Beim Einzug selbst wurden die Raaen bemannt und der neu componirte griechische Königsmarsch und die dänische Volkshymne gespielt, Hurrahrufe unterblieben von Seite der Kriegsschiffe, fanden jedoch einen reichlichen Ersatz in den zahlreichen Zito's, die vom Lande her erschollen. Gleich nachdem die „Hellas“ vor Anker gegangen war, ertheilte Se. Majestät der König Audienz den Admiralen und Capitänen der hier stationirten Kriegsschiffe; der Empfang war ein sehr gnädiger, ich hatte die Ehre, die mir unterstehenden Commandanten vorzustellen und ward mit einem Händedruck entlassen.

Der König trug die Uniform eines Obersten der Nationalgarde und das Band des Erlöserordens. Gleich nachdem die Flottenofficiere abgefertigt waren, fuhr Se. Majestät an's Land, ward unter einer auf der Echelle Tinan errichteten Triumphhalle vom Maire vom Pyräus mit einer Anrede bewillkommt, die mit einem einfachen „Ich danke“ in griechischer Sprache erwidert

wurde, und nahm den Weg nach Athen mitten unter einer dichten Volksmasse, die zu beiden Seiten aufgestellt war, und ihren neuen Herrscher mit lebhaften Zitorufen begrüsste. Der Weg war weniger staubig als in der Regel, man hatte des Morgens reichlich aufgespritzt. Der Strasse entlang war Nationalgarde als Spalier aufgestellt, Pyräus und Athen mit Flaggen und Reisig festlich geschmückt. Der Empfang in Athen war gleichfalls ein enthusiastischer; in einer Triumphhalle vor der Stadt empfing Se. Majestät den Gemeinderath mit dem Maire an der Spitze und fuhr dann zur Kathedrale, wo ein feierliches Tedeum abgesungen wurde. Athen hatte gestern in jeder Beziehung ein festliches Aussehen, die sonst häufig öden Strassen wimmelten von Menschen, Dank den massenhaften Zuzügen aus den Provinzen, und die ganze Bevölkerung hatte für die Decorirung der Häuser das Möglichste aufgeboten, auch waren die Freudendemonstrationen sehr laute, so oft sich der König in den Strassen zeigte, was im Laufe des Nachmittags zweimal zu Wagen geschah. Abends Illumination der Stadt, die heute und morgen wiederholt werden soll; ein für gestern beim Jupitertempel angesagtes Feuerwerk wurde auf heute verschoben.

Heute um Mittag wird der König in der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung leisten, das hierüber erlassene Decret hatte ich die Ehre, Eurer kaiserlichen Hoheit mit meinem letzten ehrfurchtsvollsten Berichte zu unterbreiten.

Was bei den gestrigen Feierlichkeiten Jedermann überraschte, war, dass Freudenschüsse, die beliebteste Demonstration der Griechen, gänzlich unterblieben. — Diese Schüsse wurden in der Regel mit scharfgeladenen Gewehren abgefeuert, daher nach jedem Feste einige unschuldige Opfer derselben zu beklagen waren. So kosteten die Freudenbezeugungen wegen der Annexion der jonischen Inseln fünf Menschenleben, was endlich die Regierung bewog, diese barbarische Sitte in einer Proclamation an die Bevölkerung auf das Schärfste zu geisseln. Der Erfolg dieser späten Massregel war gestern ein vollständiger, was Niemand erwartet hatte.

Der König ist vom Grafen Sponneck und von drei jungen

Officieren begleitet, die Adjutantendienste versehen und bereits bei den griechischen Officieren Neid und Eifersucht erweckten. Ueberhaupt ist Alles in Aufregung und Erwartung der Ernennungen, die nun bald erfolgen müssen, die aber eben wegen der zahllosen Candidaten für jede einzelne Stelle viele getäuschte Hoffnungen zurücklassen dürften. Die Intriguen dürften daher in Bälde und im erhöhten Masse von Neuem beginnen, einstweilen erzählt man die infamirendsten Anekdoten über alle Würdenträger und Candidaten für Aemter. So zirkulirt unter Anderm in Athen mit Bestimmtheit das Gerücht, dass der Ministerpräsident Rufos bei dem vor wenigen Wochen mit einem Hôtelbesitzer für Besorgung der königlichen Tafel während der Herreise abgeschlossenen Contracte den Staatsschatz um 6000 Francs beschwindelt habe. Aehnliche Anekdoten werden über alle Welt erzählt und erweisen sich nie als ganz erdichtet, daher eine Riesenaufgabe für Grafen Sponneck, den König mit ehrlichen Männern zu umgeben, in einem Lande, das unter der sogenannten besseren Classe nur sehr wenig solche aufzuweisen hat.

Das königliche Palais ist noch nicht möblirt, dass heist enthält nur die von König Otto zurückgelassenen Möbel, über deren Veräusserung noch kein Arrangement getroffen wurde. In demselben wohnt auch noch der frühere Palastinspector, der bereits wiederholt gegen die Benützung der Möbel Verwahrung eingelegt haben soll und die Ausfolgung eines Inventars der zurückgebliebenen Effecten verweigert. Auch machte es gestern bei den Fremden einen unangenehmen Eindruck, die Dienerschaft König Georg's in den zurückgebliebenen alten Livréen zu sehen.

Ob die fremden Kriegsschiffe nun anders disponirt werden, hierüber ist noch nichts bekannt, doch scheint Viceadmiral Smart vorläufig mit einem bedeutenden Theile seines Geschwaders hier zu bleiben. Linienschiff „Queen“ ging heute nach England ab, es ist bereits vier Jahre ausgerüstet.

XXXIX.

Pyräus, am 14. November 1863.

Gnädigster Herr!

Die verflossene Woche verlief ruhig in Athen, wie es denn überhaupt scheint, dass die früher zügellosen Parteien mit offenen Intriguen und gewaltsamen Umtrieben durch einige Zeit zurückhalten werden. Angeblich auf Wunsch des Königs wurden auch die Detachements, die seit Juli die Bank bewachten, gestern eingezogen, desgleichen rückte unsere Abtheilung Marineinfanterie, die seit Ankunft der Fregatte „Novara“ im Legationspalais garnisonirte, vor wenigen Tagen wieder am Bord ein.

Ein Theil der englischen Escadre, nämlich Viceadmiral Smart mit „Marlborough“, „S. George“ und „Trafalgar“ wird im Laufe der kommenden Woche nach Malta abgehen und Contreadmiral Yelverton mit „Revenge“, „Meeance“ und einigen kleineren Schiffen hier in Station verbleiben.

Reformen und Massnahmen überhaupt, um geordnete Zustände wieder einzuführen, wurden von der neuen Regierung noch nicht getroffen; das kaum gebildete Ministerium Bulgaris scheint — wie vorausgesehen wurde — sich keines langen Lebens erfreuen zu sollen; es verlautet bereits, dass einige Mitglieder desselben ihre Entlassung zu nehmen beabsichtigen. Uebrigens ist ihm die Majorität der Stimmen in der Nationalversammlung nicht gesichert, wie denn überhaupt hier zu Lande die Anhänger einer Partei sich schnell und leicht entschliessen, zu den Gegnern überzugehen, sobald sie gewahr werden, dass die ihnen in Aussicht gestellten Aemter und Stellen länger auf sich warten lassen, als es ihre wenige Geduld verträgt. Da nicht politische Grundsätze, sondern nur egoistische Interessen die verschiedenen Parteien zusammenstellen, so ist es die erste Aufgabe Jener, die zu Macht gelangen, zahllose Versetzungen und Ernennungen vorzunehmen, um sich ihren Anhang möglichst zu sichern. Auf dies beschränkt sich gegenwärtig die Thätigkeit Bulgaris', der übrigens auch ausser der Kammer, grossentheils wegen der Wahl seiner

meist schlecht beleumundeten Collegen, nicht viele Sympathien besitzt.

Contreadmiral d'Herbinghem mit Linienschiff „Algeziras", der den König hierher begleitete, liegt noch hier; über sein Abgehen verlautet vorläufig nichts. Dieses Linienschiff hat, wie alle französischen Schiffe gleicher Gattung, eine Schraubenbarkasse. Maschine und Kessel werden in selbe in kürzester Zeit eingesetzt, auch sehr schnell Dampf gemacht, so dass diese Boote unter Umständen die wichtigsten Dienste zu leisten vermögen. Die Engländer wurden auf diese neue Einführung erst durch die Landung der französischen Truppen in Mexiko aufmerksam, die nur Dank den Dampfbarkassen der Franzosen bei dem hohen Seegange und täglich steifen Winde auf der Rhede von S. Cruz mit grosser Raschheit ausgeschifft werden konnten. In England werden gegenwärtig über die zweckmässigste Installirung solcher Barkassen Versuche vorgenommen, der Beschluss ist aber bereits gefasst, alle grösseren Schiffe mit solchen zu betheiligen.

XL.

Bai von Salamis, am 28. November 1863.

Gnädigster Herr!

Die in den letzten Tagen bekannt gewordenen Details über die Bestimmungen des Londoner Vertrages vom 14. October, durch welchen die jonischen Inseln neutral erklärt und die Demolirung der Festungswerke stipulirt wird, haben hier nicht verfehlt, eine grosse Aufregung hervorzurufen, und die von den Engländern im Allgemeinen früher genossene Popularität plötzlich auf Null sinken zu machen. Dass es bei diesem Anlasse gleichfalls an Invectiven gegen Oesterreich nicht fehlt, ist selbstverständlich; das Volk ist der Ansicht, dass die kaiserliche Regierung an den allgemein auf das Unangenehmste überraschenden Bedingungen Schuld trage. Diese letzteren sind auch keineswegs geeignet, die bereits in der Abnahme begriffenen Sympathien für König Georg neu zu beleben.

Das von der Mehrzahl der Bevölkerung erwartete Wunder, es werde das blosse Erscheinen des Königs genügen, um das seit einem Jahre hier herrschende Chaos urplötzlich durch geregelte Zustände zu ersetzen, geschah nicht, und man fängt nun an zu meinen, dass Graf Sponneck wenig dazu beitrug, um die vom Volke in dieser Richtung genährten Hoffnungen zu verwirklichen.

Griechenland braucht jetzt in höherem Grade als je energische, kräftige Leitung und eiserne Strenge; im Interesse des Landes hätten daher gewisse absurde, jede Entfaltung von Macht vereitelnde Bestimmungen, wie das kurz vor Ankunft des Königs erlassene Decret, mit dem das Recht der Initiative ausschliesslich der Nationalversammlung vindicirt wird, zurückgewiesen, überhaupt die Möglichkeit hergestellt werden sollen, die Zügel der Regierung nicht blos dem Buchstaben nach, sondern auch in Wirklichkeit zu ergreifen, bevor der König griechischen Boden betrat. Statt dem versuchte man mit vertrauens- und demuthsvollen Worten die edleren Gefühle der Nation wachzurufen und hoffte hiedurch freudige, hingebende und aufopfernde Mitwirkung von allen Betheiligten an dem gemeinsamen Werke der Neuorganisirung zu erzielen. Dieser Versuch — der bei der gegenwärtig lebenden verkommenen Generation misslingen musste — liefert den Beweis, dass die angeblich von Lord Russel gemachte Aeusserung eine treffende war; der englische Minister des Aeussern soll nämlich seine Ansicht über Graf Sponneck dahin formulirt haben, dass dieser zwar ein sehr geistreicher, gewandter Mann sei, jedoch von den griechischen Zuständen nichts verstehe.

Der neuen Regierung steht es zwar allerdings für die Folge offen, die von den drei Schutzmächten in Aussicht gestellte kräftige Unterstützung in Anspruch zu nehmen, sobald die Anwendung von energischen Massregeln eine unausweichliche Nothwendigkeit geworden sein wird; der günstige wohlthuende Effect jedoch, mit dem neuen Regierungsantritte eine neue Aera zu inauguriren, ging unwiderruflich verloren. Verläufig blieben die Sachen beim Alten, von Seite der Regierung wurde bis zur Stunde nicht eine einzige tiefgreifende Massregel durchgeführt

und die Nationalversammlung fährt fort, mit läppischen, Personalinteressen zum Gegenstande habenden, oft allem Rechte Hohn sprechenden Verhandlungen ihre Zeit zu vergeuden. Wie wenig letztere übrigens gesonnen ist, den Wünschen des Königs Rechnung zu tragen, hiefür lieferte eine der letzten Sitzungen einen eclatanten Beweis. Das Decret vom 17. October, mit welchem die letzten Minister unter der gefallenen Dynastie ihrer politischen Rechte auf zehn Jahre verlustig erklärt wurden, ward nicht nur von der öffentlichen Meinung, sondern auch von Georg I. und vom Grafen Sponneck wiederholt missbilligt. Trotzdem erfuhr vor wenigen Tagen der Abgeordnete Saripulos, der den Antrag stellte, dasselbe zu widerrufen, den heftigsten Widerstand und wurde durch Schmähungen gezwungen, die Tribüne zu verlassen. Der Antrag fiel auf das Schmählichste durch.

XL.

Bai von Salamis, am 5. December 1863.

Gnädigster Herr!

Ich habe die Ehre, Eurer kaiserlichen Hoheit zu melden, dass Viceadmiral Smart mit den Linienschiffen „Marlborough“, „S. George“ und „Trafalgar“ Mittwoch den 2. nach Malta abging und Contreadmiralen Yelverton mit den Linienschiffen „Revenge“, „Meeance“ und „Gibraltar“ hier in Station liess. Unter den französischen Schiffen fand noch keine Veränderung statt, die beiden Admirale liegen noch im Pyräus; es scheint jedoch, dass Contreadmiral d'Herbinghem mit dem „Algeziras“ demnächst nach Frankreich einrücken wird.

Sr. Majestät Kanonenboote haben ihre Arbeiten und Reparaturen beendet, „Wall“ wird im Laufe der kommenden Woche die Kreuzung an der Küste des Peloponesus übernehmen, „Seehund“ in der nächstfolgenden eine Rundfahrt über die besuchtesten Häfen der Levante antreten.

Am Bord Sr. Majestät Fregatte „Schwarzenberg“ sind die ersten Installirungs- und Instandsetzungsarbeiten beendet und ich

beabsichtige im Laufe der kommenden Woche, einerseits um das Schiff zu erproben, andererseits um der Mannschaft Gelegenheit zu geben, ihren Dienst am Bord praktisch zu erlernen, in See zu gehen und einige der nächsten Häfen zu besuchen, in Anhoffnung, dass Eure kaiserliche Hoheit die höchste Gnade haben werden zu gestatten, dass Sr. Majestät Fregatte eine längere Rundreise unternehme, auf welcher die Abrichtung und Ausbildung der Equipage rasch und gründlich fortgesetzt werden würde.

Als Unterstützung meiner bereits wiederholt ehrfurchtsvollst gestellten Bitte um die Ermächtigung, die auf ein neu ausgerüstetes Schiff zweifelsohne nachtheilig einwirkende Station Pyräus von Zeit zu Zeit durch längere Kreuzungen unterbrechen zu dürfen, erlaube ich mir die höchste Aufmerksamkeit Eurer kaiserlichen Hoheit auf den Umstand zu lenken, dass die politische Sachlage gegenwärtig eine verschiedene von der vorjährigen ist, und dass, wenn in der königslosen Zeit die Ereignisse in der Hauptstadt die Entfaltung von materieller Macht von Seite aller Kriegsschiffe nothwendig machen konnten, diese Aufgabe jetzt, wo König Georg der kräftigsten Unterstützung von den Schutzmächten versichert ist, nur den Schiffen dieser drei Mächte zufallen kann. Es wäre daher nach meiner innersten Ueberzeugung vollkommen genügend, wenn die kaiserliche Flagge in diesen Gewässern gegenwärtig in der Regel nur durch Kanonenboote vertreten wäre, von denen eines kreuzen, ein anderes für alle Fälle bereit im Pyräus liegen würde.

Aus Athen verlautet nichts Günstiges, die Regierung hat an die Vornahme der erwarteten radicalen Reformen noch immer nicht Hand angelegt, im Gegentheil sich bereits wiederholt Beweise von Schwäche zu Schulden kommen lassen, die nichts Gutes in Aussicht stellen. Die Garnison von Nauplia weigerte sich, den neuernannten Platzcommandanten, der angeblich der Partei Otto's angehören soll, anzunehmen. Die Ernennung ward zwar noch nicht officiell widerrufen, dem Kriegsministerium fehlt jedoch der Muth, die erlassene Anordnung durchzuführen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich bei der Artillerie. Es heisst, dass der Kriegs-

minister seine Entlassung nehmen will und mit ihm auch der Finanzminister, beide sollen von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände überzeugt sein.

Auch die Provinz Attika ist wieder von Räuberbanden investirt und man ist darauf gefasst, in nächster Zeit von ihrem Treiben in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt zu hören.

Die allgemeine Consternation in Athen wegen der Details der Annexion der jonischen Inseln dauert fort bei allen Parteien ohne Unterschied und machte sich vor wenigen Tagen durch feindliche, gegen Oesterreich und England gerichtete Demonstrationen Luft.

XXXIV.

Pyräus, am 7. December 1863.

Gnädigster Herr!

Die letzte Woche war arm an politischen Ereignissen, in denen in Folge der Ankunft des Königs gewissermassen ein Stillstand eingetreten ist. Alles sieht mit gespannter Erwartung der nächsten Zukunft entgegen und den Aemtern und Stellen, die sie in ihrem Schoosse birgt; bis nun wurde nur wenig oder kein Wechsel von Persönlichkeiten vorgenommen, es bleibt daher den zahllosen Candidaten das Feld zum Hoffen frei.

Das Factum, dass die Gesandten der drei Schutzmächte die Weisung haben, bei der kleinsten in der Hauptstadt stattfindenden Unruhe mit den ihnen zu Gebote stehenden Seekräften auf das Energischste einzuschreiten, mag wesentlich an der Zurückhaltung Ursache sein, die in der jüngsten Zeit von den verschiedenen Parteichefs beobachtet wurde. Die bestimmte Aussicht auf eine in jedem Momente verfügbare fremde Occupation macht es auch der neuen Regierung möglich, mit einer gewissen Sicherheit aufzutreten und vorläufig versuchsweise die constitutionellen Formen auf das Strengste zu wahren, wohl wissend, dass im Falle des Misslingens eine thatkräftige Unterstützung jederzeit bei der Hand sei, bereit, um den neu aufgerichteten Thron vor jeder Erschütterung zu schützen.

Der König hat in den letzten Tagen den Expräsidenten der provisorischen Regierung Bulgaris, Führer der Ebene, der gegenwärtig zahlreichsten Partei, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt; dieser hatte Mühe, aus seinen Anhängern eine nur halbwegs acceptable Ministerliste zusammenzustellen. Die bis nun bekannt gewordenen Namen sind auch keineswegs als ein günstiges Resultat zu betrachten, denn unter diesen finden sich Diamandopulos und Petzalis, der erste ein berühmter Gauner, der letztere, wie allgemein behauptet wird, der Mörder seiner eigenen Mutter. Man glaubt auch, dass es Bulgaris unmöglich sein werde, sich zu halten, wo dann Graf Sponneck mit einem andern der Parteichefs den Versuch machen und sie voraussichtlich in kurzer Zeit alle ausnützen wird, da die durchgehends aus revolutionären Elementen gebildete, in kleine Fractionen gespaltene jetzt tagende Kammer wenig Chancen bietet, dem reformbedürftigen, durchwühlten Lande eine starke und tüchtige Regierung zu geben. Schlagen alle diese Versuche fehl, so steht eine Auflösung der Nationalversammlung und im Falle von Widersetzlichkeit eine Occupation von Seite der Schutzmächte bevor. Graf Sponneck hat auch, die Wahrscheinlichkeit dieser Eventualität voraussehend, an Vice-Admiral Smart, der die Absicht hatte, mit einem grossen Theile seiner Schiffe nach Malta zu gehen, die Bitte gestellt, mit seinem Geschwader vorläufig hier zu bleiben.

Graf Sponneck soll ein sehr gewandter, fähiger und energischer Mann sein; übrigens stehen ihm Mittel zu Gebote, über die die Regierung König Otto's nie zu verfügen hatte; ihm ist es daher ein Leichtes, Experimente zu machen, die sonst wohl unterbleiben müssten.

Am letzten Sonntage wurde zu Ehren des Königs am freien Platze um die Jupiter - Säulen ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt und die Akropolis mit Bengalfeuer beleuchtet. Tags zuvor war grosses Diner bei Hofe, zu welchem die hervorragendsten unter den griechischen Würdenträgern und die Gesandten und Admirale der drei Schutzmächte gezogen wurden.

Der kaiserliche Gesandte Baron Testa nahm im Laufe der verflossenen Woche eine Privataudienz beim Könige, setzte dem erhaltenen Auftrage gemäss die Rücksichten auseinander, die einer formellen Anerkennung vorläufig hinderlich entgegentreten und drückte die Hoffnung aus, dass er trotzdem eine wohlwollende Aufnahme zu finden hoffe. Der König antwortete ihm: „Dessen können Sie sicher sein, der Kaiser war so freundlich, mich bei meiner Ankunft von den Schiffen salutiren zu lassen“, und erwähnte ferners, dass es ihm sehr unangenehm sei, die Frage des Palais zu keinem günstigen Abschlusse gebracht zu sehen. Es ist nämlich bis zur Stunde weder wegen des Palais noch wegen der in diesem zurückgebliebenen Möbel ein Uebereinkommen angebahnt.

Der König macht bei der Bevölkerung einen sehr günstigen Eindruck; auch verfehlten einige von ihm getroffene Massnahmen nicht, den allgemeinen Beifall hervorzurufen. So wurde in der Kathedrale der Thron entfernt, da vor Gott Alle gleich seien; ferners die Weisung gegeben, vor dem Könige die Fahnen nicht mehr zu senken, da die Fahnenstöcke hier zu Lande an ihrer Spitze das griechische Kreuz tragen. Auch sprach der König den Wunsch aus, dass die Griechen fortan in den Kirchen entblössten Hauptes und ohne Waffen zu erscheinen hätten. König Georg I. führt einfach den Titel: „König der Hellenen“, der Beisatz: „von Gottes Gnaden“ unterbleibt auf seinen Wunsch.

Ein gewisser Sutzo, fanariotischer, in Athen ansässiger Fürst, ward zum Hofmarschall ernannt; er hatte bereits unter König Otto dieselbe Würde einmal bekleidet. Dass die Wahl auf keinen autochtonen Griechen gefallen, wird vielseitig missbilligt.

Der Pyräus ist mit Schiffen überfüllter als je; Sr. Majestät Schiffe „Friedrich“, „Dandolo“ und „Wall“ liegen gegenwärtig in diesem kleinen Hafen.

Da für die Zukunft, Dank des von den Schutzmächten ausgesprochenen Willens, König Georg auf seinem Throne zu erhalten und jeder kleinen Ruhestörung auf das Energischeste entgegenzutreten, keinerlei Ruhestörungen entgegengesehen werden kann,

dürfte die Anwesenheit der Fregatte „Schwarzenberg“ für die nächsten Monate noch entbehrlich werden; ich erlaube mir daher an Eure kaiserliche Hoheit die gehorsamste Bitte zu richten, der Fregatte „Schwarzenberg“ jenen Theil der ursprünglichen Mission der Corvette „Dandolo“ zu übertragen, der in letzter Zeit ausgeschieden werden musste. Dies würde die Möglichkeit bieten, die neu ausgerüstete Fregatte „Schwarzenberg“ schneller in allen Details in Ordnung zu bringen, als es in diesem mit Kriegsschiffen überfüllten Hafen, in Gegenwart von vier Admiralen, würde gelingen können.

XLVIII.

Suda-Bai, am 18. December 1863.

Gnädigster Herr!

In Gemässheit der mir durch die höchste Gnade Eurer kaiserlichen Hoheit vom k. k. Marinecommando ertheilten Instructionen ging ich mit Sr. Majestät Fregatte „Schwarzenberg“ am 15. l. M. von der Bucht von Salamis in See und ankerte nach einer dreitätigen, von flauen Brisen begleiteten Fahrt heute Nachmittags in der Suda-Bai.

Ich werde hier nur einen kurzen Aufenthalt nehmen, meine Kreuzung nach Alexandrien fortsetzen und über die Küsten von Syrien, Karamanien, Anatolien, Macedonien und Thessalien nach den griechischen Gewässern zurückkehren.

Den erhaltenen Instructionen entsprechend, liess ich Sr. Majestät Kanonenboot „Seehund“ als Stationsschiff im Pyräus zurück und entsendete „Wall“ und „Kerka“ auf Kreuzung, ersteren an der Küste des Peloponesus, letztere in die Gewässer des türkischen Archipels.

Der Hafen von Pyräus hat sich in letzter Zeit von fremden Kriegsschiffen etwas geleert, das französische Linienschiff „Algeziras“ rückte nach Toulon ein, wie gleichfalls die preussischen und piemontesischen Stationäre einberufen wurden; erstere gingen

nach Malta ab, wo sich sämmtliche derzeit im Mittelmeer befindlichen preussischen Kriegsfahrzeuge sammeln und von dort en convoi die Heimfahrt antreten sollen; in der gegenwärtigen Jahreszeit ein beinahe gewagtes Unternehmen, da mindestens die beiden winzigen Kanonenboote wohl nur als zum Küstendienst tauglich bezeichnet werden können.

In den Gewässern der griechischen Hauptstadt bleiben somit an grösseren Schiffen drei englische Linienschiffe, eine französische und eine russische Fregatte.

In politischer Beziehung bot Athen während der letzten Zeit vor meiner Abfahrt keine erheblichen Facta. Die Stimmung im Allgemeinen war jedoch eine durchaus ungünstige. Nicht nur hielten die für Griechenland demüthigenden Bedingungen der Annexion der jonischen Inseln die Gemüther fortwährend in Aufregung, sondern die Thatlosigkeit der Minister selbst ist Gegenstand der Unzufriedenheit.

Das vom König berufene Ministerium Bulgaris fand bis jetzt noch keine Zeit, auf dem Felde der Reorganisation thätig zu sein, sondern ist der alten Gewohnheit treu, ausschliesslich damit beschäftigt, Aemter und Stellen an seine Freunde und Verwandten zu vergeben. Die Unpopularität des Ministerpräsidenten steigerte sich zu einem Grade, dass seine Entlassung bereits auf den Strassen Athens laut begehrt wurde, was natürlich Bulgaris nur umsomehr bewog, jeden einflussreichen Posten mit seinen Creaturen zu besetzen und den ihm günstigen Theil der Armee sich dadurch zu sichern, dass er ihren Ungehorsam und ihre Widerspänstigkeit im Allgemeinen und sogar dem König gegenüber in Schutz nimmt.

Auch Graf Sponneck verliert täglich mehr von der Zuneigung der Bevölkerung; übrigens sind er und König Georg selbst zu aufrichtig und mittheilsam und geben ihren, den Griechen keineswegs günstigen Ansichten zu häufig, zu offen und zu frei Ausdruck, als dass man eine dauernde Eintracht zwischen König und Volk mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen könnte.

Ich werde mit Seiner Majestät Fregatte „Schwarzenberg“ noch 10—12 Tage hier bleiben müssen, um Kalfaterung und einige sonst nothwendig gewordene Arbeiten auszuführen, und dann nach der Küste von Syrien abgehen, die mir in dieser Jahreszeit voraussichtlich reichliche Gelegenheit bieten wird, die Eigenschaften der Fregatte in See des Weitern zu erproben.

C. Berichte über die Sendung nach Mexico.

I.

Washington, 4. August 1867.

.....Meinen kurzen Aufenthalt in London habe ich dazu benützt, mir von einigen Bekannten Empfehlungsschreiben zu verschaffen für Persönlichkeiten, die mit Mitgliedern der Juarez-schen Regierung befreundet sind. Kurz vor meiner Abreise von London liess mich der Prinz von Wales rufen, um mir seine wärmste Theilnahme über die letzten traurigen Ereignisse in Mexiko und für den glücklichen Erfolg meiner Mission auszusprechen.

In Halifax, wo das Dampfboot für einige Stunden anlegte, fand ich auf Grund eines in New-Yorker Blättern enthaltenen Telegrammes die Nachricht verbreitet und geglaubt, dass die mexikanische Regierung den Leichnam weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko an die österreichischen Behörden bereits ausgeliefert habe; eine Nachricht, die nach in Boston, New-York und hier angestellten Nachforschungen als ein jeder Begründung entbehrendes Gerücht sich herausstellte. Ich fand vielmehr beim hiesigen Gesandten ein Telegramm vom Schiffscapitän Gröller, einfach dahin lautend, dass bis 24. Juli die Auslieferung des Leichnams des Kaisers verweigert wurde. Dieses Telegramm wurde am 31. Juli in New-Orleans aufgegeben und enthält über diese Angelegenheit keine weiteren Details.

Washington fand ich leer; die kurze ausserordentliche Session des Congresses wurde vor vierzehn Tagen geschlossen und daher alle Deputirten, der grösste Theil des diplomatischen Corps, zu meinem Leidwesen auch der Staatssecretär Mr. Seward von hier abwesend sind. Ich glaubte daher von dem mir vom Minister des Auswärtigen, Baron Beust, mitgegebenen Schreiben keinen Gebrauch machen zu sollen und zwar um so weniger, als von vielen Seiten im Publicum Mr. Seward der Vorwurf gemacht wird, er habe die österreichischerseits angesuchte Vermittlung nicht mit erforderlicher Energie betrieben. Auch dürfte im gegenseitigen Falle das Misslingen des vom Commandanten des nordamerikanischen Stationsschiffes in Vera Cruz gemachten Versuchs kaum geeignet sein, Mr. Seward zu einem erneuerten und directen Einschreiten um Auslieferung des Leichnams zu veranlassen. Ich hielt es jedoch im Interesse der mir übertragenen Mission, mich mit einem Privatbriefe an den gegenwärtig in Auburn weilenden Mr. Seward zu wenden und in diesem darauf hinzudeuten, dass mir eine Empfehlung an den in Mexiko aufgestellten nordamerikanischen Geschäftsträger, Mr. Otterbourg, sehr erwünscht wäre.

Sonst fand ich schon auf der Reise sowohl unter den beinahe ausschliesslich Nordamerika angehörigen Passagieren, wie hier zu Lande in allen den von mir besuchten Städten, wie nicht minder in den angesehensten öffentlichen Blättern die entschiedenste Missbilligung der Gewaltacte der mexikanischen Regierung sowie eine warme Theilnahme für das unglückliche Schicksal des Kaisers, dessen Standhaftigkeit und Heldenmuth selbst dem hiesigen Publicum allgemeine Bewunderung abnöthigte.

Romero vermied ich aufzusuchen, nachdem derselbe beim hiesigen diplomatischen Corps und wie mir der kaiserliche Gesandte, Graf Wydenbruck, mittheilt, wenig Achtung geniesst, sein Ansehen überhaupt aber seit den letzten Ereignissen eine bedeutende Einbusse erlitt.

Personen jedoch, die mit den mexikanischen Verhältnissen vertraut sind, wie General Grant und Andere, glauben mir

für den Erfolg meiner Mission ein günstiges Prognostikon stellen zu können.

Sonst war hier die Ausbeute an Nachrichten aus Mexiko eine sehr karge. Vom Geschäftsträger Delago liefen schon seit Langem keine Mittheilungen ein; der französische Geschäftsträger, Dano, spricht in seinem letzten Briefe die Erwartung aus, dass keine energischen Schritte zu seinen Gunsten gemacht würden, die nur nachtheilige Folgen für die Sicherheit seiner Person haben könnten; er müsste sich zwar gegenwärtig noch immer als Gefangener betrachten, glaube aber, dass nach Verlauf einiger Zeit seiner Abreise keine Hindernisse in den Weg gelegt werden würden.

Was die Rücktransportirung der in Mexiko zurückgebliebenen österreichischen Staatsangehörigen anbelangt, so theilt Schiffscapitän Gröller in dem bereits erwähnten Telegramme an den hiesigen Gesandten mit, dass er mit 600 Oesterreichern circa am 5. d. M. von Sacrificios nach New-Orleans abgehen werde und dort Anstalten für deren Weitertransportirung anzutreffen hoffe. Vorkehrungen in dieser Richtung wurden auch bereits vom Grafen Wydenbruck eingeleitet und zwar für die Verpflegung in New-Orleans, für die Reise auf den gewöhnlichen Packetbooten nach New-York, für die Verpflegung daselbst und für den Transport nach Bremen auf den Dampfern des norddeutschen Lloyd, und zwar zu so günstigen Bedingungen, dass dieser Route, die auch die Schnelligkeit für sich hat, im Interesse der Wohlfeilheit der Vorzug gegeben werden muss vor einer directen Transportirung von Vera Cruz auf speciell gecharterten Schiffen. Da diese direct von Washington aus getroffenen Einleitungen dem österreichischen Generalconsul in New-York gänzlich unbekannt waren, ich mithin vermuthen musste, es sei in dieser Angelegenheit noch nichts Positives beschlossen, veranlasste ich Herrn Loosey mich hieher zu begleiten, um den Modus der Rücktransportirung der Oesterreicher in endgiltiger Weise festzusetzen. Die mir von Graf Wydenbruck gemachten Eröffnungen liessen jedes Einschreiten als überflüssig erscheinen, seine Einleitungen bieten übrigens den Vortheil, dass auf unbestimmte Zeit hinaus kleineren Partien,

selbst einzelnen rückwandernden Oesterreichern dieselben Preisbegünstigungen zu Gute kommen werden, nach welchen sich der Transport dieser Leute von New-Orleans bis Prag auf die sehr geringe Summe von 55 Dollar Gold beziffern würde. Die ganze Sache ist mithin auf die bestmöglichste Art geordnet, vorausgesetzt, dass die vom Grafen Wydenbruck als für die einzelnen Offerenten bereits bindend bezeichneten Stipulationen sich in der Praxis auch bewahrheiten.

Es sollen in Mexiko im Ganzen circa 1000 Oesterreicher sein, zum Theile jedoch auf grosse Entfernungen zerstreut, die nur nach und nach in den Küstenplätzen zur Einschiffung bereit sein können.

Ich werde übrigens in New-Orleans Gelegenheit haben, mich in dieser Angelegenheit besser zu orientiren und treugehorsamsten Bericht zu erstatten.

II.

New-Orleans, 19. August 1867.

Im Verfolge meines allerunterthänigsten Berichtes ddo. Washington, 4. August, melde ich gehorsamst, dass ich am 13. l. M. Abends hier eintraf. Sr. Majestät Dampfer „Elisabeth“ mit einem Transporte von 280 Mann hatte bereits am 8. d. M. circa 80 Meilen stromab von hier bei der Quarantaineanstalt geankert und war ihr die Erlaubniss, frei mit dem Lande zu verkehren, verweigert worden, weil ein in's Lazareth ausgeschiffter Mann des Transportes einem gelben Fieberfalle erlegen war. „Elisabeth“ ankerte in New-Orleans am 16. August, nimmt einige kleine Reparaturen an der Maschine vor und schifft nun Kohlen und Proviant ein, so dass ich erst am 21. die Fahrt nach Vera Cruz antreten kann.

Aus Mexiko sind hier keine neueren Nachrichten, als welche die „Elisabeth“ mitbrachte..... In Mexiko selbst walten noch immer Zweifel darüber ob, dass die Juarez'sche Regierung die Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko ausliefern

werde. Die Leiche selbst — dies ist positiv — liegt einbalsamirt in Queretaro in einem doppelten Sarge verschlossen, daher zur Transportirung vollkommen bereit.

Unter den Passagieren der „Elisabeth“ befindet sich der gewesene Kammerdiener weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko, Grill, und allerhöchstdessen Koch Töres. Die Angaben Beider über die letzten Ereignisse Sr. Majestät des Kaisers Max hat Linienschiffscapitän Gröller aufnehmen lassen; ich halte mich verpflichtet, eine wortgetreue Abschrift des Protokolls in der Anlage gehorsamst zu unterbreiten. Ich weise übrigens die Obgenannten an, mit dem nächsten Dampfer nach Europa abzugehen und sich in Wien in der Militärkanzlei zu melden, wo sie in der Lage sein werden, weitere mündliche Details zu liefern und sich erhaltener Aufträge zu entledigen.

Gleichwohl der kaiserliche Geschäftsträger in Mexico, Baron Lago, bereits seine Rückreise nach Europa angetreten hat und dieser gewiss am Besten befähigt ist, über die letzten Ereignisse in Mexiko umfassend zu berichten, glaube ich dennoch das Wichtigere von den mündlichen Mittheilungen des Schiffscapitäns Gröller hier wiederholen zu sollen.

Pater Fischer war Ende Juli krank im Gefängnisse und schwebte nach allgemeiner Meinung in grosser Gefahr, hingerichtet zu werden. Ein gleiches Loos erwartete nebst anderen mexikanischen Generälen auch Fürst Salm-Salm, der nach hiesigen Zeitungsnachrichten bereits zum Tode verurtheilt wurde.

Der königlich preussische Geschäftsträger von Magnus soll — einem allgemein in Vera Cruz verbreiteten Gerüchte zufolge — dem Wahnsinne verfallen sein; er war am 14. Juni nach seiner erfolglosen Verwendung zu Gunsten weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko von Queretaro nach S. Louispotosi gereist und soll diesen Ort noch nicht verlassen haben.

Der Abreise der übrigen in Mexiko noch weilenden Mitglieder des diplomatischen Corps sollen keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden. Der französische Gesandte Dano hat zwei Kriegsschiffe zu seiner Verfügung in Vera Cruz.

Von den Effecten des Kaisers sind circa 100 Kisten am Bord der „Elisabeth“, einige Kisten in Verwahrung bei Herrn Davidson in Mexiko; Vieles soll jedoch beim Einrücken der Juarez'schen Armee in der Hauptstadt abhanden gekommen sein.

Was mit den von Sr. Majestät der Fürstin Salm-Salm übergebenen zwei Wechseln zu je 100.000 Dollars geschehen sei, ist unbekannt, auch glaubt Kammerdiener Grill, dass bedeutende Summen, sowohl in Werthpapieren als Wechseln in den Händen des Pater Fischer sich befinden, die unbedingt Eigenthum weiland Sr. Majestät sind.

Der gewesene k. k. Schiffslieutenant Schaffer, Schiffscapitän in kaiserlich mexikanischen Diensten, war nach den letzten Nachrichten von Mexiko in Gewahrsam daselbst. Er hatte in letzter Zeit das Haus des Kaisers geleitet und erhaltenen Aufträgen zufolge zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse mehrere Gegenstände des kaiserlichen Haushaltes verwerthet, wofür er nun verantwortlich gemacht wird. Ende Juli war jedoch auf seine baldige Freilassung Aussicht vorhanden.

Die Rücktransportirung der von der aufgelösten Legion in Mexiko zurückgebliebenen Oesterreicher ist im vollen Zuge und ging Ende Juli von Vera Cruz mit dem französischen Handelsschiffe „Nouveau Mexique“ ein Transport von 262 Mann unter Führung des mexikanischen Majors Berkorckka nach Bordeaux ab, von der „Elisabeth“ hierher überführte Mannschaft wurden 240 Mann am 17. August per Dampfer „Monterey“ nach New-York instradirt, die von dort den Weg über Bremen nehmen werden.

In Vera Cruz waren ferner Einleitungen getroffen für die Abschickung von circa 400 Mann nach St. Nazaire. In Mexiko zerstreut würden dann nach den von Schiffscapitän Gröller eingeholten Erkundigungen noch circa 120 Mann zurückbleiben, für deren Heimbeförderung ein in Mexiko von Herrn Lago aufgestelltes Comité Sorge tragen wird.

Ich werde das Nöthige veranlassen, auf dass dieselbe Be-

günstigung den wenigen in Mexiko zurückgebliebenen Belgiern zu Theil werde. Circa 100 Oesterreicher sollen sich bleibend im Lande Mexiko niedergelassen haben.

III.

Vera Cruz, am 26. August 1867.

Ich melde gehorsamst, dass ich mit Sr. Majestät Dampfer „Elisabeth“ am 22. um 8 Uhr Morgens von New-Orleans abging und heute um $11^1/_2$ Uhr auf der Rhede von Sacrificios eintraf. Die Voranstalten zur Weiterreise sind bereits getroffen und werde ich morgen um 2 Uhr Nachmittags nach der Hauptstadt abgehen. Die Strecken Vera Cruz — Paso del Macho und Puebla — Mexiko werden per Eisenbahn zurückgelegt, die Mittelstrecke per Eilwagen; die ganze Reise dürfte vier Tage in Anspruch nehmen.

Auch von hier bin ich nicht in der Lage, Positives zu berichten über den voraussichtlichen Ausgang der mir übertragenen Mission. Während Einige behaupten, die Juarez'sche Regierung sei im Begriffe, die Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko an den preussischen Gesandten Herrn Magnus zu übergeben, halten Andere dafür, dass der Präsident Juarez — gegen dessen dictatorische Gelüste sich eine starke Partei zu bilden beginnt — sich unmöglich bewogen finden könne, die Wegtransportirung der irdischen Reste des gemordeten Kaisers zu gestatten und hiedurch Anlass zu geben zu Demonstrationen, die bei der im Lande herrschenden gährenden Stimmung leicht das Ansehen und selbst den Bestand der Regierung de facto gefährden könnten.

Die Zweifel hierüber werden sich wohl erst in Mexiko lösen, wo ich übrigens auf einen entgegenkommenden Empfang rechnen zu können glaube, da mir der Stadtcommandant von Vera Cruz — dem ich morgen einen Besuch machen werde — eine Escorte anbieten liess.

Nachrichten aus Queretaro über Mexiko zufolge soll die Einbalsamirung der Leiche sehr mangelhaft ausgeführt worden

sein und Theile des Körpers in Verwesung überzugehen anfangen. Auch soll die Leiche selbst, die nicht bewacht ist, vom Pöbel einige Unbilden erlitten haben.

Pater Fischer, Secretär Eloin und Schiffscapitän Schaffer sind noch in Haft in Mexiko. Den beiden ersten prophezeit man zum Mindesten eine Verbannung auf die wüste Insel Caballo im stillen Ocean, letzterer hat vorläufig noch wenig Aussicht, bald in Freiheit gesetzt zu werden.

General Sant' Anna ist auf der Insel S. Juan d'Ulloa in Gewahrsam; man meint, dass er sein Leben einer energischen diplomatischen Intervention der Regierung der Vereinsstaaten zu danken habe.

Der französische Gesandte Dano ist mit den beiden zu seiner Verfügung gewesenen Schiffen nach Frankreich abgegangen und liegt hier, nebst Dampfer „Elisabeth", nur die englische Propellercorvette „Niger" vor Anker.

Von den Gefangenen von Mexiko und Queretaro wurden in letzter Zeit die Generäle Castillo und O'Haran erschossen, die übrigen sollen pardonirt worden sein.

Was die Rücktransportirung der Oesterreicher anbelangt, so ging ein Transport von 455 Mann mit dem letzten französischen Packetschiffe nach S. Nazaire ab und schätzt man die Zahl der Exlegionäre, die noch im Lande zerstreut sind, auf circa 500, von denen jedoch ein Theil Belgien und verschiedenen deutschen Staaten angehört. Ich glaubte im Sinne des mir ertheilten Auftrages zu handeln, indem ich hier die Weisung gab, auch letzteren die Begünstigung einer kostenfreien Heimsendung angedeihen zu lassen.

IV.

Mexiko, 8. September 1867.

Ich erstatte die Meldung, dass ich am Abende des 31. August hier eintraf und gleich Tags darauf mich mit Persönlichkeiten in Verbindung setzte, die mir geeignet erschienen, um auf die Ausführung der mir übertragenen Aufgabe fördernd einzuwirken.

Ich hatte im Laufe der Woche zwei Unterredungen mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Lerdo de Tejada und wurde am 5. dem Präsidenten Don Benito Juarez vorgestellt; beiden trug ich den Zweck meiner Reise vor, beiden gegenüber trachtete ich all' die verschiedenen Gründe geltend zu machen, die dafür sprechen, dass die Gewährung des von mir im Namen der allerhöchsten kaiserlichen Familie gestellten Ansuchens ohne Zeitverlust erfolgt.

Positives Resultat erzielte ich jedoch bis zur Stunde keines; die mir gewordene Antwort lautet dahin, dass man der Ueberführung der Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian nach heimatlicher Erde nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg legen würde, sobald ich mich in der Lage befände, ein diesbezügliches, seitens der kaiserlichen Familie oder seitens der österreichischen Regierung an die mexikanische gerichtetes schriftliches Ansuchen hier zu übergeben. Ich hege jedoch das zuversichtliche Vertrauen, dass es gelingen werde, auch ohne diese Formalität — welche Bezeichnung selbst Don Lerdo de Tejada in der ersten Unterredung gebrauchte — die Auslieferung der Leiche zu erwirken, da einerseits die Mitglieder der mexikanischen Regierung mir gegenüber wiederholt versicherten, über die mir allerhöchsten Orts übertragene vertrauliche Mission nicht den leisesten Zweifel zu hegen, trotz des Abganges irgend welcher schriftlichen Vollmacht, um die Berechtigung, im Auftrage der kaiserlichen Familie zu unterhandeln, nachzuweisen, andererseits verschiedene, der liberalen Partei angehörige, angesehene und einflussreiche Persönlichkeiten, namentlich die von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Maximilian gewählten Vertheidiger Mariano Riva Palazio, Martinez de la Torre, Eulalio Ortega, der gegenwärtige Finanzminister Iglesia, der ehemalige Finanzminister und mexikanische Gesandte in London Don Payno, der General Porfirio Diaz, Stadtgouverneur Bass etc. etc., mir ihre Vermittlung in Aussicht stellten und einige von ihnen in der That auch mit regem Eifer sich für eine schleunige und günstige Erledigung der mir übertragenen Mission zu verwenden begannen.

Dass die von Lerdo de Tejada erhobenen Schwierigkeiten bis zur Stunde noch nicht überwunden, hieran ist zum grossen Theile der Umstand Ursache, dass die von der hiesigen Regierung in jüngster Zeit veröffentlichte Convocatoria, mit welcher die Wahlen für den neuen Präsidenten angeordnet, zugleich aber bedeutende Abänderungen in der Verfassung anempfohlen werden, beinahe die gesammte liberale Partei dem vorläufig noch allmächtigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten abwendig machte und sich daher gewissermassen hier Niemand findet, der mit Lerdo de Tejada die früheren freundschaftlichen Beziehungen noch fortsetzt. Es ist jedoch anzunehmen, dass der Minister des Auswärtigen dem Drucke der öffentlichen Meinung, die sich im Allgemeinen für eine baldige Auslieferung der kaiserlichen Leiche ausspricht, demnächst nachgeben werde. Die Journale beginnen bereits im angedeuteten Sinne zu plaidiren und erlaube ich mir als Beweis hievon die Uebersetzung eines Artikels aus einem hier vielgelesenen Blatte beizuschliessen. Was die im anruhenden Artikel citirte Behauptung des »Monitor Mexicano« betrifft, als seien Gegenstände des hiesigen Museums nach Miramar überführt worden, so werde ich, sobald es mir gelungen sein wird, die erforderlichen Documente zu sammeln, diese Behauptung durch die Tagespresse widerlegen lassen.

Die Unterhandlungen werden voraussichtlich zum Mindesten noch eine Woche in Anspruch nehmen; mittlerweile sind die irdischen Reste weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko in der Hauptstadt eingetroffen und wurden im Hospital de S. Andrés beigesetzt. Die kaiserliche Leiche wurde zugleich mit einem Geldtransporte aus S. Louis Potosi im Geheimen bis nach Cuantillan gebracht und von dort vor zwei Tagen unter starker Escorte des Nachts nach der Stadt überführt. Ich selbst hatte noch keine Gelegenheit die Leiche zu sehen, hoffe mir aber binnen einigen Tagen die Erlaubniss hiezu zu erwirken; die Leiche soll, wie mir versichert wird, gut erhalten sein.

Dr. Basch, der bekanntlich als Leibarzt weiland Se. Majestät den Kaiser nach Queretaro begleitet hatte, ist im Besitze einer

Kiste mit Effecten und kleinen Andenken, die der verblichene Kaiser seinen nächsten Angehörigen zugedacht hat. Ferners sind in einem Notizbuche des Dr. Basch einige letzte Verfügungen des Kaisers, zum Theile in Höchstdessen Handschrift, verzeichnet; ich habe Dr. Basch aufgefordert, mir eine versiegelte Abschrift jener Aufzeichnungen zu übergeben und dann das Notizbuch selbst im Beisein von Zeugen versiegeln zu lassen.

Die hinterlassenen Effecten des Kaisers, die sich hier noch zerstreut befinden, werde ich zu sammeln trachten und auf der Fregatte »Novara« einschiffen lassen.

Pater Fischer, der frühere Cabinetschef Eloin und der ehemalige k. k. Schiffslieutenant Schaffer wurden vor zwei Tagen zu vierjähriger Haft verurtheilt; es heisst, dass sie entweder nach Perote unweit Jalapa oder nach Tehuantepec oder gar nach dem ungesunden Yukatan abgeführt werden sollen. Die genannten drei Herren wurden keiner Untersuchung unterzogen und sind ihnen zur Stunde noch die Anklagen unbekannt, die gegen sie erhoben werden. Pater Fischer und Herr Eloin sind in dem alten Kloster de la Enseñanza in Gewahrsam, sie werden gut behandelt und ist es ihnen gestattet, sich in dem Innern des Gebäudes frei zu bewegen und Besuche zu empfangen. Herr Schaffer ist gegen eine Caution von 20.000 Pesos zur Stunde noch auf freiem Fuss.

Zu mehrjähriger Kerkerhaft wurden bereits früher alle jene Officiere der österreichischen Legion verurtheilt, die bei der Uebergabe Queretaro's in feindliche Hände geriethen. Ich erlaube mir eine Liste von diesen beizuschliessen.

Mir wurde von verschiedenen Seiten abgerathen, mich jetzt schon zu Gunsten der erwähnten Gefangenen zu verwenden, da dies auf meine Mission beeinträchtigend zurückwirken könnte. Ich werde aber jedenfalls, bevor ich Mexiko verlasse, das Mögliche versuchen, um ihr Schicksal zu erleichtern.

Uebrigens glaubt hier Niemand, dass die aufgezählten Gefangenen die ganze Dauer der über sie verhängten Haft auszustehen haben werden; man hält es vielmehr für wahrscheinlich,

dass vielleicht schon am 16. September, Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Mexiko's, eine umfassende Amnestie erlassen, oder dass die neue Präsidentenwahl, die voraussichtlich einen Wechsel in den Regierungsmännern nach sich ziehen wird, eine solche herbeiführen werde. Nach dem, was bis nun hier verlautet, hätte der General Porfirio Diaz, der sich bei der Capitulation Mexiko's sehr rücksichtsvoll gegen die österreichischen Legionäre verhielt, die meisten Aussichten auf den Präsidentenstuhl erhoben zu werden. Seine Wahl wäre zweifelsohne ein günstiges Omen für die noch in Gefangenschaft gehaltenen Oesterreicher.

Die Fürsorge für die Rücktransportirung der im Lande zurückgebliebenen Oesterreicher fand ich hier von Baron Lago einem Comité übergeben, bestehend aus den Herren Davidson, Goss und Mihalovich, die Alle, die darum ansuchen und sich gehörig ausweisen, mit den erforderlichen Mitteln zur Reise nach Vera Cruz versehen, von wo sie durch Vermittlung des Hauses Watermeyer weiterinstradirt werden. Ich gab auch hier die Weisung, die den Oesterreichern Allerhöchsten Orts bewilligten Begünstigungen auch auf jene Nichtösterreicher auszudehnen, die dem Kaiserreiche gedient hatten.

Vom Commandanten des Dampfers „Elisabeth“ erhielt ich am 2. September die Meldung, dass das gelbe Fieber an Bord ausgebrochen sei; dieser Krankheit erlag bereits am 3. ein Mann und schwebten an diesem Tage zwei Leute der Mannschaft in grosser Lebensgefahr. Die „Elisabeth“ zählte bis zum 3. September im Ganzen sieben Fälle gelben Fiebers. Dem Antrag des Commandanten, Schiffscapitän Gröller, ein nördlicheres Klima aufzusuchen, um der Verbreitung des gelben Fiebers an Bord möglichst rasch Einhalt zu thun, gab ich meine Zustimmung und ertheilte „Elisabeth“ die Ermächtigung nach New-York abzugehen, auf dem Wege jedoch Habana zu berühren und dem Commandanten der Fregatte „Novara“ die Weisung zu hinterlassen, nach Vera Cruz zu kommen und dort vorläufig zu stationiren.

Nach Angabe des Dr. Basch hat weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian in einem Allerhöchsten an Baron Lago ge-

richteten Handschreiben dem Wunsche Ausdruck gegeben, dass die Frau des Generals Miramon wo möglich auf einem kaiserlichen Kriegsschiffe nach Oesterreich überführt werde. Der Umstand, dass der Dampfer „Elisabeth“ die Rhede von Sacrificios verlassen musste, und die beschränkten Raumverhältnisse an Bord der „Novara“ werden es vorläufig wahrscheinlich unmöglich machen, diesem Allerhöchst ausgesprochenen Wunsche nachzukommen.

Ich glaube zum Schlusse noch melden zu sollen, dass ich sowohl in Vera Cruz als auf der Herreise in Orizaba und Puebla sowie auch hier auf das Entgegenkommendste empfangen ward. Der Auftrag hiezu erfolgte von Seite der hiesigen Regierung auf telegraphischem Wege auf die Nachricht, dass ich in Vera Cruz angekommen sei und nach der Hauptstadt abzugehen beabsichtige. Der von mir gemiethete Postwagen wurde stets von einer Escorte begleitet, was hier zu Lande sehr nothwendig, da Raubanfälle keinesfalls zu den Seltenheiten gehören.

(Beilage zu IV.)

Uebersetzung eines Artikels des Journals „La Orquesta“ ddo. Mexiko, 7. September 1867.

„Der Leichnam des Erzherzogs und die vertrauliche Mission des Admiral Tegetthoff.“

Sobald der Admiral Paris verliess, um sich seiner Mission, welche ihm von der kaiserlichen Familie von Oesterreich übertragen wurde, zu entledigen, wurden durch die Presse sowie mündlich die verschiedensten Versionen verbreitet. Die Einen sagten, dass man ein grosses Geschwader ausrüste und eine kriegerische und schreckliche Demonstration gegen Vera Cruz beabsichtige; Andere, dass die Vereinigten Staaten in der Angelegenheit interveniren würden; wieder Andere behaupteten, dass ganz Europa sich hiebei betheiligen werde. Wer vermag den Zungen und Federn zu gebieten? Die Schwätzer und Schriftsteller haben überall in der Welt denselben Typus, dieselbe Physiognomie; die verschiedenen Conjecturen, Vermuthungen und Journalartikel sind dem Admiral auf seiner ganzen Reise nachgesetzt und haben ihn, wie natürlich, auch bis hieher begleitet. Die Wahrheit hat sich endlich, wenn auch mit Mühe, Bahn gebrochen und damit fielen auch alle die unheilschwangeren Gerüchte zu Boden. Die Familie des Erzherzogs wünscht das zu erfüllen, was ihr Verwandter erwarten durfte. Es ist ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Verwandtschaft und Menschlichkeit, welches

nichts gemein hat mit der Politik noch mit den traurigen Thatsachen, mit denen in Mexiko das Kaiserreich endete. Und deshalb waren auch keine Rüstungen, keine diplomatischen Agenten, keine Vermittlung irgend einer befreundeten oder feindlichen Macht nothwendig. Man sandte eine nur mit einem privativen Charakter bekleidete Persönlichkeit hieher, welche in ihrem Vaterlande eine hohe Stellung einnimmt, deren Name durch die jüngsten Erfolge im adriatischen Meere in der ganzen civilisirten Welt bekannt ist und deren persönliche Eigenschaften sie auch der Hochachtung und Werthschätzung würdig machen. Wir glauben, dass man damit der mexikanischen Nation sowie den Ueberresten des Freundes und Verwandten fast aller europäischer Souveräne einen Beweis der Achtung geben wollte.

Nach der einfachen Betrachtung der Thatsachen scheint uns dies die Wahrheit und die natürlichste Erklärung der Mission des Herrn Admirals zu sein.

Der „Monitor" erwähnte in einem Artikel des Gerüchtes, dass die Regierung den Leichnam so lange nicht herausgeben wolle, bis nicht einige Gegenstände des Museums, welche sich in Miramar befinden, zurückgestellt sind. Wir sind von einer der Regierung angehörigen Persönlichkeit ermächtigt, ein solches Verfahren, welches der Nation unwürdig und ein Handel oder ein Geschäft wäre, für welches in keiner Sprache der Welt eine Bezeichnung gefunden werden könnte, bestimmt in Abrede zu stellen.

Wir wissen, dass der Admiral von den Herren Lerdo und Mejia gut empfangen wurde und auch dem Präsidenten vorgestellt werden soll. In der ersten Conferenz wurde ihm eröffnet, dass man ihm den Leichnam geben würde, und dass nur ein kurzer Aufschub wegen dem Modus der Uebergabe statthaben müsse; jedoch nicht entfernt hat man auf das angespielt, was der „Monitor" in seinem Artikel erzählt. Im Interesse der Nation und des guten Rufes der Regierung geben wir diese Aufklärungen und fügen noch bei, dass wir fest überzeugt sind, dass man auf die beste und möglichst ritterliche Weise die kleinen Formschwierigkeiten, welche noch bestehen können, beheben und sodann die Reste Maximilians dem Admiral übergeben werde, indem Mexiko damit den Beweis liefert, dass, wenn es auch im Interesse des öffentlichen Friedens strenge strafen konnte, es grossmüthig und ritterlich ist, wenn es sich um eine Mutter handelt, welche um die sterbliche Hülle eines Sohnes bittet. — Auch sind wir überzeugt, dass die Regierung durch eine solche Handlungsweise nur den Gefühlen der Nation Rechnung trägt.

V.

Mexiko, am 27. September 1867.

Mit meinem Berichte vom 8. September erstattete ich die treugehorsamste Meldung, dass der Präsident Don Benito Juarez und Minister Lerdo mir die positive Erklärung gaben, der Aus-

lieferung des Leichnams weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian kein Hinderniss in den Weg legen zu wollen, sobald ein schriftliches Ansuchen hierum seitens der österreichischen Regierung oder seitens der kaiserlichen Familie hier einträfe. Ich sprach in jenem treugehorsamsten Berichte die Hoffnung aus, es werde mir auch ohne Erfüllung dieser Formalität gelingen, die mir übertragene Mission zum gewünschten Abschluss zu bringen, bin jedoch heute trotz des verstrichenen langen Zeitraums noch immer nicht in der Lage, Positives zu berichten; ich kann auch heute nur sagen, dass ich alle Hoffnung auf einen günstigen Erfolg noch nicht aufgegeben habe, dass ich es aber immerhin für sehr möglich halte, Mexiko unverrichteter Dinge verlassen zu müssen.

Da die mexikanische Regierung gleich nach Abgang des letzten Couriers sich veranlasst gefunden hat, über den damaligen Stand der Verhandlungen in dem officiellen Diario, ein übrigens nicht völlig wahrheitsgetreu abgefasstes Memorandum einrücken zu lassen, glaube ich unter Anschluss einer Uebersetzung desselben auf die Details der ersten Besprechungen mit den mexikanischen Regierungsmännern zurückkommen zu müssen, bevor ich über den weiteren Verlauf meiner Mission berichte.

Die beiden ersten Unterredungen mit Minister Lerdo de Tejada fanden am 3. und 4. l. M. im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten statt. Bei der ersten Zusammenkunft gab ich Lerdo de Tejada den Zweck meiner Sendung kund, worauf er einige Fragen an mich richtete, angeblich um in der Lage zu sein, dem Präsidenten über den Gegenstand meiner Mission Aufschlüsse zu geben.

Bei der Unterredung am 4. gab mir Minister Lerdo als endgiltigen Beschluss die Bedingungen bekannt, unter welchen der Präsident die Ueberführung des Leichnams weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian nach Oesterreich gestatten wolle. Jedem Versuche meinerseits, Argumente geltend zu machen, trat Lerdo de Tejada mit dem Bemerken entgegen, dass er, als ein Organ des Präsidenten, nur den Auftrag habe, mir dessen Ent-

schlüsse bekannt zu geben, dass er übrigens bereit sei, mir diese schriftlich mitzutheilen. Letzteres Anerbieten glaubte ich ablehnen zu sollen.

Am 5. war ich beim Präsidenten selbst, brachte meine Bitte vor, ohne jedoch irgend ein Resultat zu erzielen, da Don Benito Juarez sich bei jeder Einwendung auf Lerdo berief und immer wiederholte, er habe bereits im Vereine mit Diesem alle Umstände in reifliche Erwägung gezogen.

Es musste mir nun angezeigt erscheinen, mich durch einige Tage jedes weiteren directen Schrittes zu enthalten und die Zeit dazu zu benützen, durch Verwendung einflussreicher Persönlichkeiten den Präsidenten und seinen Minister des Auswärtigen zu einer Modification der mir kundgegebenen Beschlüsse zu bewegen. Der Verlauf der von mir eingeleiteten Massnahmen schien den besten Erfolg in Aussicht zu stellen, als ich am 9. d. M. durch die bereits erwähnte, von der Regierung im Diario official veranlasste Veröffentlichung unangenehm überrascht wurde.

In späteren Unterredungen mit Minister Lerdo drückte ich ihm mein Befremden über jenen ungewöhnlichen Vorgang der Regierung aus, erhielt aber zur Antwort, dass diese glaubte, sich beeilen zu sollen, Europa gegenüber die volle Bereitwilligkeit auszusprechen, den Leichnam weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian nach heimatlicher Erde überführen zu lassen, sobald den Bedingungen Genüge geleistet werde, die sie zur Wahrung ihrer und des Landes Würde zu fordern sich bemüssigt sehe. Ich trachtete dem Minister Lerdo klar zu machen, dass die kaiserliche Familie durch die mir übertragene Mission auf das Vollste jenen Absichten entsprochen habe, die die mexikanische Regierung leiteten, als sie die von Baron Magnus, Baron Lago und Dr. Basch gestellten Ansuchen um Auslieferung des Leichnams abschlägig beschied; dass, wenn die Absichten der mexikanischen Regierung in Europa bekannt gewesen wären, die Mutter des unglücklichen Kaisers sich vielleicht hätte bewogen finden können, die von ihr gestellte Bedingung einzugehen, dass aber dies nimmermehr zu erwarten wäre nach einer Zurückweisung des von mir

als Beauftragten der kaiserlichen Familie gestellten Ansuchens; dass unter dieser Voraussetzung ich mich durchaus nicht veranlasst finden könne, weitere allerhöchste Weisungen abzuwarten, sondern mich vielmehr bewogen finden müsste, meine Rückreise anzutreten; dass daher die Frage der Auslieferung des Leichnams bis zum Eintreten günstigerer Verhältnisse aufgeschoben bleiben und seiner Zeit den Gegenstand diplomatischer Verhandlungen von Oesterreich befreundeten Mächten bilden würde. Ich wies auf den Mexiko sehr ungünstigen Eindruck hin, den die Trauerbotschaft aus Queretaro in ganz Europa hervorgerufen habe und machte Lerdo darauf aufmerksam, dass der mexikanischen Regierung durch Zurückweisung der von mir vorgebrachten Bitte die ihr gebotene Gelegenheit entgehen würde, die öffentliche Meinung dies- und jenseits des Oceans durch eine bereitwillige Erfüllung des sehnlichen Wunsches einer tiefbetrübten Mutter zu ihren Gunsten umzustimmen. Ich sagte Lerdo schliesslich, dass der Leichnam des Kaisers, so lange er hier in Mexiko bliebe, der Regierung eine Last sein müsse, da sie ihn im Geheimen hierher transportiren liess und nun sorgfältig bewachen lasse. Alle diese von mir vorgebrachten Argumente blieben jedoch vorläufig ohne Erfolg; Lerdo gab zu, dass meine letzte Bemerkung eine richtige sei, bemerkte jedoch, die mexikanische Regierung müsse, um sich gegen Vorwürfe seitens der öffentlichen Meinung sicher zu stellen, bei ihrem Ausspruche beharren und fügte bei, dass die Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung des Zweckes meiner Mission gleich ursprünglich entgegenstellten, nunmehr durch Veröffentlichung des Verlaufes der kaum begonnenen Verhandlungen um eine neue vermehrt wurden. Nach dem Eindrucke, den die Unterredungen mit Lerdo in mir zurückliessen und nach den abgegebenen Meinungen landeskundiger Persönlichkeiten zielt Lerdo's Absicht dahin, die Frage der Auslieferung des Leichnams als einen Anknüpfungspunkt diplomatischer Beziehungen mit europäischen Mächten benützen zu wollen, für welchen Zweck ein schriftliches Begehren seitens eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie ihm höchst erwünscht wäre, da ein solches immerhin

eine, wenn auch nur indirecte Anerkennung der neuen Regierung involviren würde und als Ausgangspunkt für einen neu anzubahnenden freundlichen Verkehr leicht ausgebeutet werden könnte. Die Absicht der hiesigen Regierung soll nämlich dahin gehen, alle die alten finanziellen Verpflichtungen Mexiko's gegen einige europäische Mächte vollständig zu ignoriren und neue Verträge abzuschliessen, in denen von den kolossalen Schulden dieses Landes Umgang genommen werden würde.

Trotz des sehr ungünstigen Stadiums, in welches die mir übertragenen Verhandlungen getreten waren, glaubte ich dennoch dieselben nicht als abgeschlossen betrachten zu sollen; ich sah es vielmehr als meine Pflicht an, unausgesetzt meine Thätigkeit dahin zu richten, Persönlichkeiten aufzufinden, die geneigt wären, den Männern an der Spitze der mexikanischen Regierung umständlich auseinander zu setzen, dass sie ihre Absicht — aus der Auslieferung des Leichnams politisches Capital zu machen — nie erfüllt sehen würden und daher in ihrem eigensten Interesse es gewiss das Beste sei, dem durch mich übermittelten Verlangen der kaiserlichen Familie ohne weitere Schwierigkeiten zu entsprechen.

Auch diese indirecten Verhandlungen haben bis zur Stunde noch kein positives Resultat gegeben; einige der Persönlichkeiten, die als Vermittler aufgetreten waren, haben ihre Thätigkeit bereits eingestellt, nachdem alle ihre Versuche an der bekannten Hartnäckigkeit Juarez's und Lerdo's scheiterten; andere sind sanguinischer in ihren Ansichten und setzen ihre Bemühungen noch fort.

Ich meinerseits kann nur melden, dass ich aller Hoffnung noch nicht entsagt habe, dass diese aber wohl auf ein sehr Geringes zusammengeschrumpft ist. Ich behalte mir vor, als letzten Versuch eine schriftliche Note an die hiesige Regierung zu richten und wenn auch dieser Schritt erfolglos, meine Rückreise anzutreten.

Da ich in die sehr unangenehme Lage versetzt bin, das Scheitern der mir übertragenen Mission in Aussicht nehmen zu müssen, erachte ich es hier noch für meine Pflicht, zur Recht-

fertigung meines Vorgehens in Washington gehorsamst zu erklären, dass ich auch heute noch der innersten Ueberzeugung bin, recht gehandelt zu haben, indem ich es unterliess, die Note des Reichskanzlers Baron Beust dem Minister Seward zukommen zu lassen. Damals leitete mich die in den Vereinsstaaten allgemein gehegte Ansicht, die Vermittlung der nordamerikanischen Regierung zu Gunsten des hochseligen Kaisers sei nur eine sehr laue gewesen und habe keinesfalls genützt, wenn nicht geradezu geschadet; diese Ansicht wurde mir auch hier allgemein bestätigt, sogar im vertraulichen Wege vom Ministerresidenten der Vereinsstaaten selbst. Eine energische Verwendung seitens des Herrn Seward im Interesse der mir übertragenen Mission war daher unter den obwaltenden Umständen kaum zu erwarten, eine nur pro forma dem hiesigen Vertreter ertheilte Weisung, auf die von mir gepflogenen Verhandlungen fördernd einzuwirken, hätte aber gewiss die Susceptibilität der mexikanischen Regierungsmänner verletzt, wie dies vor den unglücklichen Ereignissen in Queretaro der Fall gewesen zu sein scheint. Herr Ottenburg hat übrigens vor einigen Tagen seine Reise nach den Vereinsstaaten angetreten, ohne die Ankunft des neuernannten Geschäftsträgers, Herrn Plumb, abzuwarten; seine im freundschaftlichen Wege von mir angesuchte privative Verwendung bei der hiesigen Regierung war ohne Erfolg geblieben.

Wie ich in meinem letzten Berichte gehorsamst meldete, traf die Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian am 6. hier ein und wurde in der Capelle des Hospitales St. Andres beigesetzt. Mit Erlaubniss der hiesigen Regierung besuchte ich, vom Gouverneur Baz begleitet, mit den mir zugetheilten Herren und Dr. Basch die bezeichnete Capelle, die dem Publicum verschlossen ist und strenge bewacht wird. Es wurde hiezu von den Behörden eine späte Abendstunde festgesetzt, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Die Leiche lag vor dem Hauptaltare in einem hölzernen Sarge, welcher in einer mit Eisenreifen beschlagenen Kiste verwahrt war. Unter dem Deckel des inneren Sarges war eine Spiegelscheibe angebracht, die in Folge des Transportes

auf den sehr schlechten Wegen zerbrochen war. Die Glasstücke hatten das Gesicht, namentlich die Nase der Leiche etwas verletzt, auch war durch die Spalten in den Sargdeckeln Staub und Feuchtigkeit eingedrungen und die nachtheilige Einwirkung letzterer auf die Kleider sehr deutlich wahrzunehmen. Die Leiche war mit der mexikanischen Generalsuniform, einem einfachen blauen langen Rocke und Pantalons von gleicher Farbe bekleidet. Das Antlitz weiland Sr. Majestät ist zwar sehr entstellt, aber doch erkenntlich, und wird die Einbalsamirung im Allgemeinen von Dr. Basch als eine kunstgemäss ausgeführte bezeichnet, da von einem Uebergang in Fäulniss — wie dies gerüchtweise behauptet wurde — keine Spur zu bemerken war. Immerhin trat es aber klar zu Tage, dass im Interesse der Conservirung der Leiche bessere Vorkehrungen getroffen werden mussten, für welche ich dem Stadtgouverneur meine Dienste anbot. Er nahm sie mit Bereitwilligkeit an, Tags darauf wies jedoch die Regierung jede Einmischung meinerseits auf das Bestimmteste zurück, gab jedoch gleich Weisungen, auf dass neue Särge, der innere von Zinn, der äussere von Holz, angefertigt werden und beauftragte einige Aerzte, die Leiche zu untersuchen und alle jene Massnahmen zu treffen, die deren Conservirung fördern könnten. Wie ich aus guter Quelle erfahre, ist dies zum Theile auch bereits geschehen, die Leiche wurde getrocknet und mit einem schwarzen Civilanzuge aus der Garderobe des Kaisers bekleidet, da keine Uniformen mehr vorgefunden wurden. Minister Lerdo versicherte mich in der letzten mit ihm gehabten Unterredung speciell, dass für eine gute Erhaltung der Leiche jede mögliche Sorgfalt angewandt werden würde.

Vor einer Woche langte der preussische Gesandte, Baron Magnus, aus St. Louis Potosi hier an und trifft nun seine Vorbereitungen, um dem Auftrage seiner Regierung gemäss, demnächst das Land zu verlassen. Mit ihm geht das letzte Mitglied des diplomatischen Corps ab, welches bei Sr. Majestät dem Kaiser accreditirt war und bleibt hier nur der englische Secretär Mr. Middleton, der in den letzten Monaten des Kaiserreichs als Geschäftsträger

fungirte, zurück, um seiner Regierung in der Rolle eines Privatmannes über die hiesigen Zustände Bericht zu erstatten. Auch haben die Consuln insgesammt ihre amtlichen Functionen einstellen müssen und sind alle die fremden Unterthanen an den Schutz der mexikanischen Gesetze gewiesen.

Baron Magnus spricht, wie Alle, die Zeugen der tragischen Ereignisse in Queretaro waren, mit Bewunderung von der heldenmüthigen Ruhe, in der weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian seine letzten Tage verlebte und mit warmer Anerkennung über die eifrigen, leider fruchtlosen Bestrebungen der von Sr. Majestät gewählten Vertheidiger.

Die beiden, von hier aus nach Queretaro berufenen Advocaten Mariano Riva Palacio und Martinez de la Torre, haben soeben über ihre Thätigkeit einen Bericht der Oeffentlichkeit übergeben, von welchem ich im Anschlusse ein Exemplar vorlege. Die von den Verfassern für den Kaiser und für Ihre kaiserliche Hoheit, die Frau Erzherzogin Sophie bestimmten Exemplare, sind in ihrer Ausstattung noch nicht beendet.

Ich bin gegenwärtig mit Baron Magnus beschäftigt, jene Geldangelegenheiten zu ordnen, beziehungsweise deren Regelung anzubahnen, die aus der Zeit der Gefangenschaft des Kaisers herstammen. Ich werde seinerzeit dem Minister des kaiserlichen Hauses detaillirten Bericht erstatten und glaube für heute nur erwähnen zu sollen, dass die beiden genannten Advocaten keine Ersatzansprüche für Reiseauslagen und Mühewaltung erheben wollen, dass aber der Advocat Eulalio Ortega, der gleichfalls von hier aus berufen ward, wie der in Queretaro residirende Advocat Vasquez, die sich in minder günstigen pecuniären Verhältnissen befinden, ein Honorar von je circa 10.000 Pesos erwarten, was nach mexikanischen Begriffen nicht übertrieben sein soll.

Mariano Riva Palacio und Martinez de la Torre hegen dafür die Hoffnung, dass ihre Leistungen mit einem entsprechenden Geschenke allerhöchsten Orts anerkannt werden. Dies das Resultat von mehrseitigen Erkundigungen, die ich im vertraulichen Wege einzuholen mich verpflichtet glaubte.

Dampfer „Elisabeth“ ist auf seiner Fahrt nach New-York am 10. l. M. in Habana eingetroffen; Fregatte „Novara“ hat am 17. l. M. auf der Rhede von Sacrificios geankert. Letzteres Schiff überbrachte mir die telegraphische Weisung der hohen kaiserlichen Regierung, mich für den Fürsten Salm-Salm und die in Queretaro gefangen genommenen österreichischen Officiere zu verwenden. Wie ich in meinem letzten Berichte gehorsamst meldete, werde ich vor meinem Abgehen gewiss das Möglichste für die Freilassung und mindestens für die Erleichterung des Schicksals der Gefangenen thun, glaube jedoch kaum, dass ich viel werde erreichen können, wenn mich die Hartnäckigkeit des Ministers Lerdo zwingen sollte, unverrichteter Dinge von hier abzureisen. Der 16. September, der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, verstrich zwar ohne die erwartete Amnestie, man meint jedoch allgemein, dass der nahebevorstehende Zusammentritt des Congresses und ein möglicherweise eintretender Wechsel in den Regierungsmännern auf die Lage der Gefangenen gewiss einen günstigen Einfluss nehmen, vielleicht sogar deren Freilassung herbeiführen werde. Fürst Salm-Salm ist auf sieben Jahre verurtheilt, und sollte nach Perote abgeführt werden, was jedoch bis zu den letzten Nachrichten aus Queretaro noch nicht geschehen war. Schaffer und Eloin befinden sich heute noch in denselben Verhältnissen wie bei Abgang meines letzten Briefes. Dem Pater Fischer wurde in jüngster Zeit die Erlaubniss ertheilt, sich täglich während vier Stunden in der Stadt frei zu bewegen. Es scheint gegenwärtig nicht die Absicht vorhanden zu sein, die drei letztgenannten Gefangenen aus dem ihnen als Gefängniss angewiesenen Kloster de la Euseñanza zu entfernen.

Nach von der „Novara“ eingeholten telegraphischen Erkundigungen ergibt sich die absolute Unmöglichkeit, die Frau des Generals Miramon und ihre drei Kinder, dem Wunsche des höchstseligen Kaisers Maximilian entsprechend, auf dem genannten Kriegsschiffe nach Oesterreich überzuführen. Ich glaube aber den Allerhöchsten Absichten nicht zuwiderzuhandeln, wenn ich, da Madame Miramon die Trägerin eines Briefes des Kaisers an Ihre

kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Sophie ist, auf Verlangen den erforderlichen Geldbetrag vorschiesse, um Mexiko zu verlassen und nach Europa zu übersiedeln.

Die Zustände des Landes im Allgemeinen sind sehr precäre; die Wahlen haben bereits begonnen, vorläufig jene der Wahlmänner, einen von je 500 Urwählern, die in der ersten Hälfte des nächsten Monats ihr Votum über die Besetzung der Präsidentenstelle abzugeben haben werden. Trotz der heftigen Opposition, die die von Juarez beabsichtigten Aenderungen in der Constitution im ganzen Lande hervorgerufen haben, nimmt es doch den Anschein, dass der gegenwärtige Präsident noch ferner die erste Magistratsstelle fortbekleiden werde. Pronunciamentos gegen Juarez stehen jedoch in einem grossen Theile des Landes bevor, die zahlreichen Anhänger des Generals Porfirio Diaz werden kaum das von der Regierung stark beeinflusste Votum der Mehrheit mit Ruhe hinnehmen, und so sind höchstwahrscheinlich von Neuem Erhebungen und Kämpfe zu erwarten, wie sie seit der Unabhängigkeitserklärung dieses Land zerfleischen. Mittlerweile stocken Handel und Gewerbe und nimmt die Unsicherkeit im Verkehr mit den Provinzen zu. Bis vor ganz kurzer Zeit brachten die Tagesblätter häufige Meldungen über angefallene und ausgeplünderte Diligencen und trat hierin nur eine scheinbare Besserung ein, seit ein anhaltender Regen die in der guten Jahreszeit über alle Begriffe schlechten Wege vollends unprakticabel machte. Waaren-Conducte, die vor sechs Wochen Vera Cruz verliessen, sind in Mexiko noch nicht eingetroffen, obwohl die Entfernung nur circa fünfzig deutsche Meilen beträgt.

Einiges Aufsehen erregte hier die Zeitungsnachricht, dass Oesterreich und Frankreich sich alliiren würden, um Mexiko den Krieg zu erklären und für das Vorgefallene Rache zu nehmen. Alle Blätter besprachen seit 2—3 Tagen die Wahrscheinlichkeit und die Chancen dieser angeblich beabsichtigten neuen Invasion.

(Beilage zu V.)

Aus dem „Diario official", ddo. Mexiko, 9. September 1867.
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Mexiko, 3. September 1867.

Memorandum.

Die Herren Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez della Torre, welche als Vertheidiger des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich fungirten, erschienen gestern in dem obgenannten Ministerium und gaben kekannt, dass der Herr Viceadmiral Tegetthoff der österreichischen Marine in Mexiko angekommen sei und mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Unterredung zu haben wünsche.

Heute um die bestimmte Stunde fand sich der Viceadmiral in Begleitung der Herren Riva Palacio und Martinez della Torre im Ministerium ein.

Der Herr Viceadmiral eröffnete, dass er zu dem Zwecke nach Mexiko gekommen sei, um bei der Regierung der Republik die Bewilligung nachzusuchen, die sterbliche Hülle des Herrn Erzherzogs Maximilian nach Oesterreich zu übertragen.

Der Minister des Aeussern erwiderte, dass er diese Bitte dem Herrn Präsidenten der Republik unterbreiten werde, dass er jedoch, um selbe in Erwägung zu ziehen, zu erfahren wünsche, welchen Charakter die dem Herrn Admiral anvertraute Mission habe. Hierauf bemerkte der Herr Admiral, dass man bei seiner Absendung nach Mexiko es für angemessener erachtet habe, dass er nicht mit einer officiellen Mission seitens des österreichischen Gouvernements, sondern blos mit einem privaten Auftrage der kaiserlichen Familie betraut werde, welche Letztere von den natürlichen Gefühlen der Liebe und Pietät geleitet, die sterblichen Ueberreste des Erzherzogs zu besitzen wünsche. Aus diesem Grunde sei er auch nur in einem privativen Auftrage der Frau Mutter des Erzherzogs und dessen Bruders, Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, hieher gekommen.

Auf eine Frage des Ministers des Aeussern theilte auch der Herr Admiral mit, dass er kein schriftliches Document bei sich führe, sondern dass er nur mündliche Befehle von der Familie des verstorbenen Erzherzogs erhalten habe. Der Admiral fügte noch hinzu, dass er bereit sei, schriftlich zu erklären, dass er mit dem in Rede stehenden Auftrage betraut sei.

Der Minister des Auswärtigen wiederholte, dass er das Gesuch dem Herrn Präsidenten der Republik unterbreiten, und dass er am nächstfolgenden Tage dessen Entscheidung bekannt zu geben in der Lage sein werde.

Lerdo de Tejada.

Mexiko, 4. September 1867.

Heute fand sich der Herr Viceadmiral Tegetthoff in Begleitung der Herren Riva Palacio und Martinez della Torre neuerdings im Ministerium ein.

Demselben wurde vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten Nachstehendes eröffnet:

„Dass schon früher um die Erlaubniss zur Ueberführung der sterblichen Reste des Erzherzogs das Ansuchen gestellt wurde und zwar vom Herrn Baron von Lago, welcher bei demselben als Geschäftsträger Oesterreichs fungirte, vom Herrn Baron von Magnus, welcher als Ministerresident Preussens bei dem Erzherzog beglaubigt war, und endlich von dessen Leibarzt, dem Dr. Basch;“

„dass das Gouvernement diesen Dreien erwiderte, dass es Gründe habe, um ihren Gesuchen nicht zu willfahren. Man erwiderte dies, weil die Regierung es für ihre Pflicht hielt, zu verlangen, dass — um über die Bewilligung zur Ueberführung des erzherzoglichen Leichnams nach Oesterreich entscheiden zu können — ihr entweder ein officielles Schriftstück der österreichischen Regierung oder ein Schreiben der kaiserlichen Familie mit dem Ersuchen um die Auslieferung des Leichnams vorgelegt werde;“

„dass, wenn auch der Herr Viceadmiral Tegetthoff wegen seiner socialen Stellung in Oesterreich und seiner persönlichen Eigenschaften die volle Achtung der mexikanischen Regierung verdient, man über die angesuchte Ueberführung des Leichnams nicht zu entscheiden vermöge, weil derselbe kein Document mit sich führe, welches den im vorliegenden Falle unerlässlichen Bedingungen entspreche;“

„dass übrigens der Herr Präsident der Republik den Minister des Aeussern ermächtigt habe, dem Herrn Viceadmiral zu eröffnen, dass, wenn eine der geforderten Bedingungen erfüllt werde, sei es durch ein officielles Schriftstück der österreichischen Regierung, sei es durch ein formelles Ansuchen der Familie um die Auslieferung des Leichnams (bien por un acto oficial del gobierno de Austria ó bien por un acto express de la familia, pidiendo el cadaver del Archiduque), die Regierung der Republik bereit sei, dessen Ueberführung nach Oesterreich zu gestatten, und so den natürlichen Gefühlen der Pietät, welchen das Gesuch entsprang, Rechnung zu tragen; dass endlich die Regierung das Geeignete verfügt habe, auf dass der Leichnam einbalsamirt und mit jener Sorgfalt und jener Rücksicht aufbewahrt werde, welche man aus den gleichen Pietätsgefühlen einem Leichnam schuldig ist.“

Lerdo de Tejada.

VI.

Mexiko, am 10. October 1867.

Wie ich bereits mit einer an den Herrn Reichskanzler Baron Beust gerichteten telegraphischen Depesche meldete, sind alle meine Bestrebungen, die mexikanische Regierung zur Auslieferung der Leiche weiland Seiner Majestät des Kaisers Maximilian zu bewegen, ohne Erfolg geblieben.

Die von verschiedenen, angeblich einflussreichen Persönlichkeiten — die ich im vertraulichen Wege um ihre Vermitt-

lung angesucht hatte — gepflogenen Verhandlungen schlugen fehl; desgleichen ein meinerseits dem Minister des Auswärtigen gemachter Vorschlag, der Regierung ein schriftliches Ansuchen vorzulegen und dieses auf die dem k. k. Commodor Dufwa vom Kriegsministerium ertheilten Reiseinstructionen zu basiren, in welch' letzteren der mir übertragenen Mission in officieller Weise Erwähnung geschieht. Minister Lerdo hält hartnäckig an der mir ursprünglich kundgegebenen Forderung fest und lässt sich durch keinerlei Argumente von der Anschauung abbringen, die Wahrung des Ansehens der mexikanischen Regierung erheische gegieterisch ein directes Ansuchen seitens der allerhöchsten kaiserl. Familie oder seitens der kaiserlichen Regierung, als welches die mir übertragene Mission nicht betrachtet werden könne, da mir diese die Rolle einer Mittelsperson zuweise.

Ich unterliess es nicht, Minister Lerdo eindringlich auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die sich im erhöhten Masse der Erfüllung der von der mexikanischen Regierung erhobenen Forderung entgegenstellen, nachdem die durch allerhöchste Initiative zur Beilegung der fraglichen Angelegenheit getroffenen Einleitungen wegen einer Formfrage zurückgewiesen wurden; ich glaubte aber mein ursprüngliches Vorhaben — den Gegenstand meiner Mission unter Resumirung aller bezüglichen Argumente in einer an die hiesige Regierung zu richtenden Note nochmals zu erörtern und ihr zugleich meine Abreise anzukündigen — nicht ausführen zu sollen. Das mir durch die kaiserliche Gesandtschaft in Washington unterm 22. v. M. übermittelte Telegramm von Wien schien mir nämlich die Möglichkeit in Aussicht zu stellen, es könne in den allerhöchsten Absichten gelegen sein, mir neue Weisungen zukommen zu lassen, deren Ausführung durch eine von der mexikanischen Regierung provocirte schriftliche und voraussichtlich abschlägige Antwort hätte beeinträchtigt werden können. Da mir aber das eben erwähnte Telegramm über die Richtigkeit meiner Anschauung Zweifel aufsteigen liess, beauftragte ich Fregatte „Novara", mit meiner telegraphischen Anfrage nach Habana abzugehen und die von

Wien herabgelangten Weisungen möglichst schnell an mich weiterzubefördern.

Die für die Erhaltung der Leiche weiland Seiner Majestät des Kaisers Maximilian als dringend nothwendig erkannten Vorkehrungen sind beendet und soll die Leiche zur Ueberführung vollkommen bereit sein, mir war es nicht möglich, sie wieder zu sehen.

Meine Verwendung bei Minister Lerdo für Freilassung der im Lande gefangen gehaltenen Oesterreicher erzielte gleichfalls keine nennenswerthen Resultate und rief nur Versprechungen hervor, deren Erfüllung zum mindesten zweifelhaft ist.

Fürst Salm-Salm, zu sieben Jahren Haft verurtheilt, soll nach Lerdo's Aussage demnächst von Queretaro nach Mexiko überführt werden, wo sich seine Lage zu einer bedeutend besseren gestalten würde. Ein Gleiches stellte mir Minister Lerdo für einen Theil der übrigen in Queretaro gefangenen österreichischen Officiere in Aussicht und fügte bei, dass für Alle, ohne Unterschied, namentlich aber für die Subalternofficiere, die Dauer der Haft nur mehr eine kurze sein und die Freilassung erfolgen werde, sobald die Zustände des Landes sich einigermassen geordnet haben würden. Es herrscht hier auch allgemein die Ansicht, dass nach Beendigung der Präsidentenwahlen eine umfassende Amnestie wahrscheinlich erfolgen werde.

Die Wahlen selbst haben seit wenigen Tagen begonnen und so viel von deren Ergebnissen bis nun bekannt wurde, ist die Wiedererwählung Juarez zum Präsidenten mit Bestimmtheit zu erwarten. Hier in der Hauptstadt wenigstens ist dies bereits eine Thatsache, und es unterliegt keinem Zweifel, dass es den Regierungsmännern gelingen werde, durch rücksichtslose Anwendung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel den durch die Veröffentlichung der Convocatoria heraufbeschworenen Unwillen zu beschwichtigen und sich auf den innegehabten Posten zu erhalten. Es ist jedoch beinahe mit Gewissheit anzunehmen, dass in verschiedenen Provinzen Oppositionscandidaten, die über einige Macht gebieten, hervortreten, sich gegen die Regierung pronunciren und

so die Parteikämpfe forterhalten werden, die dieses Land seit einem halben Jahrhundert durchwühlen und Ursache sind, dass es trotz seiner mannigfachen materiellen Ressourcen täglich mehr und mehr verarmt.

Der amerikanische Geschäftsträger Mr. Plumb ist hier angekommen, desgleichen ein bolivianischer Gesandter, Sör Quintin de Quesedo, letzterer mit dem speciellen Auftrage, die mexikanische Regierung zur erkämpften Unabhängigkeit zu beglückwünschen.

VII.

Mexiko, am 28. October 1867.

Ich bin heute nicht in der Lage, über den Gegenstand der mir übertragenen Mission Näheres zu melden; die Verhandlungen mit den hiesigen Regierungsmännern ruhen seit Abgang meines letzten Berichtes und werde ich selbe nach eventuellem Eintreffen neuer allerhöchster Weisungen allsogleich wieder aufnehmen und mit grösstmöglicher Energie betreiben.

Fürst Salm-Salm und neun andere kaiserlich mexikanische Generäle, die in Queretaro gefangen waren, wurden vorgestern von der Hauptstadt nach Vera Cruz abgeführt; wenigstens theilte man den erwähnten Gefangenen dienstlich mit, dass die genannte Stadt ihr Bestimmungsort sei; es verlautet aber bereits gerüchtweise, dass die Regierung im letzten Momente ihren Entschluss geändert und Oajaca als Internirungsort gewählt habe.

Dass General Santa Anna, den ein Kriegsgericht in Vera Cruz zum Tode verurtheilt hatte, zu neunjähriger Verbannung begnadigt wurde, dürfte bereits der unterseeische Telegraph nach Europa gemeldet haben.

Der königlich preussische Gesandte Baron Magnus geht mit dem französischen Packetboot am 13. nächsten Monats nach Europa; die Witwe des Generalen Miramon hat ihre Reise dahin bereits angetreten.

Die beiden Senatoren der Vereinsstaaten, General Banks und Herr Morton, werden nächster Tage hier erwartet; man be-

hauptet, sie seien Träger einer geheimen Mission, die den Verkauf von Sonora und Süd-Californien zum Gegenstande hätte. Die finanzielle Klemme, in der sich die Regierung befindet, gibt diesem Gerüchte einige Wahrscheinlichkeit.

Die Zustände des Landes im Allgemeinen werden mit jedem Tage trostloser; der Verkehr ist auch in der nächsten Nähe der Hauptstadt ein unsicherer; Plünderungen von Diligencen und Warencaravanen gehören zu den gewöhnlichen Ereignissen und aus den Provinzen laufen Berichte ein, die auch die dortigen Verhältnisse als sehr düstere schildern und über die Zusammenrottung von zahlreichen Banden klagen, die unter irgend einem Parteivorwande auf Raub und Brandschatzung ausgehen. Die Wiederwahl des Präsidenten Juarez ist zwar als eine gesicherte zu betrachten, doch erscheint es jedem Unbefangenen als unmöglich, dass es ihm gelingen könne, sich auf längere Dauer zu behaupten und im Lande nur einigermassen Ordnung herzustellen. Es fehlen hiezu jedwede Mittel: die Armee ist unbedeutend und im höchsten Grade unverlässlich; die Communicationswege sind mehr als nothdürftig und können auf die Bezeichnung »Strassen« kaum einen Anspruch erheben, und das ganze Land wimmelt von Leuten, die an ein abenteuerliches Leben gewöhnt, die Machtlosigkeit der Regierung benützen, um gemeiner Habsucht und niedrigem Ehrgeize zu fröhnen.

VIII.

Mexiko, 7. November 1867.

In der verflossenen Woche stellte sich mir ein Herr Jose Louis Blasio vor, der bei weiland Sr. Majestät dem Kaiser Maximilian im Privatsecretariate bedienstet gewesen war, und bat um die erforderlichen Mittel zur Ueberfahrt nach Europa unter Angabe, er befinde sich in den nothdürftigsten Verhältnissen und sei eben von der mexikanischen Regierung mit einer zweijährigen Verbannung aus der Heimat belegt worden. Ich forderte Herrn Blasio auf, sein Ansuchen mir schriftlich vorzulegen und benützte

einen Besuch bei Lerdo, um für Blasio eine Milderung der über ihn verhängten Strafe zu erwirken.

Die Antwort, die mir Minister Lerdo ertheilte, wollen aus dem in Abschrift beigelegten Briefe entnehmen. Diese veranlasste mich selbstverständlich, Blasio jede Unterstützung zu verweigern.

Nichtsdestoweniger reiste Herr Blasio vor einigen Tagen mit der Diligence ab, wie ich höre, nach Oesterreich, um dort seine Ansprüche auf ein im Testamente weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian angeblich zu seinen Gunsten ausgestelltes Legat geltend zu machen.

Da Herr Blasio durch seine an die mexikanische Regierung gerichtete Bitte, die über ihn ursprünglich verhängte polizeiliche Aufsicht in eine Verbannung umzuwandeln, offenbar die Absicht kundgab, seinen auf eine Unterstützung seitens der allerhöchsten kaiserlichen Familie zielenden vermeintlichen Ansprüchen ein grösseres Relief zu geben, glaube ich mich verpflichtet, über diesen Gegenstand zu berichten, und dies um so mehr, als ich — wenn auch nicht aus ganz verbürgter Quelle — vernehme, Herr Blasio habe seine Reise mit Mitteln unternommen, die ihm Pater Fischer vorstreckte, welch' letzterer ähnliche, angeblich auf das von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Maximilian ausgestellte Testament basirende Ansprüche erhebe.

Ich muss hier erwähnen, dass das Benehmen des genannten Pater Fischer mir gegenüber durchaus nicht der Art war, um mir besonderes Vertrauen einzuflössen, und vielmehr geeignet erscheinen musste, die von vielen Leuten vernommenen ungünstigen Urtheile über den letzten Cabinetschef des Kaisers Maximilian zu bestätigen.

Ich frug nämlich Pater Fischer bei meinem ersten Besuche, den ich ihm bald nach meiner Ankunft machte, ob er im Besitze von Documenten und Actenstücken sei, die für die allerhöchste kaiserliche Familie von Wichtigkeit wären, und bot mich an, diese zu übernehmen und in sicherer Weise an ihre Bestimmung gelangen zu lassen; ich bemerkte hierbei, dass ich durchaus nicht die Absicht habe, von den mir eingehändigten Acten

Kenntniss zu nehmen, ich ihn daher ersuche, mir solche in versiegelten Packeten zu überschicken. Pater Fischer erklärte sich damals bereit, dies zu thun, meinte jedoch, das Sortiren der Schriftstücke würde eine Reihe von Tagen erfordern, da er gezwungen sei, sich kleine Partien nach dem Gefängnisse kommen zu lassen, um aus diesen sodann jene von Wichtigkeit auszuwählen.

Es vergingen Tage und Wochen, mir kam jedoch nichts zu, gleichwohl Pater Fischer mittlerweile die Erlaubniss erhalten hatte, täglich für mehrere Stunden die Euseñanza zu verlassen, mithin ihm Zeit in Hülle und Fülle zu Gebote stand, die fragliche Arbeit vorzunehmen und ich keinen der wiederholten im Gefängnisse gemachten Besuche vorübergehen liess, ohne Pater Fischer auf das mit ihm getroffene Uebereinkommen zu erinnern.

Ich that dies zuletzt in ganz eindringlicher Weise nach Empfang der hohen Weisungen, die mir Excellenz am 25. September zukommen liessen, und erhielt das Versprechen, dass mir nunmehr die bereits in Packeten geordneten Acten unverzüglich zugeschickt werden würden. Wiederum verstrichen vier Tage, ohne dass meine Erwartungen in Erfüllung gingen. Ich entsandte daher heute Morgens einen der mir beigegebenen Officiere zu Pater Fischer, um diesen kategorisch aufzufordern, allsogleich alle jene Acten auszuliefern, die dem Kaiser Maximilian gehörten und nun offenbar Eigenthum der allerhöchsten kaiserlichen Familie seien. Pater Fischer producirte auf diese Aufforderung ein in spanischer Sprache ausgefertigtes, vom Kaiser signirtes Certificat, welches ihm die Befugniss einräumt, das hier befindliche Archiv, sowie jenes von Miramar nach seinem Gutdünken zu benützen, erklärte, er könne mir nicht das Recht zuerkennen, ihm die Acten abzuverlangen, und er werde diese seiner Zeit nach Wien persönlich überbringen.

Dieses jedenfalls befremdende Benehmen des Pater Fischer muss um so auffallender erscheinen, wenn man es den Gerüchten gegenüberstellt, die seit einiger Zeit über den Ex - Cabinetchef Sr. Majestät des Kaisers Maximilian circuliren; man erzählt

nämlich mit ziemlicher Bestimmtheit, Pater Fischer habe die Acten der hiesigen Regierung denuncirt, mit dieser irgend ein Arrangement getroffen, sei nun damit beschäftigt, eine Geschichte des Kaiserreiches im Sinne der gegenwärtigen Machthaber auszuarbeiten und keineswegs gesonnen, Mexiko bald zu verlassen und nach Europa zu gehen.

Mir gegenüber gemachte Aeusserungen des Ministers Lerdo sind gerade nicht geeignet, diese Gerüchte zu widerlegen; vor circa einem Monate erwähnte Lerdo gesprächsweise, als ich um einige Begünstigungen für die Gefangenen bat, Pater Fischer sei mit einer Arbeit für die Regierung beschäftigt, und gestern antwortete mir derselbe Minister auf meine Bitte, nunmehr wie allen Uebrigen auch Pater Fischer die Freiheit zu schenken; letzterer habe selbst nie um selbe nachgesucht.

Es ist möglich, dass alles dies nur unbegründete Gerüchte sind, da aber Herr Blasio nach Wien zu gehen scheint und dort voraussichtlich seine und Pater Fischer's Ansprüche auf eine huldvolle Unterstützung seitens der allerhöchsten kaiserlichen Familie in grellen Farben und unter Hinweisung auf die nunmehr von Beiden angeblich erduldeten Leiden darzustellen beabsichtigt, glaubte ich die Aufmerksamkeit Eurer Excellenz auf die erwähnten Details lenken zu sollen, um vorzubeugen, dass allerhöchste Gnadenacte an Individuen verschwendet werden, die solcher möglicherweise vollkommen unwürdig sind.

Ich muss hier noch beifügen, dass weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian in Queretaro sich dem Baron Magnus gegenüber wiederholt sehr ungünstig über Pater Fischer ausgesprochen habe, und dass ferners Pater Fischer dem nach Queretaro berufenen Advocaten im letzten Momente einen verschlossenen Koffer, angeblich die für die Vertheidigung des Kaisers nothwendigen Acten enthaltend, mitgegeben habe, dessen Inhalt sich dann als eine Sammlung der officiellen Tagesblätter nebst einigen wenigen Actenstücken herausstellte, die die Advocaten selbst als vollkommen unbrauchbar bezeichneten.

Genehmigen Euer Excellenz den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung.

P. S. 8. November Abends. Ich erfuhr soeben noch einige Details über Pater Fischer, die ich mir nachzutragen erlaube. Meine Gewährsmänner sind der gegenwärtige Finanzminister Iglesia und ein Herr Payno, ehemals Finanzminister unter Präsident Commonfort und später mexikanischer Gesandter in London.

Die beiden genannten Herren theilten mir in vertraulicher Weise mit, dass Pater Fischer von der gegenwärtigen Regierung beauftragt sei, einen historischen Rückblick auf die letztvergangenen Jahre zu verfassen, dass Pater Fischer sich im Besitze einer Cassette mit geheimen Acten befinde, deren sorgfältige Aufbewahrung ihm weiland Se. Majestät Kaiser Maximilian noch von Queretaro aus auf das Dringlichste anempfohlen habe, dass die von ihm unternommene Arbeit wichtige Enthüllungen über die Verhandlungen mit dem Kaiser der Franzosen und sonstige interessante Details in Aussicht stelle u. dgl., dass endlich Pater Fischer gar nicht gesonnen sei, nach Europa zurückzukehren, sondern seinem neuen Vaterlande fortan nützlich zu sein bestrebt sein werde.

Ich muss hier noch ausdrücklich erwähnen, dass Pater Fischer mir gegenüber nie mit einer Silbe der von ihm übernommenen Arbeit erwähnte, und beifügen, dass, wenngleich es immerhin noch möglich ist, der genannte Priester war und sei noch des von weiland Sr. Majestät in ihn gesetzten unbedingten Vertrauens würdig, ich jedoch nach den hier gehörten vielseitigen Urtheilen einer vollkommen entgegengesetzten Ansicht huldigen muss.

IX.

Mexiko, 10. November 1867.

Ich erstatte die treugehorsamste Meldung, dass ich die vom Minister des kaiserlichen Hauses, Baron Beust, an den Minister Lerdo de Tejada gerichtete Note am 31. October übergab und noch am selben Tage dahin verständigt wurde, dass die mexikanische Regierung nunmehr die Bedingungen erfüllt sehe, von welchen sie die Ueberführung der Leiche weiland Sr. Majestät

des Kaisers Maximilian nach heimatlicher Erde abhängig machen zu sollen glaubte, und fortan nach Möglichkeit behilflich sein wolle, damit die Transportirung nach Vera Cruz mit Decorum und Sicherheit vor sich gehen könne.

Die Verhandlungen mit Minister Lerdo über die Details der Ueberführung der Leiche — gleichwohl meinerseits mit Eifer betrieben — nahmen die ganze Reihe der seither verstrichenen Tage in Anspruch und wurde erst heute Abends der Tag der Abreise auf den 12. d. M. festgesetzt.

Die mexikanische Regierung erbot sich, die Leiche bis Vera Cruz bringen zu lassen, allwo die officielle Uebergabe derselben erfolgen wird, ein Anerbieten, welches ich mit Dank annahm, umsomehr, als mir gestattet wurde, mich dem Convoi, welches eine berittene Escorte von fünfzig Mann begleiten wird, anzuschliessen.

Der Commandant der Escorte, der ein sehr tüchtiger und verlässlicher Officier sein soll, wird den Auftrag erhalten, sich Demonstrationen von Seite der Bevölkerung, in welch' immer für einem Sinne sie versucht würden, mit aller Energie zu widersetzen und ersuchte mich Minister Lerdo im Namen des Präsidenten, bei Einschiffung der Leiche in Vera Cruz am Bord der „Novara“ jede auffallende Ceremonie zu vermeiden, was ich ihm unter wiederholter Hinweisung auf die mir in dieser Richtung mündlich ertheilten Weisungen auf das Bestimmteste zusagte.

Die Reise nach Vera Cruz wird zum mindesten zehn Tage in Anspruch nehmen, da die Wege in Folge des noch immer andauernden Regenwetters in einem ausserordentlich schlechten Zustande sein sollen.

Wie ich mit meinem Berichte vom 27. Sept. treugehorsamst gemeldet, befand sich der Leichnam weiland Sr. Majestat des Kaisers Maximilian nach dem Eintreffen von Queretaro in einem Zustande, der die Vornahme einiger Restaurirungsarbeiten als dringend nothwendig darstellte. Diese Arbeiten hat die mexikanische Regierung mittlerweile vornehmen lassen und wurde mir heute gestattet, mich persönlich davon zu überzeugen, dass die Conser-

virung der Leiche nunmehr als gesichert betrachtet werden könne. Die Leiche ist gegenwärtig mit einem schwarzen Civilanzuge bekleidet, viel besser verwahrt, als dies früher der Fall war, und wird die Transportirung derselben in einem neuangefertigten Sarge aus Mahagoniholz, der in einer Zinn- und in einer Holzkiste verschlossen wird, anstandslos vor sich gehen.

Ich machte gestern dem Präsidenten Juarez meinen Abschiedsbesuch, dankte ihm für die mir in Aussicht gestellte Beihilfe für die Reise nach Vera Cruz, worauf er mir sein Bedauern darüber ausdrückte, dass die Lösung der mir übertragenen Aufgabe eine so lange Zeit in Anspruch nahm, dass er es jedoch habe für seine Pflicht ansehen müssen, auf die Erfüllung einiger Formalitäten zu bestehen, um Vorwürfen von Seite des in nächster Zeit zusammentretenden Congresses vorzubeugen.

Gleichzeitig mit der Uebergabe der Note des Ministers des kaiserlichen Hauses, Baron Beust, richtete ich an Minister Lerdo die Bitte, seinen mächtigen Einfluss beim Präsidenten zu Gunsten einer baldigen Freilassung der im Lande zurückgehaltenen Gefangenen verwenden zu wollen, und überreichte ihm eine Liste, welche die Namen der österreichischen Officiere enthielt, die bei dem Falle Queretaro's in die Gewalt des Feindes gerathen waren, ferner jene des Fürsten Salm-Salm, der Herren Eloin und Schaffer und des Pater Fischer. Minister Lerdo begnügte sich diesmal nicht mit ausweichenden Antworten, sondern sagte mir seine Unterstützung in freundlichster Weise zu. In der That erschien noch am Abende des 31. October in der officiellen Zeitung das hier in englischer Uebersetzung beiliegende Amnestiedecret, welches alle fremdländischen Officiere und Soldaten, mit Ausnahme der Generäle, in Freiheit setzte.

Ob und inwiefern die von mir des Morgens vorgebrachte Bitte auf die eben erwähnte Massregel der Milde seitens der mexikanischen Regierung einen Einfluss übte, bin ich nicht in der Lage anzugeben, da ich die Kunde hievon nur aus der Zeitung erfuhr.

Wenige Tage später wurden Fürst Salm - Salm und Herr

Eloin in Freiheit gesetzt; diese beiden letzteren auf Verwendung des amerikanischen Geschäftsträgers, der im Auftrage seiner Regierung zu Gunsten der eben Genannten einschritt. Mr. Plumb gab mir Gelegenheit, von den in dieser Richtung gewechselten Noten Einsicht zu nehmen.

Um die Freilassung des ehemaligen k. k. Linienschiffs-Lieutenants Schaffer, der — zum Hofstaate weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian gehörig — in dem veröffentlichten, nur auf active Militärs Bezug habenden Amnestiedecrete nicht mit inbegriffen war, bat ich direct den Präsidenten bei meinem Abschiedsbesuche und wurde mir gestern von Minister Lerdo mündlich mitgetheilt, dass meine Bitte erfüllt worden sei.

Von allen Fremden bleibt mithin nur Pater Fischer, der letzte Cabinetschef weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian, in vorläufiger Gefangenschaft zurück, die sich in der That nur darauf beschränkt, dass er im ehemaligen Kloster Enseñanza ein geräumiges Zimmer bewohnt, übrigens die Erlaubniss hat, sich den grössten Theil des Tages in der Stadt frei zu bewegen. Mittheilungen aus sehr positiver Quelle deuten darauf hin, dass Pater Fischer selbst wenig Verlangen hege, nach Europa zurückzukehren und gegenwärtig beschäftigt sei, im Einvernehmen mit den hiesigen Machthabern und unter Benützung des seiner Obhut anvertraut gewesenen Archives eine Geschichte des Kaiserreiches auszuarbeiten.

Fregatte „Novara“, die ich mit einem Telegramme nach Habana entsendet hatte, ist am 5. d. M. wieder in Sacraficios vor Anker gegangen. Commodore Dufwa meldet mir telegraphisch, dass er Dampfer „Elisabeth“ — auf welchem das gelbe Fieber erloschen war — von New-York nach Vera Cruz berufen habe. Dieses Schiff wird einen Theil der nun nach Europa zurückkehrenden Officiere an Bord nehmen können.

(Beilage zu IX.)

Das Schreiben des Grafen Beust an Lerdo de Tejada lautet:

Monsieur le Ministre!

Une mort prématurée ayant enlevé feu Archiduc Ferdinand Maximilien à la tendresse des siens. Sa Majesté Ile et Rle Apostolique éprouve le désir bien naturel que les dépouilles mortelles de Son infortuné Frère puissent trouver le dernier repos dans le caveau qui renferme les cendres des Princes de la Maison d'Autriche. Ce désir est partagé avec la même ardeur par le Père, la Mère et les autres Frères de l'Auguste Défunt, comme en général par tous les membres de la famille Impériale.

L'Empereur, mon Auguste Maître, a la confiance que le Gouvernement mexicain, cédant à un sentiment d'humanité ne se refusera pas à soulager la juste doleur da Sa Majesté en facilitant la réalisation de ce voeu.

En conséquenze, Mr. le Vice-Amiral de Tegetthoff a été envoyé à Mexique, avec ordre d'adresser au Président la prière de lui faire remettre les restes du Frère chéri de Sa Majesté Impériale a fin qu'ils puissent être transportés en Europe.

De mon côte, je suis chargé, en ma qualité de Ministre de la Maison Impériale, de reclamer l'obligeante entremise de Votre Excellence dans le but, d'obtenir pour le Vice-Amiral l'autorisation nécessaire à cet effet.

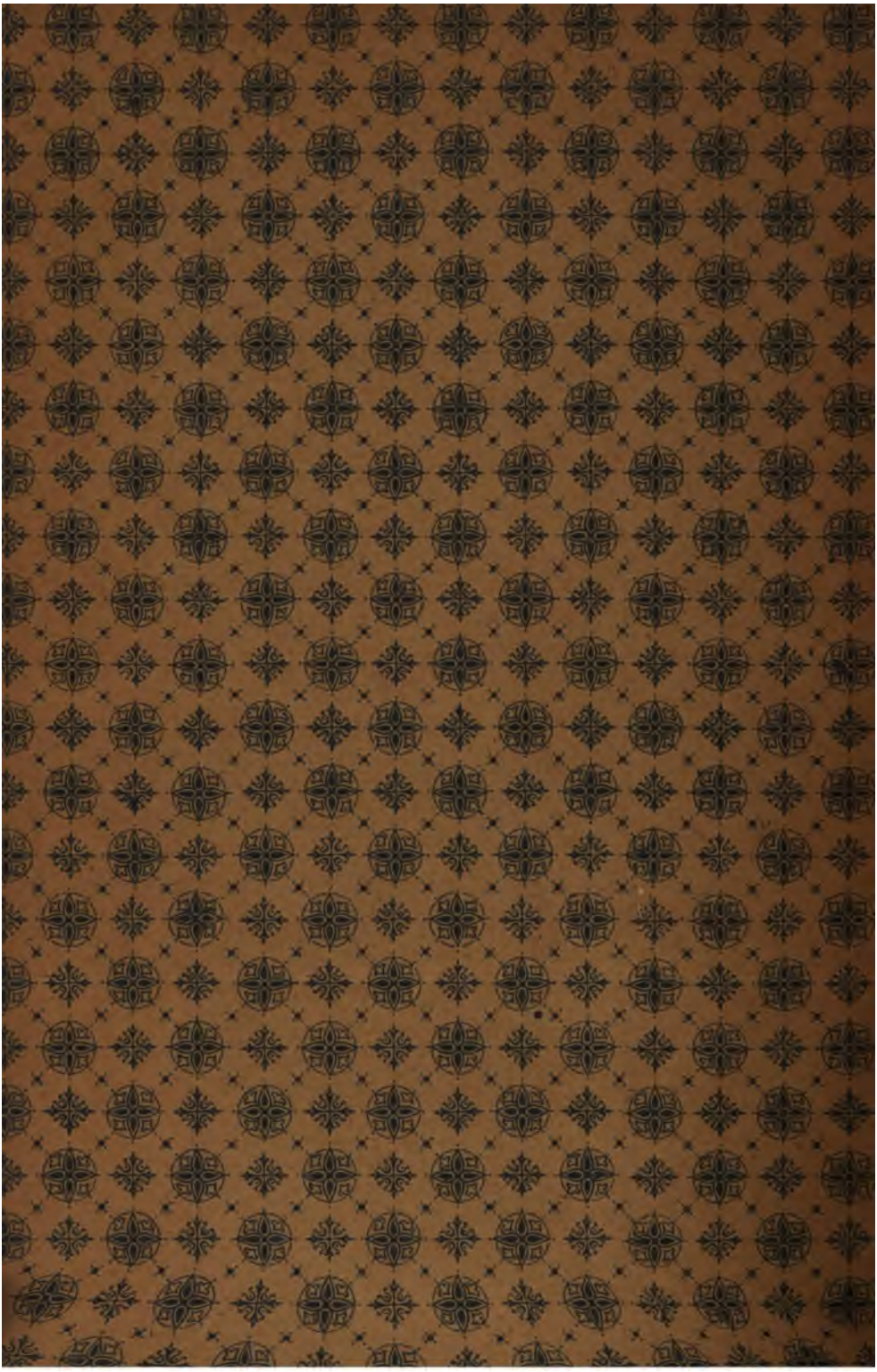
En ayant l'honneur, Mr. le Ministre, de Vous prier par avance de Vous faire, auprès du chef de l'Etat, l'organe de la gratitude de l'Auguste Famille Imple pour l'accomplissement de son désir et d'en accueillir Vous même l'expression pour les bons offices par lesquels Vous voudrez bien y contribuer, je saisis cette occasion pour offrir à Votre Excellence lés assurances de ma haute considération.

Vienne le 25 Septembre 1867.

Le chancelier de l'Empire et Ministre
de la Maison Imperiale
Beust m. p.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Aus Wilhelm von Tegetthoff's Leben	1
Aus der Privatcorrespondenz	90
Berichte aus Griechenland	222
Berichte aus Mexiko	335



DB 90 .T4 A3 C.1
Aus Wilhelm von Tegethoff's Na
Stanford University Libraries
3 6105 037 501 884

DB
90
T4A

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.